WIDENER LIBRARY
HX K2Q9 L

Digitized by Google

P Germ 332.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

Digitized by Google

Rheiniſches Archiv.

Herausgegeben

von

J. Neeb und J. Weitzel.

OEFFENTLICHE = BIBLIOTHEK ZU WIESBADEN

Fünfzehnter Band.

Neuntes bis Zwölftes Heft.

Wiesbaden, 1814.
Gedruckt und verlegt bei L. Schellenberg.

Digitized by Google

P Germ 332.2

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

J. A. Lowell fund

Digitized by Google

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

Neuntes Heft.

I. Gedichte. Seite

Dichterweihe; von J. C. Nänny 1

Trinklied für Jünglinge; von K. Reh 3

Die Nähe der Geliebten. (Nach Göthe.) . . 5

An Ihro Königliche Hoheit Maria Thereſia Charlotte von Bourbon, bei Höchſtderſelben Ankunft in Deutſchland; vom Geh. Rath von Klein . 6

II. Tugend-Größe. (Aus dem Talmud); von L. M. Büſchenthal 11

III. Ein Brief von Chriſtoph Colombo, mit einer Vorerinnerung von S. Fölix 17

IV. Ueber das Werk der Frau von Stael-Holſtein über Deutſchland, mit Anmerkungen von P. F. Booſt 35

V. Schriftſteller-Werth; Schriftſteller-Schutz. (Im Juni 1814 geſchrieben); von Metternich . 65

Digitized by Google

Seite

VI. Etwas über das griechiſche Feuer. (Als Antwort auf die Anfrage in der Note 1 Seite 69 der Beſchreibung des Fürſtenthums Lorſch); von Dahl . 82

Zehntes Heft.

I. Gedichte.

Gott und Unſterblichkeit; von K. Neh 92

Friedenslied; von J. C. Nänny 102

An einem Herbſtmorgen; von Langsdorf . . . 104

II. Werth des Lachens; von Neeb 107

III. Ueber den Steindruck der Elektrine Stunz in München; von N. Müller 124

IV. Wernher, Graf von Falkenſtein, Erzbiſchof zu Trier; von Dahl 143

V. Urgeſchichte des Rheins und der Bewohner ſeiner Ufer; von Ockhard 153

VI. Bemerkungen und Ergießungen in einſamen Stunden (ausgezogen aus meinen Tagebüchern); von P. F. Booſt 161

VII. Vorſchlag an die Freunde des deutſchen Alterthums und der deutſchen Kunſt; von G. C. Braun, Rektor in Wetzlar 170

Eilftes Heft.

I. Gedichte.

Tiefe; von J. C. Nänny 191

Wandrer-Lied; von demſelben 192

Digitized by Google

Seite

Der Schiffer; von demſelben 194

Der rechte Zorn; von demſelben . . . . . . —

Luftſchlöſſer; von K. Reh 195

Doppelte Jugend; von G. C. Braun, Rektor in Wetzlar 196

Der Lureleyfelſen am Rhein; von demſelben . . 197

Elogium poëseos, Cantilena. Nebſt einer deutſchen Ueberſetzung von Fölix 200

II. Einige kritiſche Bemerkungen zu dem vorſtehenden Liede: Elogium poëseos; von Neeb . . . 203

III. Allgemeine Ueberſicht der Fahrzeuge, welche zur Schifffahrt auf dem Rheine angewendet werden; von Ockhard 210

IV. Ueber den Steindruck der Elektrine Stunz in München (Fortſetzung); von N. Müller 232

V. Der Rhein, von jeher ein Fluß innerhalb der germaniſchen und oſt-fränkiſchen Grenzen, nebſt Bemerkungen über die bisherigen Grenzverhältniſſe zwiſchen Deutſchland u. Frankreich; von Ockhard 256

VI. Bemerkungen und Ergießungen in einſamen Stunden (ausgezogen aus meinen Tagebüchern); von P. F. Booſt 281

Zwölftes Heft.

I. Gedichte.

Luſt in freier Luft; von K. Reh 287

Als Minna eiferſüchtig war; von Langsdorf . . 288

Die Belagerung von Cöln; von Braun, Rektor in Wetzlar 289

Digitized by Google

Seite

II. Archimed, oder die Liebe zur Wiſſenſchaft; von Neeb 303
III. Der Tod Sauls, ein Trauerſpiel; v. Büſchenthal 313
IV. An meinen ſchönen Lindenbaum; von Langsdorf 332
V. Blicke über die Verhältniſſe der Schifffahrt des Rheins in den älteſten Zeiten; von Ockhard . 335
VI. Der Hundsrücken. (Eine etymologiſche Kleinigkeit); von Fölix 365

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Dichterweihe.

Ein Knabe ruht, im Hain geboren,
Der ſel'gen Mutter auf dem Schooß;
In ſeinen Anblick tief verloren
Erfleht ſie ihm ein mildes Loos,
Daß ihm nicht zu viel Bittres werde
Auf ſeiner erſten Lebensbahn; —
Sie fleht, da tönt's aus tiefer Erde,
Und redet ſo den Säugling an:

Wie meine Blumen fröhlich ſchwanken
Voll Wohlgeſtalt und Farbenſchön,
So müſſen liebliche Gedanken
Dir zahllos in dem Haupt entſtehn,

Digitized by Google

Die flechte du zu bunten Kränzen,
Die Worte ſind dein Zauberband,
So wirſt du hoch als Dichter glänzen,
Zu Ruhm und Ehr' dem Vaterland.

Und ich, ſo ſprach die nahe Quelle,
Sey deines Geiſtes Ebenbild:
So dunkeltief und dennoch helle,
So leicht bewegt und doch nie wild;
So ſpiegle du mit edler Klarheit,
Geheimnißvoll dem Forſcherblick,
Voll Reiz, voll Schönheit und voll Wahrheit
Das ſchöne Bild der Welt zurück.

Und ich, die Luft, ich werde fächelnd
Mit Himmelskräften dich umwehn;
Du wirſt dann der Gefahren lächelnd
In jedem Kampfe muthig ſtehn;
Und hüllt des Lebens dumpfe Schwüle
Dich in den Qualm der Thäler ein,
Doch wird voll lieblicher Gefühle
Dein Herz beſtändig munter ſeyn.

Wie meine Glut, ſo ſprach das Feuer,
Erſt heimlich in die Körper dringt,
Dann endlich muthiger und freier
Den jungen Flammenfittig ſchwingt;

Digitized by Google

So ſtrebe, deinen Geiſt zu ſtärken,
Hinab, wo ſich das Weſen zeigt,
Bis er geſchickt zu großen Werken
Voll Bildungsluſt zum Himmel ſteigt.

Und als nun ſo die Elemente
Den holden Knaben hold begrüßt,
Und jedes ihm den Spruch vergönnte,
Der Heil und Segen in ſich ſchließt,
Da ſchwebt auf geiſtigem Gefieder
Aus dem Gewölk ein Genius,
Und neigt ſich zu dem Knaben nieder
Und weiht ihn ein durch ſeinen Kuß.

Trinklied für Jünglinge.

Wie ſchön, ihr Brüder! ſind die Blüthenjahre,
Wie glücklich iſt die freie Zeit,
Wenn an der Freude blumigem Altare
Das Herz noch jede Stunde weiht!
Preſſet ſie froh an die ſchlagende Bruſt,
Brüder! die fliehenden Jahre der Luſt!

Digitized by Google

Bald ſteh'n wir an des ernſtern Lebens Pforte,
Der Kummer und die Sorge nah'n,
Die Freude ſpricht uns nicht mehr Honigworte,
Und immer dunkler wird die Bahn.
Preſſet ſie froh an die ſchlagende Bruſt,
Brüder! die fliehenden Jahre der Luſt!

Es iſt ſo ſchön, die Jugend rein genießen,
Zu trinken ihren Silberquell!
Sinkt an ihm hin, wo Roſen ihn umſprießen,
Sie blüh'n ſo ſchön, doch ach! ſo ſchnell!
Preſſet ſie froh an die ſchlagende Bruſt,
Brüder! die fliehenden Jahre der Luſt!

Noch wölbt ſich heiter über uns der Himmel,
Noch fließt uns rein des Lebens Luft:
Einſt iſt es anders, wenn in's Fluthgetümmel
Der Welt das ernſte Schickſal ruft!
Preſſet ſie froh an die ſchlagende Bruſt,
Brüder! die fliehenden Jahre der Luſt!

Jetzt ruht der Freund noch in des Freundes Arme,
Und theilt mit ihm der Jugend Luſt;
Einſt ſehnt er ſich, gebeugt von ſchwerem Harme,
Vergebens nach des Freundes Bruſt!
Jubelt, ihr Brüder! noch ſind wir vereint;
Erſt wenn das Schickſal uns trennet, weint!

Digitized by Google

O vieles, vieles wird das Schickſal rauben,
Nur Eines nicht, ſo hart es ſey;
Ihr Brüder! Alles, nur nicht unſern Glauben
An nie entweihte Brudertreu!
Leben und Freuden des Lebens ſind klein,
Bleibt nur das Herz meiner Brüder mein!

Die Nähe der Geliebten.

Nach Göthe.

Ich denke dein, wenn mir in heitern Stunden
Die Freude lacht;
Ich denke dein, auch wenn der Tag entſchwunden,
In ſtiller Nacht.

Ich ſeh' dein Bild, gleich Schatten, mich umſchweben;
Tief eingeprägt
Iſt's meinem Herzen, das mit ſüßem Beben
Ach! dir nur ſchlägt.

Ich höre in den Feldern, Thälern, Klüften,
Im ſtillen Hain,
Bei Stürmen, wie beim Wehen ſanfter Lüften,
Nur dich allein.

Digitized by Google

Ich bin dir nah; obſchon uns Länder trennen,
Bin ich bei dir,
Geliebte! laß mein größtes Glück mich nennen:
Wär'ſt du bei mir!

Gewährt wär' meines Lebens höchſte Wonne;
Dann ohne dich
Lacht ſelbſt der Frühling, lacht die heitre Sonne
Nie mehr für mich.

An Ihro Königliche Hoheit Maria Thereſia Charlotte von Bourbon, bei Höchſtderſelben Ankunft in Deutſchland *)

Vom Volk, das Rechte glänzender Geburt,
Und Macht des Zepters niedertrat,
Des Königthumes grauſen Trümmern
Entrungne Königstochter!

*) Von dieſem Gedichte erſchien eine Prachtausgabe im Jahr 1796, bald nach Ankunſt der Königl. Prinzeſſin

Digitized by Google

Der Allmacht Hand
Schwebt ſichtbar über Deinem Haupte! ſie gebot
Dem Wogenſturm des Vaterlandes:
Bis hieher und nicht weiter!
Auf Dir ruht forſchend jetzt der Völker Auge:
Zu welches Reiches Glück, zu welcher Höhe
Beſtimmt, Erkohrne! Dich der Vorſicht Wink?
Gewährſchaft ihres Seyns
Gab ſie den Zeiten der Verzweiflung
In Deiner Rettung!

Maria, Thereſia Charlotte von Bourbon in Deutſchland. Daſſelbe wurde von den Großen unſers deutſchen Vaterlandes, von vielen gelehrten und gebildeten Männern unſrer Nation mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen; auch ward es von dem ſehr beliebten dramatiſchen Dichter Herrn Beaunoir metriſch in's Franzöſiſche überſetzt. (Man lobte darin die edle Diktion, die Gedrängt- und Erhabenheit der Gedanken; und ehrte zugleich den Muth des Verfaſſers, der dieſes Gedicht dem Druck übergab; als bald hernach die feindlichen Revolutionshorden am Rhein ſich ſammelten, und Deutſchland zu überſchwemmen drohten.) Wir glauben nicht der Leſewelt zu mißfallen, nach 18 Jahren ein Gedicht in neues Andenken zu bringen, deſſen Gegenſtand nach ſo vielen verheerenden Stürmen in der Liebe und Vergötterung des ſo lang unterm Druck der Anarchie und Tyrannei ſeufzenden Volkes der Duldung Lohn einärndtet. Daſſelbe ſey zugleich eine Einnerung an ſeinen Verfaſſer, deſſen Biographie wir nächſtens mittheilen werden. K***

Digitized by Google

Des Friedens Morgenröthe,
Beginnſt Du Deine Fürſtenbahn!
Beſcheint Teutoniens Gefilde; und
Der Kriegsgott ſenkt das Schwert; ſein Donner ſchweigt;
Das Blut der Brüdervölker fließt nicht mehr;
Die Hoffnung öffnet ſegenſchimmernd
Europens Blick die Himmel;
Und du, der unſre Wehen tilgt,
O Friede! Weltbeſeliger!
Du ſteigſt zur Erde nieder!

Horcht meinem Seherlied, ihr Nationen!
Entrückt der Zukunft den Schleier, holde Muſen!
Gefeſſelt folgt das Staunen Deinen Reizen,
Thereſia! Am Blick der Schönheit,
Des Edelſinns, der Weisheit hängt
Das Herz der Königsſöhne! Seht, ihr Völker!
Die Schönheit und die Tugend wählet unter Kronen!
Ihr Arm umſchließt den Auserwählten:
Und Titus herrſcht; und jede Blüthe
Der Seligkeit gedeiht
An der Geſetze ſanftem Strahle.
Die Herrſcherin, die Unrecht litt,
Stürzt Ungerechtigkeit. Erbarmen kennt,
Die des Erbarmens einſt bedurfte.
Flieh fern, Satrapentyrannei! vom Thron

Digitized by Google

Der Dulderin! Du hatteſt,
Ach! wider eines Kindes Unſchuld,
Des Pöbels Dolch entblößt!
Sie fühlt den Werth der Edlen unter Menſchen:
Was biſt du Ihr, dem menſchlichen Geſchlecht,
Du, der zuerſt für Sie der Tugend Stimm' erhob?
An Einen ſchloſſen Millionen
Sich, zur Empfindung ſchnell geweckt!
Sie kennt das Kleinod des Habsburger Stammes,
Die Fürſtentreue; und ſchon trübte
Auch ihren Blick, und ihres Schickſals erſten Stern
Der Staatskunſt Meineid, Ehrſucht! deine Seuche.
In ihr erkannt' das königliche Kind
Der Völker Blendung und Verderben!

Durch Friedenshoffnung neugeborne Fürſtin!
Dein glückgekröntes Leben ſey
Ein Dankfeſt am Altar des Friedens,
Sein Tempel Dein Pallaſt, und ſein Olymp Dein Reich.
Du ſah'ſt des Krieges Greuel;
Die Königsenkel lehre
Dein weiſer Mund: Krieg, Krieg
Iſt nie Gewinn dem Throne; Siege
Verhüllen nur den Blödſinn, heilen nie die Wunden,
Die Krieg dem Volk und Fürſten ſchlägt.

Digitized by Google

Die ſeltne Lehrerin der Großen,
Erfahrung, drängte ſich an Deine Wiege ſchon:
Du ſah'ſt die Wahrheit! Große Szenen,
Statt Scherz und Jugendſpiele,
Vor Deinen Blicken, prägten Dir
Ins zarte Herz der Menſchheit gold'ne Lehren:
»Dem Volk gebühret Glück, der Zepter nicht.
Bejochung fremder Länder
Hebt nicht des eignen Landes Heil;
Noch iſt nicht Held, nicht Fürſt der Herrſcher,
Treibt ſchon Despotenmacht zum Mord den Pflüger;
Der Länder Meilenmaaß mißt nicht
Des Landbeherrſchers Größe;
Im Reiz der holden Künſte,
Im Sonnenlicht der Weisheit und des Beiſpiels
Zur Menſchlichkeit die Menſchen bilden, ſey
Der Weltregierer Götterzweck!
Des Menſchen Werth erhöht ſein Abſtand von dem Thiere;
Der Krone würdig ſeyn, des Fürſten Würde!
Mit deiner Stimme, Volk! tönt Gottesſtimme;
Die Könige ſind auf des Himmels Wage,
Was ſie im Herzen ihrer Völker ſind.«

II.

Tugend-Größe.

(Aus dem Talmud.)

Rabbi Meir war einer der edelſten und kenntnißreichſten Lehrer der Iſraeliten. Mehrere unſrer deutſchen Leſer werden ſeine Bekanntſchaft bereits durch Engels Philoſoph für die Welt, oder durch den deutſchen Merkur gemacht haben. Wir wollen unter vielen intereſſanten Erzählungen von ihm folgende, herausheben.

»Weile dieſe Nacht hier — wird Er dich morgen auslöſen, gut; wo aber nicht, dann löſ' ich dich aus, ſo wahr der Ewige lebt! Liege nur hier bis an den Morgen.«

Ruth, Kap. 3, 13—14.

Rabbi Meir hatte zum Lehrer einen gewiſſen Eliſa, Sohn Abuiah's, welcher ſich Anfangs eben ſo bedeutend durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit, als nachher durch ſeine Abtrünnigkeit machte, die ihm den Namen, der Veränderte, zuzog. Mit lebhafter Phantaſie

Digitized by Google

und feurigem Temperamente geboren, war er früh ein Anhänger der Myſtik; gieng aber bald, von eben dieſen unſichern Geleitsmännern geführt, zum Epikurismus über. Dieſer Uebergang brachte ihn mit ſich ſelbſt in Streit, und er lebte ein unruhiges qualvolles Leben.

Da er ſeine veränderten Geſinnungen nicht geheim zu halten, ſondern vielmehr bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen ſuchte, ſo zogen ihm dieſe, wie natürlich, den Haß und die Verfolgung ſeiner Nation zu. Alles floh ihn. Nur ſein gelehrter Schüler wollte unter keinen Umſtänden von ihm ablaſſen. Mit der Natur menſchlicher Irrthümer und Schwächen vertraut, war er nachſichtig bei dieſen und voll Hoffnung bei jenen. Er ſetzte ſeine Studien unter deſſen Leitung fort, und ſagte, ſo oft man ihm Bedenken darüber zeigte: Ich genieße den Kern, und verwerfe die Schale! — Dabei unterließ er nie, ſeinen theuren Verirrten, bald auf dem Wege der Spekulation, bald auf dem ſanftern Pfade der Empfindung, in die ſelige Heimath des väterlichen Glaubens zurückzuführen. Mächtig auch erſchütterten des Schülers Worte das Herz des Lehrers; allein ſchon zu weit entfernt, gab dieſer jede Hoffnung zur Rückkehr auf, und wurde aus einem verirrten Denker ein verzweifelnder Schwärmer. —

Eine Szene zum Beiſpiel:

Digitized by Google

[Es iſt Sabbath *) Eliſa zu Pferd, Rabbi Meir, hinter ihm, zu Fuß.]

Eliſa. (dreht ſich um) Meir, mein Sohn! Bis hierher; nicht weiter.

Meir. Warum, mein Lehrer?

Eliſa. Weil hier der Bann endigt. **) Dies zeigen mir die Hufen meines Pferdes. Hier mußt du umkehren.

Meir. (mit Bedeutung) O kehr' auch du um! —

Eliſa. (äußerſt bewegt) Zu ſpät, mein theurer Meir, zu ſpät. Ich bin und bleibe verworfen.

Meir. Welche Einbildung! Wie oft hab' ich dir nicht, ſelbſt durch Stellen aus der heiligen Schrift bewieſen, daß es keinen ewig Verworfenen gebe; daß Gottes unendliche Gnade jeden Sünder aufnehme, der reuig ihr naht!

Eliſa. Du irrſt, mein Sohn. Meine Erfahrung wird dich überzeugen, daß du irreſt.

Meir. Deine Erfahrung? —

Eliſa. Höre, was mir ſo eben begegnet und beweine deinen unglücklichen Lehrer. (Nach einer Pauſe, in welcher er tief aufſeufzet) In Gedanken an meine verlorne Seligkeit vertieft, ritt ich an einer alten ehrwürdigen Tempel-

---

*) Den Iſraeliten iſt, nach einer talmudiſchen Tradition, das Reiten am Sabbath unterſagt.

**) Eine Stelle von ungefähr 2000 Ellen, welche, von ſeinem Aufenthaltsort an gerechnet, kein Iſraelit am Sabbath überſchreiten darf.

Digitized by Google

mauer vorüber, da drangen aus der Mauer die dumpfen Schreckensworte: »Kehret zurück, o ihr reuigen Sünder alle! Du allein, Eliſa, bleibe ewig ausgeſtoßen aus der Reihe der Begnadigten. Du kannteſt mich, und ließeſt muthwillig von mir ab »— Kennſt du dieſe Stimme, Meir? Glaubſt du es nun, daß ich rettungslos verloren ſey? —

Meir. Ja, Unglückſeliger, du biſt's, wenn du dich länger von deiner Phantaſie meiſtern läſſeſt. Keine andere, du ſelbſt biſt deine Verdammniß. — Komm' und laß uns dort die benachbarte Schule beſuchen. Der Anblick der Kinder und ihrer Beſchäftigungen wird dich zerſtreuen.

Sie giengen dahin. Zu einem Knaben, der ihm zunächſt ſaß, ſagte Eliſa: Deinen Spruch *), Kleiner! und der Knabe — ſo ſonderbar ſpielt der Zufall — ſagt ihm einen Verdammungsſpruch über den Gottloſen! Eben dieſes war der Fall bei einem zweiten und dritten. Trauriger als er hineingetreten war, verließ Eliſa die Schule; und R. Meir bereuet' es ſehr, ihn dahin geführt zu haben.

Nicht lange nachher wurde Eliſa gefährlich krank. R. Meir, unbekümmert was man darüber ſagen möchte, beſucht' ihn oft, ſprach Troſt ihm zu, und bemühte ſich ihn mit dem Himmel auszuſöhnen. Aber verzweifelter als je, wies der Kranke jeden Hoffnungsſtrahl zurück. Es iſt zu ſpät!

*) Ein Bibelvers, deren die Kinder zu jener Zeit auswendig lernen mußten.

Digitized by Google

zu ſpät! war der ewige Einwurf, womit er jeden Troſtesgrund ablehnte. »Nicht doch, nicht doch, ſprach dann R. Meir gerührt. Die Buße kommt nie zu ſpät. Gott verlangt keine glänzende Genugthuung, nur ein zerknirſchtes, reuerfülltes Herz; eine demüthige Anerkennung ſeiner Größe. O bet' ihn an, Eliſa, im Sterben, und er wird dich aufnehmen in ein ewiges Leben!» Da weinte Eliſa heftig; verlor aber zugleich die Sprache. Weinend wurd' er immer ſchwächer, und weinend verſchied er. — Tief erſchüttert ſtand R. Meir bei der geliebten Leiche, und ſagte endlich mit Wehmuth: Gewiß, er iſt reuig geſtorben!

Man brachte Eliſa zu Grabe, und der Rabbi begleitete ihn auf ſeinem letzten Wege. Kaum aber war er wieder zu Hauſe angekommen, als man ihm beſtürzt die Nachricht brachte: Ein Feuer vom Himmel verzehre das Grab ſeines Lehres! Erſchrocken eilt' er dahin, und fand es wirklich ſo. Aber mit einer göttlichen Zuverſicht, womit ſeine reine Tugendgröße ihn erfullte, warf er ſeinen Mantel auf die Flamme hin, und ſprach mit der Begeiſterung eines Sehers die feierlichen Worte: Schlummre hier die lange Grabesnacht durch. Beim Erwachen des großen Morgens wird dein Gott dich auslöſen. Doch ſollt' Er nicht — o dann löſ' ich dich aus, ſo wahr Gott lebt!»

Die Flamme war eingeſunken.

Digitized by Google

Wer fühlt nicht bei dieſer ſo kühnen als lieblichen Mythe der Vorzeit, Schillers Worte von der Macht des Geſanges:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrſcht er das bewegte Herz.
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es ſtaunend himmelwärts;
Und wiegt es zwiſchen Ernſt und Spiele
Auf ſchwanker Leiter der Gefühle.

Digitized by Google

III.

Ein Brief von Chriſtoph Colombo.

Man hat Privatbriefe von Klopſtock, Gleim, Bürger ꝛc., die weiter ohne Werth waren, nach dem Tode ihrer Verfaſſer öffentlich bekannt gemacht. Die weitere Verbreitung des folgenden Briefes will ich mit dieſem Beiſpiele nicht entſchuldigen. Männer, deren Ruhm ſich auf ihre Schriften gründet, ſoll man nach ihrem Tode durch die öffentliche Mittheilung von Papieren, welche ſie zum Drucke nicht beſtimmt hatten, keineswegs in Gefahr ſetzen, von ihrem Heiligenſcheine zu verlieren. Aber von jenen, deren Größe blos auf Thaten beruhet, welche uns nur von fremder Feder erzählt worden ſind, iſt jede noch ſo kleine ſchriftliche Nachlaſſenſchaft eine Reliquie; eine um ſo ſchätzbarere Reliquie, je ſeltner ſich dergleichen finden.

Dieſes iſt der Fall mit Chriſtoph Colombo. Die Geſchichte dieſes großen Geiſtes haben uns nur Andere aufgezeichnet, ſeine Entdeckungen dem Publikum nur Andere erzählt. Er handelte wahrſcheinlich lieber, als er ſchrieb, und ſtattete blos dem Hofe ſeine amtlichen Berichte ab, unbekümmert um die Ausbreitung ſeines Ruhmes. Nicht ein Aufſatz von ihm iſt, ſo viel ich weiß, in irgend einer ältern oder neuern Sammlung uns aufbewahrt worden: nie habe auch ich bei einem Geſchichtſchreiber von Amerika, in einem Kataloge, dergleichen angeführt gefunden, ſelbſt nicht den folgenden Brief. Ein Beweis, daß auch er, obſchon gedruckt, ſo ſehr unter die Seltenheiten gehört, daß er für Manuſkript gelten kann.

Giebt er uns daher gleich keine neuen Aufſchlüſſe über Thatſachen, ſo fodert er doch ſeine allgemeine Bekanntwerdung. Er giebt einigen Aufſchluß über des Schreibers Karakter und Darſtellungsart.

Ich ſchicke noch einige bibliographiſche Notizen voraus.

Der Brief iſt auf einem einzelnen Bogen in klein Quart gedruckt. Wahrſcheinlich ſind aus dieſer Urſache bei weitem die meiſten Exemplare, als einzelne unbedeutende Blätter, verloren gegangen.

Seiten- oder Blätterzahl, wie auch der Kuſtos, fehlen.

Weder Offizin, noch Druckort oder Verleger, oder Jahr, iſt angegeben. Doch laſſen mehrere Umſtände, auch

Digitized by Google

die Form der Buchſtaben, das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vermuthen.

Die erſte Seite enthält gleich oben, an der Stelle der erſten Zeile jeder andern Seite, folgenden Titel, mit denſelben Buchſtaben, wie der übrige Text, gedruckt, und zwar ohne Initial, in acht Zeilen:

»Brief von Chriſtoph Colom *), dem unſer »Zeitalter viel verdankt, über die neulich ober dem »Ganges (Supra Gangem) gefundenen Inſeln, zu »deren Aufſuchung er vor acht Monaten im Namen »und auf Koſten des unüberwindlichen Königs von »Spanien, Ferdinand, ausgeſendet worden war, an »den wohlgebornen (magnificum) Herrn Raphael »Sanxis, deſſelben allerdurchlauchtigſten Königes Schatzmeiſter; durch den edeln und gelehrten Aliander de »Cosco aus dem Spaniſchen ins Lateiniſche überſetzt, »den neun und zwanzigſten April 1493, im erſten Jahre »des Pabſtthums Alexanders des Sechsten.»

*) Es iſt wohl bekannt, daß die Spanier dem italieniſchen Namen des Entdeckers der neuen Welt einen ſpaniſchen Zuſchnitt (ſo wie wir Deutſche, obgleich wahrſcheinlich aus andern Urſachen, den lateiniſchen, Columbus) gegeben haben. Wenn die Unterſchrift des folgenden Briefes genau iſt, ſo nannte ſich Colombo ſelbſt demzufolge Colom. Sein Sohn und Biograph Ferdinand ſchrieb ſogar Colon: und ihm folgten die ſpätern Schriftſteller der Nation. Ich gebe dem Italiener ſeinen vollſtändigen italieniſchen Namen.

Digitized by Google

Dann folgt, nach einem leeren Zwiſchenraume von einer einzigen Zeile, der Brief ſelbſt mit einem Initial-Q: Quoniam etc.

Jede der folgenden Seiten hat vier und dreißig Zeilen, bis zur ſechsten einſchließlich. Die ſiebente hat nur noch ſechs und zwanzig; und dann, nach einem leeren Zwiſchenraume von einer Zeile, die Unterſchrift: Chriſtoph Colom Admiral der Ozeaniſchen Flotte (Christophorus Colom Oceanae classis Praefectus).

Auf der achten Seite iſt ein Epigramma des Biſchofs von Montepeloſo, R. L. de Corbaria, an den König von Spanien, in Beziehung auf das ſo wichtige Ereigniß der Entdeckung Weſtindiens, abgedruckt.

Ob das ſpaniſche Original jemal erſchienen ſeye, weiß ich nicht. Beſäße ich dieſes, ich würde es mit einer Ueberſetzung zugleich abdrucken laſſen. Bei dem lateiniſchen Exemplare lohnt es dieſer Mühe nicht.

H. Fölix.

Ueberzeugt, daß das vollkommene Gelingen meiner Unternehmung Euch Vergnügen macht, habe ich Gegenwärtiges ſchreiben wollen, um Euch über Alles und Jedes, was wir auf dieſer unſerer Reiſe geſehen und gefunden haben, Nachricht zu geben.

Digitized by Google

Am drei und dreißigſten Tage nach meiner Abreiſe von Cadiz *) kam ich in das indiſche Meer, wo ich ſehr viele von unzählbaren Menſchen bewohnte Inſeln antraf, von welchen allen ich für unſern glücklich regierenden König, unter Abſingung des Te Deum laudamus, und mit fliegenden Fahnen, ohne irgend eines Menſchen Widerſpruch, Beſitz genommen habe. D ererſten derſelben gab ich den Namen unſeres Heilandes, auf deſſen Hilfe geſtützt ich ſowohl dieſe als alle übrigen erreicht habe. Die Indier indeſſen nennen ſie Guanahanin. Auch jeder der andern gab ich einen neuen Namen. So befahl ich die eine Inſel die der unbefleckten Empfängniß, eine andere Ferdinandina, wieder eine andere Iſabella, dann eine andere Johanna, zu heißen; und ſo mit den übrigen.

Sobald wir bei der Inſel, welche, wie ich ſo eben geſagt habe, Johanna heißt, angekommen waren, ſegelte ich längſt der Küſte eine Zeit lang weſtwärts, und fand ſie, da ich ihr Ende nicht erreichen konnte, ſo groß, daß ich ſie

---

*) Gadibus. Die Geſchichte nennt den kleinen Hafen Palos, nicht ſehr weit von Cadiz, als den Ort, von welchem aus Colombo ſeine erſte Entdeckungsreiſe angetreten habe. Da das ſpaniſche Original dieſes Briefes nich vorhanden iſt, ſo kann nicht entſchieden werden, ob der Ueberſetzer das hier vielleicht zu lateiniſche Wort Gades darum gewählt habe, um mit dieſem Ausdrucke im Sinne der Römer einen der weſtlichen Punkte Europas zu bezeichnen.

Digitized by Google

nicht für eine Inſel, ſondern für feſtes Land, für die Provinz Chatai *) hielt. Da ich jedoch in der Nachbarſchaft des Meeres keine Städte, ſondern nur einige kleine Dörfer und einzelne Wohnungen entdeckte, mit deren Einwohnern ich nicht reden konnte — wie ſie denn auch, ſobald ſie uns erblickten, die Flucht ergriffen; — fuhr ich weiter, in der Hoffnung, irgend eine Stadt, oder anſehnliche Dörfer zu finden. Als ich aber endlich ſah, daß auf unſerer ſehr weiten Fahrt es nirgend anders wurde; daß dieſer Weg uns nach Norden führte (eine Richtung, welche ich vermeiden wollte, denn es war Nebel hier), wo ich doch ſüdwärts zu ſteuern die Abſicht hatte, überdieß der Wind unſern Wünſchen entſprach; beſchloß ich, auf weitere Erfolge Verzicht zu leiſten, und kehrte zurück in einen vorher von mir bemerkten Hafen. Hier ſchickte ich zwei der Unſrigen ans Land, mit dem Auftrage, zu unterſuchen, ob ein König oder Städte in dieſer Provinz anzutreffen ſeyen. Drei Tage giengen dieſe umher, und fanden zwar unzählbar viele Menſchen, aber nur kleine Wohnungen, und Alles ohne Regierung,

*) Cataio war, nebſt der Inſel Sipango, durch die Erzählung des Venetianers Marco Paolo berühmt geworden, welcher den Orient früher bereiſt hatte. Seinen Bericht kann man bei *Ramusio* Navigat. et Viaggi Tom. II. fol. 2. seq. und bei *Grynaeus* Nov. Orbis. pag. 338 seq. finden. Es liegt außer meinem jezigen Zwecke, mich in die Erläuterung dieſes Berichtes einzulaſſen.

Digitized by Google

weshalb ſie zurückkehrten. Unterdeſſen hatte ich ſchon von einigen hier aufgefangenen Indiern vernommen, daß dieſe Provinz eine Inſel ſeye.

Hierauf ſetzte ich meine Reiſe oſtwärts, immer längs der Küſte her, bis dreihundert zwei und zwanzig Meilen *) weit, zum äußerſten Ende der Inſel, fort.

Von dort aus erblickte ich eine andere öſtlich gelegene Inſel in der Entfernung von vier und fünfzig Meilen von der Inſel Johanna, welche ich ſogleich die Spaniſche **) nannte. Ich ſteuerte auf dieſelbe zu mit einer kleinen Abweichung nach Norden; dann ſegelte ich, wie ich bei der Johanna gethan, öſtlich fünfhundert vier und ſechszig Meilen.

Die geſagte Inſel Johanna, ſo wie die andern daſelbſt, ſind ſehr fruchtbar. Sie iſt mit vielen, ſehr ſichern, geräumigen, und mit keinen ſonſtigen, die ich je geſehen,

*) Milliaria hier, weiter unten passuum millia. Dieſe letztere Benennung, zuſammengehalten mit der Anzahl der Meilen und der wirklichen Größe der befahrnen Inſeln, läßt vermuthen, daß der lateiniſche Ueberſetzer die von Colombo angegebenen, wahrſcheinlich ſpaniſchen, Meilen in alte römiſche Passuum millia ausgeſchlagen habe; welche man, zu einer Viertelſtunde jede, angenommen hatte. S. *Justi Lipsii* Epistol. 59. Cent. Singol. ad Italos et Hispanos.

**) Spaniſch: Española, woraus nachher auf den Karten Hispaniola geworden iſt.

vergleichbaren Häfen umgeben; wird von vielen ſehr ſtarken und geſunden Strömen durchfloſſen, von vielen und ſehr hohen Bergen durchſchnitten. Alle dieſe Inſeln ſind ſehr ſchön, gewähren die verſchiedenartigſten Anſichten, ſind bequem zu durchreiſen, und voll himmelhoher Bäume der verſchiedenſten Gattungen, von denen ich glaube, daß ſie nie entblättert werden; denn ich ſah ſie damals ſo grün und geſchmückt, wie die Bäume Spaniens im Mai zu ſeyn pflegen. Einige waren in der Blüthe, andere voll Früchte, wieder andere grünten in einem andern Zuſtande nach eines jeden Art. Nachtigallen und andere verſchiedene und unzählbare Vögel ſangen im Monat November, wo ich zwiſchen ihnen durch ſpazierte. Ueberdieß finden ſich auf der geſagten Inſel Johanna ſieben bis acht Gattungen von Palmbäumen, welche an Höhe und Schönheit, wie alle andern Bäume, Kräuter und Früchte, die unſrigen weit übertreffen. Ferner giebt es wunderbare Fichten, ausgedehnte Felder und Wieſen, allerlei Vögel, allerlei Honig, allerlei Metalle, Eiſen ausgenommen.

Auf jener Inſel aber, welche, wie geſagt, die Spaniſche heißt, ſind ſehr hohe und ſchöne Berge, weitſchichtige Felder und Wälder. Die Felder ſind ſehr fruchtbar, zum Beſamen, zur Weide und zur Aufnahme von Gebäuden vortrefflich. Die Bequemlichkeit und Vortrefflichkeit der Häfen dieſer Inſel, die Menge der Flüſſe, verbunden mit der Geſundheit der Menſchen, muß man geſehen haben, um

ſie glaublich zu finden. Ihre Bäume, Weiden und Früchte ſind von denen der Inſel Johanna ſehr verſchieden. Nebſt dem hat dieſe Spaniſche einen Ueberfluß an allerlei Gewürz, Gold und Metallen.

Die Einwohner beiderlei Geſchlechts dieſer ſowohl, als aller andern Inſeln, die ich geſehen und von denen ich Kunde erhalten habe, gehen jederzeit völlig nackend, wie ſie von Mutterleibe kommen; einige Weiber ausgenommen, welche ihre Schamtheile mit einem Blatte, oder einer von ihnen eigends dazu verfertigten baumwollenen Schürze bedecken.

Allen gebricht es, wie ich ſchon geſagt habe, an Eiſen. Eben ſo fehlt es ihnen an Waffen. Von dieſen haben ſie keine Kenntniß und zu ihnen keine Geſchicklichkeit: nicht daß ſie mißſtaltet wären, im Gegentheile ſind ſie wohl gebildet; ſondern weil ſie furchtſam und ängſtlich ſind. Doch tragen ſie, ſtatt Waffen, an der Sonne gedörrte Rohrſtäbe, an deren dickerm Ende ſie eine Art Spieß von trocknem Holze befeſtigen. Sie getrauen ſich aber nicht, ſtets Gebrauch davon zu machen: denn es ereignete ſich öfter, daß, wenn ich zwei oder drei der Meinigen in Dörfer ſchickte, um mit den Einwohnern derſelben zu reden, ein gedrängter Haufen Indier heraustrat; allein, ſobald ſie die Unſrigen näher kommen ſahen, ſchnell die Flucht ergriff; wobei die Eltern ihre Kinder, und dieſe jene im Stiche ließen. Und dieſes gar nicht, weil irgend einem aus ihnen ein Schade oder etwas Unangenehmes zugefügt worden (im Gegentheile gab ich,

wo ich immer landete, und wo ich immer mit ihnen zur Rede kommen konnte, was ich hatte, Tuch und vielerlei andere Sachen, ohne etwas dagegen zu erhalten); ſondern weil ſie von Natur ſchüchtern und zaghaft ſind. Wo ſie ſich übrigens ſicher ſehen, ſind ſie, mit Hintanſetzung aller Furcht, ſehr gutmüthig, ehrlich, und mit Allem, was ſie beſitzen, ſehr freigebig. Verlangt man etwas von ihnen, ſo verſagen ſie es nie; ja ſie fodern zum Begehren ſelbſt auf. Sie zeigen eine große Liebe gegen jedermann. Für Kleinigkeiten geben ſie das erſte Beſte von großem Werthe, und ſind mit einer Unbedeutenheit, ja mit Nichts zufrieden. Doch habe ich verboten, ſolche unbedeutende Dinge ohne Werth ihnen zu geben, wie Stücke von zerbrochenen Schüſſeln und Tellern, Glasſcherben oder Nägel; wiewohl ſie, wenn ſie dergleichen habhaft werden konnten, die ſchönſten Sachen der Welt zu beſitzen glaubten. So bekam ein Matroſe für einen einzigen Nagel ſo ſchwer Geld als drei Dukaten, und desgleichen andere für andere Dinge von noch geringerem Werthe; beſonders für neu geprägtes Geld. Um deſſen zu erhalten, gaben ſie her, was der Verkäufer begehrte, als: anderthalb bis drei Unzen Geld, oder dreißig bis vierzig Pfund Baumwolle, welche ſie ſchon kannten. Eben ſo kauften ſie Stücke von Bogen, Häfen und Fäſſern *) für Baumwolle und

*) Wahrſcheinlich von zu Stein gebranntem Thone, wie noch in den neuern Zeiten von den Spaniern in der

Digitized by Google

Gold, wie unvernünftige Thiere: was ich, weil es doch wahrlich unbillig war, verbot. Hingegen gab ich ihnen viele ſchöne und angenehme Sachen, die ich mitgebracht hatte, ohne Entſchädigung, um ſie deſto eher ſowohl für mich, als zur Annehmung des Chriſtenthums, und zur Liebe gegen den König, die Königin, unſere Herrn, und alle Spanier, zu gewinnen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich Mühe geben, jene Sachen, an welchen ſie einen Ueberfluß und wir beſonders Mangel haben, aufzuſuchen, zuſammenzuhalten, und uns zu geben.

Abgötterei iſt ihnen unbekannt; ſie glauben vielmehr feſt, alle Kraft, alle Macht und alles Gute ſeye im Himmel, und ich ſeye mit dieſen Schiffen und Matroſen von dort herabgekommen. Mit dieſer Ueberzeugung bin ich überall, nachdem ſie ihre Furcht abgelegt hatten, aufgenommen worden.

Auch ſind ſie weder träg noch ſtumm: im Gegentheile haben ſie vielen Verſtand und viele Einſicht; und diejenigen unter ihnen, welche dieſes Meer befahren, geben, zum Erſtaunen, über Alles Auskunft. Aber nie hatten ſie gekleidete Menſchen, oder Schiffe wie die unſrigen, geſehen.

Sobald ich in dieſes Meer gekommen, habe ich ſogleich einige Indier der erſten Inſel aufgefangen, ſowohl um ihnen

---

Südſee zur Aufbewahrung des Waſſers gebraucht werden. *Anson*, Voyage autour du monde, pag. 211.

Digitized by Google

von uns Kunde zu geben, als um von ihnen in denjenigen Sachen Unterricht zu empfangen, von welchen ſie in dieſen Gegenden Kenntniß hatten. Es gelang nach Wunſch; denn bald konnten wir uns ihnen und ſie uns, theils durch Zeichen und Gebährden, theils durch Worte, verſtändlich machen. Dieſe waren uns ſehr nützlich, und haben mich her begleitet, immer noch in der Ueberzeugung, ich ſeye vom Himmel herabgeſtiegen (wiewohl ſie nun ſchon ſo lange und bis jetzt mit uns umgehen), und ſie waren die erſten, welche, wo wir immer landeten, dieſes verkündigten, worauf dann die andern wieder andern mit lauter Stimme zuriefen: Kommt! Kommt! und ſehet himmliſche Leute. Weshalb dann Weiber und Männer, klein und groß, alt und jung, mit Ablegung aller vorher gehabten Furcht, haufenweis ſich drängten, uns zu beſuchen, und, dieſer Speiſe, jener Getränke, mit vieler Liebe und unglaublicher Gutmüthigkeit herbeizubringen.

Jede Inſel hat viele Kähne, jeder aus einem einzigen Baumſtamme, die, wenn ſie gleich ſchmal ſind, doch unſern Ruderſchiffen in der Länge und der Form gleichen, ſelbe an Geſchwindigkeit des Laufes aber übertreffen. Sie werden blos durch Ruder gelenkt. Es giebt große, kleine und von mittlerer Größe: mehrere jedoch ſind größer, als ein Ruderſchiff von achtzehn Bänken. In dieſen fahren ſie nach allen Inſeln, deren Menge unzählbar iſt; und mittelſt derſelben treiben ſie ihren Handel und ihr Gewerbe untereinander. Ich

Digitized by Google

habe einige dergleichen Kähne geſehen, in welchen ſiebenzig bis achtzig Ruderer ſaßen.

Auf allen dieſen Inſeln iſt in dem äußern Anſehen der Einwohner keine Verſchiedenheit, keine in den Sitten und der Sprache; alle verſtehen einander. Ein Umſtand, welcher der Erreichung deſſen, was, meiner Meinung nach, unſer allergnädigſter König vorzüglich wünſcht, nämlich ſie zu dem heiligen chriſtlichen Glauben bekehrt zu ſehen, beſonders günſtig iſt. So viel ich zu bemerken im Stande war, ſind ſie dazu auch ſehr lenkſam und geneigt.

Ich habe ſchon erzählt, wie ich vorher an der Inſel Johanna in gerader Richtung von Weſten nach Oſten dreihundert zwei und zwanzig Meilen hingeſegelt bin. Nach dieſem Wege und dieſer Länge der Reiſe zu urtheilen, kann ich wohl ſagen, dieſe Johanna ſeye größer als England mit Schottland: denn außer den dreihundert zwei und zwanzig Meilen ſind nach Weſten zu noch zwei Provinzen übrig, zu welchen ich nicht gekommen bin, deren eine bei den Indiern Anan heißt, und deren Einwohner geſchwänzt geboren werden. Wie ich von den Indiern, welche ich bei mir führe, und welche dieſe Inſeln alle kennen, vernommen habe, ziehen ſich dieſe Provinzen auf hundert achtzig Meilen in die Länge. Der Umfang der Spaniſchen aber iſt größer, als ganz Spanien von Xelſa (Colonian *) bis

*) Ich vermuthe jedoch, daß Colombo einen Punkt an der Küſte genannt hatte, welchem der lateiniſche

Fuenterabia (fontem rapidum). Was leicht daraus abzunehmen iſt, da die eine ihrer vier Seiten, welche ich ſelbſt in gerader Richtung von Weſten nach Oſten befahren habe, fünfhundert vierzig Meilen in der Länge beträgt.

Dieſe Inſel muß vorzüglich beſetzt, und darf, iſt ſie einmal beſetzt, nicht vernachläßiget werden. Auf ihr habe ich auch (wiewohl ich, wie geſagt, alle andern Inſeln für unſern unüberwindlichen König feierlich in Beſitz genommen habe, und die Herrſchaft derſelben geſagtem König völlig zukömmt) an einem ſehr bequemen und zu einem vortheilhaften Handel jeder Art gelegenen Orte, von einer großen Stadt, welche ich Chriſttags-Stadt geheißen, beſonders Beſitz ergriffen, und daſelbſt ſogleich eine Feſtung zu erbauen befohlen. Dieſe muß jetzt vollendet ſeyn. Auch habe ich daſelbſt die nothwendig ſcheinende Mannſchaft, mit Waffen aller Art und mit Lebensmittel auf länger als ein Jahr verſehen, zurückgelaſſen; ſo wie ein Fahrzeug und Handwerksleute zur Erbauung von andern dergleichen; ferner das Wohlwollen und eine unglaubliche Leutſeligkeit des Königs dieſer Inſel. Die Eingebornen derſelben ſind außerordentlich liebreich und gutmüthig, weil gedachter König mich Bruder zu heißen für eine Ehre hielt. Sollten ſie aber auch

---

Ueberſetzer, wie oben bei Palos, eine römiſche Benennung unterlegen wollte. Vielleicht Coruña?

ihren Sinn ändern, und denen in der Feſtung Gebliebenen Schaden zufügen wollen, ſo können ſie das nicht einmal: denn ſie haben keine Waffen, gehen nackend, und ſind gar zu furchtſam. Daher können blos diejenigen, welche die gedachte Feſtung inne haben, die ganze Inſel ohne alle Gefahr durchſtreifen; wenn ſie nur die Vorſchriften, welche ich ihnen gegeben, und die Anordnungen, welche ich getroffen habe, nicht überſchreiten.

Auf allen dieſen Inſeln begnügt ſich, ſo viel ich bemerkt habe, jeder mit einem Weibe; die Fürſten oder Könige ausgenommen, welche ihrer zwanzig haben dürfen.

Die Weiber, ſcheint es, arbeiten mehr, als die Männer.

Ob ſie ein Eigenthum beſitzen, habe ich nicht recht ausfindig machen können: denn ich ſah ſie, was ſie hatten, einander mittheilen; beſonders Leckerbiſſen, Eßwaaren und dergleichen.

Ungeheuer habe ich bei ihnen keine bemerkt, wie die meiſten geglaubt hatten; ſondern ſehr ehrfurchtsvolle und gutmüthige Menſchen. Auch ſind ſie nicht ſchwarz, wie die Aethiopier: ihre Haare ſind glatt und lang. Sie wohnen auch nicht, wo die Sonnenſtralen mit beſonderm Feuer brennen (da iſt ihre Hitze ſehr groß), denn ſie ſind von der Gleicherlinie ſo weit entfernt, daß man von der Spitze der Berge ſechs und zwanzig Grade ſieht. Ebenfalls iſt es ſehr kalt: Doch dieſe Kälte iſt den Indiern erträglich, ſowohl

Digitized by Google

aus Gewohnheit, als wegen der ſehr hitzigen Sachen, deren ſie häufig und in Ueppigkeit genießen. Ungeheuer habe ich alſo keine geſehen; auch habe ich nirgend Nachricht von dergleichen erhalten: eine Inſel, Caris genannt, ausgenommen, zu welcher man, wenn man aus Spanien nach Indien ſchifft, ſpäter kömmt. Dieſe bewohnt ein Volk, welches von ſeinen Nachbarn für wilder gehalten wird. Dieſes Volk ißt Menſchenfleiſch, hat vielerlei Arten von Fahrzeugen, in welchen ſie auf alle indiſchen Inſeln überſetzen, rauben und fortſchleppen was ſie können. Sie unterſcheiden ſich indeſſen von den Uebrigen in nichts, als daß ſie, gleich den Weibern, ihr Haar lang tragen. Ihre Waffen ſind Bogen, und Spieße von Rohr mit eingefügter Spitze am dickern Ende, wie ich ſchon erklärt habe. Der angeführten Umſtände wegen gelten ſie für wild, und werden von den übrigen Indiern ausnehmend gefürchtet. Ich aber mache mir aus ihnen ſo wenig, als aus den andern. Sie begatten ſich mit gewiſſen Weibern, den einzigen Bewohnern der Inſel Mateunin, zu welcher man, wenn man aus Spanien nach Indien ſchifft, eher als zu jener kömmt. Dieſe Weiber verrichten gar keine Arbeit ihres Geſchlechtes: ſie führen Bogen und Spieße, wie ich von ihren Männern erzählt habe, und verpanzern ſich mit Platten von Erz, an welchem großer Ueberfluß bei ihnen iſt.

Man ſpricht mir auch beſtimmt von einer andern Inſel, größer als die Spaniſche, deren Einwohner die Spieße

nicht kennen, und die goldreicher, als die übrigen, ſeyn ſoll. Von dieſer Inſel ſowohl, als von den andern, die ich geſehen habe, führe ich Eingeborne bei mir, welche das von mir Geſagte bezeugen.

Um endlich den Inbegriff und die Vortheile unſerer Abreiſe und ſchnellen Wiederkehr kurz zu faſſen, ſo verſpreche ich, unſern unüberwindlichen Königen, wenn ſie mich nur einigermaßen unterſtützen, ſo viel Gold als ſie bedürfen, ſo viel Gewürz, Baumwolle, Maſtix (der blos bei Chios gefunden wird), ſo viel Aloeholz, ſo viele heidniſche Diener, als ihre Majeſtäten nur verlangen mögen; ferner Rhabarber und andere Gewürzarten, welche diejenigen, die ich in der gedachten Feſtung zurückgelaſſen habe, wohl ſchon gefunden haben oder noch finden werden. Ich ſelbſt habe mich nirgendwo länger aufgehalten, als es die Winde nothwendig machten; außer in der Chriſttags-Stadt, wo ich vor meiner Abreiſe die Beendigung der Feſtung und Alles in Sicherheit ſehen wollte.

Wenn das Alles ſehr viel und unerhört iſt, ſo würde es doch noch viel mehr ſeyn, wenn ich die erfoderlichen Schiffe gehabt hätte. Jedoch ſelbſt dieſes Viele und Wunderbare entſpricht nicht unſern Verdienſten, ſondern dem heiligen chriſtlichen Glauben und der Gottſeligkeit und der Religion unſerer Könige, weil, was der menſchliche Verſtand für ſich nicht erreichen konnte, ihn der göttliche erreichen ließ. Denn Gott pflegt ſeine Diener, und die, welche

ſeine Gebote lieben, auch im Unmöglichen zu erhören: wie es uns jetzt widerfahren iſt. Wir haben erreicht, was menſchliche Kräfte bisher zu erlangen nicht vermochten. Denn wenn auch einer oder der andere von dieſen Inſeln etwas geſchrieben oder geſprochen hatte, ſo war es doch nur unbeſtimmt und nach Vermuthungen: niemand konnte behaupten, er habe ſie geſehen. Auch wurde Alles beinahe für ein Mährchen gehalten.

So danken wir denn, der König, die Königin, der Prinz, und ihre glücklichen Reiche, ſammt allen übrigen Ländern der Chriſtenheit, unſerm Heilande Jeſus Chriſtus, der uns ſolchen Sieg und ſolche Gnade gewähret. Man ſtelle Prozeſſionen an, leſe Meſſen, bekleide die Tempel mit feſtlichen Zweigen, Chriſtus frohlocke auf Erden, wie er frohlocket im Himmel, da er vorſieht, daß ſo vieler Völker ehmals verlorne Seelen nun gerettet werden. Freuen auch wir uns, ſowohl wegen der Erhöhung unſeres Glaubens, als wegen dem Steigen unſeres zeitlichen Wohlſtandes, an welchem nicht blos Spanien, ſondern die ganze Chriſtenheit Theil haben wird.

Das iſt in Kürze, was geſchehen iſt.

Lisboa den 14ten Merz.

Chriſtoph Colom,
Admiral der Ozeaniſchen Flotte.

IV.

Ueber das Werk der Frau von Stael-Holſtein über Deutſchland.

Mit Anmerkungen von P. F. Booſt.

Das Werk der Frau von Stael-Holſtein hatte gleich bei ſeiner erſten Erſcheinung ein ſo merkwürdiges Schickſal, daß es auch, abgeſehen von ſeinem Inhalte, die politiſche Welt nicht weniger als die literäriſche intereſſiren mußte. Es war beſtimmt, zweimal ſo zu ſagen geboren zu werden, um zur Welt zu kommen. Keine deutſche Zeitſchrift, die ſich mit vaterländiſcher Literatur beſchäftiget, kann daſſelbe mit Stillſchweigen übergehen. Wir haben es mit Aufmerkſamkeit im Originale geleſen, und gefunden, daß ſich daß große Talent ſeiner Verfaſſerin von neuem in demſelben bewähre. Es iſt zum erſtenmal, daß der franzöſiſche Geiſt im ganzen Selbſtbewußtſeyn ſeiner Vorzüge, und ohne im mindeſten ſich etwas zu vergeben, der deutſchen Literatur volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Schon lange aufgefodert und

Digitized by Google

oft beſchämt durch eine reine ſich ſelbſt vergeſſende Huldigung des deutſchen Genius hat der franzöſiſche endlich dieſelbe auf eine ſeiner und der höheren Menſchheit würdige Weiſe erwiedert. Aber nur ein weibliches, edles Gemüth mit männlichem Geiſte gepaart, ſcheint es, konnte dieſe Huldigung frei und ungezwungen übernehmen und ausdrücken. Was die Schöngeiſter und Literatoren Frankreichs (beſonders nach der Gährung zu urtheilen, welche jenes Werk unter ihnen verurſachte) vielleicht noch nicht ſobald über ſich würden gebracht haben, dem unterzog ſich eine ſchöne Seele im Drange ihres Gefühles, von der Wahrheit ergriffen. Franzöſiſche Männer werden nun wohl nicht unglaublich finden, was eine geiſtreiche Franzöſin geſagt hat, und deutſche Literatur nicht ferner für eine Sauſchwemme halten, wie wir nicht vor langer Zeit im Reichsjournale laſen. Wir liefern hier, um den Leſern des rheiniſchen Archivs einen Vorgeſchmack des ganzen Werkes zu geben, einige Bruchſtücke in möglichſt treuer Ueberſetzung, und werden, wo wir uns ein Urtheil zutrauen, Bemerkungen beifügen.

Von den Sitten und dem Karakter der Deutſchen.

Nur einige Hauptzüge können der geſammten deutſchen Nation zukommen; denn dieſes Land bietet ſo große Abweichungen dar, daß man nicht weiß, wie man ſo verſchiedene Religionen, Regierungen, Klimate und ſelbſt ſo ver-

Digitized by Google

ſchiedene Völker unter einen Geſichtspunkt bringen ſoll. Das ſüdliche Deutſchland iſt in vieler Rückſicht ein ganz anderes, als das nördliche. Die Handelsſtädte gleichen jenen nicht, die durch ihre Univerſitäten berühmt ſind; die kleinen Staaten unterſcheiden ſich merklich von den zwei großen Monarchien Preußen und Oeſtreich.

Deutſchland war ein ariſtokratiſcher Bundesſtaat; dieſes Reich hatte keinen Vereinigungspunkt der Aufklärung und des öffentlichen Geiſtes; es bildete keine geſchloſſene Nation, und dem Staatenvereine fehlte es an einem Bande. Dieſe Theilung Deutſchlands, ſo verderblich ſeiner politiſchen Stärke, war indeſſen doch jeder Gattung von Verſuchen überaus günſtig, welche das Genie und die Einbildungskraft wagen konnten; es fand in allem, was literäriſche und metaphyſiſche Meinungen betraf, eine Art von ſanfter und friedlicher Anarchie Statt, welche jedem die völlige Entwickelung ſeiner Art zu ſehen erlaubte.

Da Deutſchland keine Hauptſtadt hat, in der ſich die feine Welt des ganzen Landes verſammlen könnte, ſo übt dort der Geiſt der Geſellſchaft wenig Gewalt aus. Die Herrſchaft des Geſchmackes und die Macht des Lächerlichen ſind da ohne Einfluß. Der größte Theil der Schriftſteller und Denker arbeiten in der Einſamkeit, oder nur von einem kleinen Kreiſe umgeben, den ſie beherrſchen. Sie überlaſſen ſich, ein jeder für ſich, allen Eingebungen einer ungebundenen Einbildungskraft; und kann man auch

Digitized by Google

einige Spuren von dem Einfluſſe der Mode in Deutſchland bemerken, ſo iſt's nur in dem Verlangen, das jeder fühlt, ſich ganz verſchieden von dem andern zu zeigen. In Frankreich dagegen trachtet ein jeder nur dahin, das Lob zu verdienen, welches Montesquieu Voltaire mit den Worten gab: Er hat mehr als ſonſt Jemand den Geiſt, den alle Welt hat. Die deutſchen Schriftſteller möchten lieber noch Fremde, als ihre Landsleute nachahmen.

In der Literatur, wie in der Politik nehmen die Deutſchen zu viel Rückſicht auf die Fremden, und haben nicht genug Nationalvorurtheile. Selbſtverleugnung und Achtung vor andern iſt bei Einzelnen eine Tugend; aber der Patriotismus der Nationen muß egoiſtiſch ſeyn. Der Stolz der Engländer dient mächtig, ihre politiſche Exiſtenz zu ſichern. Die gute Meinung, welche die Franzoſen von ſich ſelbſt haben, hat immer viel zu ihrem Einfluſſe auf Europa beigetragen; der edle Stolz der Spanier hat ſie ehmals zu Herrn eines Theils der Welt gemacht. Die Deutſchen ſind Sachſen, Preußen, Baiern, Oeſtreicher; aber der germaniſche Karakter, auf welchen ſich die Stärke aller gründen müßte, iſt wie das Land ſelbſt, welches ſo viele Herren hat, zerſtückt.

Ich werde über das nördliche und ſüdliche Deutſchland insbeſondere Unterſuchungen anſtellen; für itzt aber mich auf ſolche Bemerkungen beſchränken, welche ganz Deutſchland angehen.

Digitized by Google

Die Deutſchen ſind im Allgemeinen aufrichtig und treu; ſie halten beinahe immer Wort, und der Betrug iſt ihnen fremd. Wenn dieſes Laſter ſich je in Deutſchland einſchlich, ſo war es nur durch das Verlangen möglich, Ausländer nachzuahmen, ſich eben ſo geſchickt wie ſie zu zeigen, und beſonders nicht von ihnen hintergangen zu werden; aber der geſunde Sinn und das gute Herz brachten die Deutſchen bald wieder zu dem Gefühle zurück, daß man nur ſtark durch ſeine eigne Natur ſeye, und daß eine zur Gewohnheit gewordene Ehrlichkeit ganz und gar unfähig mache, zur Hinterliſt ſeine Zuflucht zu nehmen, ſelbſt wenn man es will. Um Vortheil von der Unſittlichkeit zu ziehen, muß man ganz leicht bewaffnet ſeyn, und darf kein Gewiſſen und keine Bedenklichkeiten in ſich tragen, die auf halbem Wege aufhalten, und machen, daß man um ſo mehr bedauert, die alte Bahn verlaſſen zu haben, als es unmöglich iſt, auf der neuen kühn voran zu ſchreiten.

Es iſt leicht, wie ich glaube, zu zeigen, daß ohne Sittlichkeit alles Ungefähr und Finſterniß ſeye. Demungeachtet haben wir bei den Nationen lateiniſchen Urſprungs eine in der Kunſt, ſich über alle Pflichten wegzuſetzen, ganz beſonders geſchickte Politik geſehen; aber man kann es zum Ruhme der deutſchen Nation ſagen, ſie iſt beinahe unfähig zu jener kühnen Geſchmeidigkeit, die alle Wahrheiten jedem Intereſſe ſich ſchmiegen lehrt, und alle Verbindlichkeiten jedem berechneten Vortheile aufopfert. Ihre Fehler wie

ihre Tugenden unterwerfen ſie dem ehrenvollen Zwange der Gerechtigkeit.

Eine ſtarke Anlage zur Arbeit und zum Nachdenken gehört ebenfalls zu den karakteriſtiſchen Zügen der deutſchen Nation. Sie iſt von Natur literäriſch und philoſophiſch; demungeachtet ſchadet die Abſonderung der Stände, die in Deutſchland ſich ſtärker ausſpricht, als anderswo, weil die Geſellſchaft ihre Abſtufungen nicht mildert, in einiger Rückſicht dem, was der Franzoſe esprit im eigentlichen Sinne nennet. Die Adelichen haben dort zu wenig Ideen und die Gelehrten zu wenig Erfahrung in Geſchäften. Der Verſtand iſt eine Miſchung von Kenntniß der Dinge und der Menſchen; und die Geſellſchaft, in der man ohne vorgeſetzten Zweck und doch mit Intereſſe handelt, iſt gerade das, was die entgegengeſetzteſten Geiſtesvermögen am beſten entwickelt. Es iſt mehr Einbildungskraft, als Verſtand, was die Deutſchen auszeichnet. J. P. Richter, einer ihrer berühmteſten Schriftſteller, ſagte, daß die Engländer die Herrſchaft über das Meer, die Franzoſen die über das Land, und die Deutſchen jene über die Luft hätten. In der That, es wäre in Deutſchland nothwendig, jenem überwiegenden Denkvermögen, das ſich ins Weite erhebt und verliert, in die Tiefe dringt, und darin verſchwindet, ſich ſelbſt durch ein Uebermaas von Unpartheilichkeit vernichtet, und durch zu vieles Analyſiren verwirrt, dem es endlich an gewiſſen Fehlern gebricht, die

ſeinen Aeußerungen zur Begrenzung dienen könnten, einen Mittelpunkt und beſtimmten Umkreis zu geben.

Man hat viele Mühe, wenn man aus Frankreich kommt, ſich an die Langſamkeit und Schwerfälligkeit des deutſchen Volkes zu gewöhnen; es treibt ſich niemals; es findet überall Hinderniſſe; es iſt nicht möglich, hört ihr in Deutſchland hundertmal mehr, als in Frankreich ſagen. Wenn die Rede vom Handeln iſt, dann wiſſen die Deutſchen nicht mit den Schwierigkeiten zu ringen; und ihre Ehrfurcht vor der Macht kommt noch weit mehr daher, daß ſie dem Verhängniſſe gleicht, als von einem andern eigennützigen Beweggrund. Die gemeinen Leute haben ziemlich grobe Manieren, beſonders wenn man gegen ihre gewohnte Art anſtoßen will; ſie möchten von Natur, noch mehr als die Adelichen, jene heilige Antipathie gegen fremde Sitten, Gebräuche und Sprache haben, welche in allen Ländern das Nationalband verſtärkt. Geld, das man ihnen anbietet, ſtört ſie nicht in ihrer herkömmlichen Weiſe; Furcht bringt ſie nicht davon ab; ſie ſind endlich in allen Dingen ſehr jener Feuerbeſtändigkeit fähig, welche einen vortrefflichen Vorſchub in der Moral giebt; denn der Menſch, den die Furcht und noch mehr die Hoffnung immer in Bewegung ſetzen, geht leicht von einer Meinung zur andern über, wenn ſein Vortheil es erheiſcht.

Sobald man ſich ein wenig über die letzte Klaſſe des deutſchen Volkes erhebt, wird man leicht jenes, nach dem

Digitized by Google

Innern gerichtete Leben, jene Poeſie der Seele gewahr, welche die Deutſchen auszeichnet. Die Bewohner der Städte und des Landes, Soldaten und Arbeiter kennen beinahe alle die Muſik; es begegnete mir, daß ich in arme von Tabaksrauch geſchwärzte Häuſer trat, und auf einmal nicht nur die Frau, ſondern auch den Herrn vom Hauſe auf dem Klavier, wie die Italiener in Verſen, improviſiren hörte. Man hat beinahe überall dafür geſorgt, daß ſich auf Markttägen blaſende Inſtrumente von dem Balkon des Stadthauſes herab, welches den Markt beherrſcht, hören laſſen. Die Bauern der Umgegenden nehmen alſo an dem ſüßen Genuſſe der erſten der Künſte Antheil. Die Schüler gehen auf den Sonntag auf den Straßen herum, die Pſalmen in Chören abſingend. Man erzählt, daß Luther in ſeiner Jugend ſich oft an einen ſolchen Chor angeſchloſſen. Ich befand mich zu Eiſenach, einer kleinen ſächſiſchen Stadt, an einem ſo kalten Wintertage, daß die Straßen ſelbſt von Schnee verſchüttet waren; da erblickte ich eine lange Reihe von jungen Leuten in ſchwarzen Mänteln, welche, das Lob Gottes ſingend, die Stadt durchzogen. Außer ihnen war Niemand auf der Straße; denn die Strenge des Froſtes verſcheuchte alle Menſchen; und Stimmen, beinahe ſo wohlklingend als die des Südens, rührten, indem ſie ſich mitten in einer ſo rauhen Natur hören ließen, nur um ſo inniger.

Die Einwohner der Stadt wagten es wegen der fürchterlichen Kälte nicht, ihre Fenſter zu öffnen; aber man

Digitized by Google

wurde doch hinter den Glasſcheiben traurige oder heitere, junge oder alte Geſichter gewahr, welche mit Freude die religiöſen Tröſtungen empfiengen, die ihnen die liebliche Melodie darbot.

Die armen Böhmen, wenn ſie von ihren Frauen und Kindern begleitet reiſen, tragen eine ſchlechte Harfe aus einem groben Stück Holz auf ihrem Rücken, aus welcher ſie harmoniſche Töne locken. Sie ſpielen darauf, wenn ſie am Fuße eines Baumes neben der Landſtraße ruhen, oder an den Poſthäuſern die Reiſenden durch das wandelnde Konzert ihrer herumziehenden Familie zu gewinnen ſuchen. Die Heerden in Oeſtreich werden durch Hirten gehütet, die auf einfachen und helltönenden Inſtrumenten reizende Melodien ſpielen. Dieſe Melodien ſtimmen vollkommen mit dem ſanften, zu Träumereien ſtimmenden Eindruck überein, welchen das Land hervorbringt.

Die Inſtrumentalmuſik wird in Deutſchland eben ſo allgemein geübt, als die Vokalmuſik in Italien; die Natur hat in dieſem Stücke, ſo wie in vielen andern mehr für Italien als für Deutſchland gethan. Zur Inſtrumentalmuſik wird Anſtrengung erfodert, während dem der mittägliche Himmel hinreicht, um die Stimmen ſchön zu machen. Demungeachtet könnten die Menſchen von der arbeitenden Klaſſe niemals der Muſik die Zeit widmen, welche nöthig iſt, um ſie zu erlernen, wenn ſie nicht dazu organiſirt wären. Von Natur muſikaliſche Völker erhalten durch die

Harmonie Empfindungen und Ideen, welche ihre beſchränkte Lage und ihre gemeinen Beſchäftigungen ihnen anderswoher kennen zu lernen, nicht erlauben würden.

Die Bäuerinnen und Mägde, welche für Putz nicht Geld genug haben, ſchmücken ſich Kopf und Arme mit einigen Blumen, damit wenigſtens die Einbildungskraft Antheil an ihrer Kleidung habe; andere ein wenig reichere ſetzen auf Feſttagen Hauben von Goldſtoff von ſehr ſchlechtem Geſchmacke auf, welche mit der Einfachheit ihres übrigen Anzuges abſtechen; aber eine ſolche Haube, welche ihre Mütter auch getragen haben, erinnert an die Sitten; und der Anzug, womit die Weiber des gemeinen Volkes den Sonntag feiern, hat etwas Würdevolles, was für ſie einnimmt.

Man muß den Deutſchen auch Dank wiſſen für den guten Willen, welchen ſie durch ihre Ehrfurchtsbezeugungen und ihre Höflichkeit voll Zeremonien, die von Ausländern ſo oft lächerlich gemacht worden, an Tag legen. Sie hätten die Anmuth und Zierlichkeit, welche nicht erreichen zu können man ihnen vorwirft, leicht durch kalte und gleichgültige Manieren erſetzen können: Die Verachtung legt dem Spotte immer Stillſchweigen auf, dann beſonders kehrt er ſich gegen vergebliche Anſtrengungen; aber wohlwollende Karaktere ſetzen ſich lieber Spöttereien aus, als daß ſie ſich dagegen durch eine hochmüthige und zurückhaltende Miene, welche ſich alle Welt ſo leicht geben kann, verwahrten.

Der Kontraſt, welcher in Deutſchland zwiſchen den Geſinnungen und Gewohnheiten, den Talenten und dem Geſchmack ſtatt findet, fällt überall auf. Die Zivilisation und die Natur ſcheinen ſich da noch nicht genug mit einander amalgamirt zu haben; zuweilen ſind ſehr wahrhafte Menſchen in ihren Ausdrücken und ihrer Phyſionomie ſehr geſucht, gleichſam als hätten ſie etwas zu verbergen: zuweilen im Gegentheil ſteht Milde des Gemüthes der Rohheit in den Manieren nicht im Wege; oft ſogar geht dieſer Gegenſatz noch viel weiter, und die Schwäche des Karakters blickt durch eine ſehr harte Sprache und harte Formen durch. Der Enthuſiasmus für Künſte und Poeſie verträgt ſich mit ziemlich gemeinen Gewohnheiten im geſellſchaftlichen Leben. Es iſt kein Land, wo die Gelehrten oder die jungen Leute, welche auf den Univerſitäten ſtudieren, die alten Sprachen und die Alterthümer beſſer kennten; es iſt dennoch aber auch kein anderes, wo verjährte Gebräuche noch allgemeiner beſtünden. Die Erinnerungen an Griechenland, der Geſchmack an den ſchönen Künſten ſcheinen durch Korreſpondenz dahin gekommen zu ſeyn; aber die Feudal-Einrichtungen, das alte Herkommen der Germanen ſind da immer in Ehren, obgleich ſie, zum Unglück für die Militärmacht des Landes, nicht mehr dieſelbe Stärke haben.

Es iſt nichts ſonderbarer in ſeiner Zuſammenſtellung als der Anblick des Kriegsſtandes in ganz Deutſchland; die Soldaten, auf die man bei jedem Schritte ſtößt, auf der

Digitized by Google

einen, und die Art des Stubenlebens, das da geführt wird, auf der andern Seite. Man fürchtet die Ermüdung, und ſtürmiſches Wetter, als wenn die Nation nur aus Kaufleuten und Gelehrten zuſammengeſetzt wäre; und doch gehen alle Einrichtungen darauf, und müſſen darauf gehen, die Nation an den Kriegsſtand zu gewöhnen. Indem die nördlichen Völker ihrem unfreundlichen Klima trotzen, härten ſie ſich ausnehmend gegen alle Arten von Uebel ab; der ruſſiſche Soldat giebt den Beweis davon. Aber wenn das Klima nur halb ſtreng, und es noch möglich iſt, der Unfreundlichkeit des Himmels durch häusliche Vorkehrungen auszuweichen, ſo machen dieſe Vorkehrungen ſelbſt die Menſchen noch empfindlicher gegen die phyſiſchen Leiden des Krieges.

Die Oefen, das Bier und der Tabaksrauch bilden um die gemeinen Leute in Deutſchland eine Art von Dunſtkreis, der ſehr ſchwerfällig und heiß iſt, und aus dem ſie nicht gern herausgehen. Dieſer Dunſtkreis ſchadet der Thätigkeit, die zum Kriege wenigſtens eben ſo nöthig iſt, als der Muth; die Staatsumwälzungen gehen da langſam von ſtatten; Muthloſigkeit tritt leicht ein, weil ein gewöhnlich ziemlich trauriges Daſeyn nicht genug Zuverſicht auf das Glück einflößet; die Gewohnheit, das Leben in Frieden und Ordnung hinzubringen, bereitet ſo wenig auf die ſo vielfältigen Wechſel der Ereigniſſe vor, daß man ſich viel williger dem Tod, der auf gewöhnlichem Wege kommt, als einem abentheuerlichen Leben unterzieht.

Digitized by Google

Die Scheidung der Stände, die in Deutſchland viel ſchärfer iſt, als ſie in Frankreich war, mußte den Militärgeiſt unter den Bürgern vernichten; dieſe Scheidung hat in der Sache ſelbſt nichts Beleidigendes; denn ich wiederhole es, die Gutmüthigkeit geſellt ſich in Deutſchland zu allem, ſogar zu dem Adelſtolz, und der ganze Unterſchied des Ranges beſchränkt ſich auf einige Hofprivilegien, auf einige Geſellſchaften, welche zu wenig Vergnugen gewähren, als daß man ſie vermiſſen könnte: nichts iſt, in welchem Verhältniſſe es auch ſeyn möge, bitter, wenn die Geſellſchaft und durch ſie das Lächerliche wenig Gewalt hat. Die Menſchen können ſich nur durch Falſchheit oder Spott einander wahrhaftig kränken: in einem Lande, wo Ernſt und Wahrhaftigkeit herrſchen, iſt immer Gerechtigkeit und Glück. Aber die Grenzſcheide, welche in Deutſchland die Adelichen von den Bürgern ſonderte, machte nothwendiger Weiſe die Nation im Ganzen weniger kriegeriſch.

Die Einbildungskraft, welche der vorherrſchende Zug des künſtleriſchen und gelehrten Deutſchlands iſt, flößt Furcht vor der Gefahr ein, wenn man dieſe natürliche Gemüthsbewegung nicht durch die Macht der Meinung und erhöhetes Ehrgefühl bekämpft. In Frankreich war, ſelbſt ſchon vor Zeiten, der Geſchmack am Krieg allgemein; und der große Haufen ſetzte willig das Leben aufs Spiel, als ein Mittel, es anzuregen, und ſeine Laſt weniger zu empfinden. Es iſt eine große Frage, ob die Empfindungen

häuslicher Liebe, die Gewohnheit des Nachdenkens, die Mildheit der Seele ſelbſt uns nicht zur Todesfurcht geneigt machen: wenn aber die ganze Stärke eines Staates auf ſeinem Militärgeiſt beruhet, ſo iſt es von Wichtigkeit zu unterſuchen, welches die Urſachen ſeyen, die dieſen Geiſt in der deutſchen Nation geſchwächt haben.

Drei Haupttriebfedern ſind es, die den Menſchen gewöhnlich in die Schlacht treiben: die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit, die Liebe zum Ruhm und religiöſer Fanatismus. Die Liebe zum Vaterland iſt nicht groß in einem Reiche, das ſeit mehreren Jahrhunderten in ſich getheilt iſt, wo Deutſche gegen Deutſche kämpften, beinahe immer von Außen dazu angetrieben. Die Liebe zum Ruhm hat da keine Lebhaftigkeit, wo kein Mittelpunkt iſt, keine Hauptſtadt, keine Geſellſchaft. Die Art von Unpartheilichkeit, ein Uebermaaß von Gerechtigkeit (luxe de la justice), welche die Deutſchen auszeichnet, macht ſie weit empfänglicher, durch Ideen als durch die Vortheile des Lebens erwärmt zu werden. Ein General, der eine Schlacht verliert, iſt ſicherer, mit Nachſicht beurtheilt, als der, welcher ſie gewinnt, mit lebhaftem Beifall beehrt zu werden; zwiſchen Glück und Unglück wird bei einem ſolchen Volke nicht Unterſchied genug gemacht, um den Ehrgeiz lebendig zu erhalten.

Die Religion belebt in Deutſchland die Tiefe der Gemüther; aber ſie hat gegenwärtig einen Karakter von Träumerei und Unabhängigkeit, welcher den ausſchließenden Ge-

fühlen nicht genug Kraft ertheilt; die nämliche Vereinzelung der Meinungen, der Bürger und der Staaten, die dem germaniſchen Reiche ſo nachtheilig iſt, findet ſich auch in der Religion. Eine große Zahl von Sekten theilen Deutſchland, und die katholiſche Religion ſelbſt, welche ihrer Natur nach eine einförmige und ſtrenge Zucht ausübt, wird dennoch von einem jeden auf ſeine Weiſe ausgelegt. Kein politiſches und geſelliges Band der Völker, keine Einheit der Regierung, des Gottesdienſtes, der Geſetze, der Intereſſen, keine klaſſiſche Literatur, keine herrſchende Meinung; nichts von allem dem findet ſich unter den Deutſchen; ein jeder einzelne Staat iſt um ſo unabhängiger, eine jede Wiſſenſchaft um ſo beſſer angebaut; aber die Nation im Ganzen iſt in ſo viele Unterabtheilungen zergliedert, daß man nicht weiß, welchem Theile des Reiches eben dieſer Name Nation beizulegen ſey.

Die Liebe zur Freiheit iſt bei den Deutſchen nicht entwickelt; ſie haben weder durch ihren Genuß, noch durch Entbehrung derſelben den Werth kennen lernen, den man darauf legen kann. Es giebt mehrere Beiſpiele von Bundesſtaaten, welche dem öffentlichen Geiſte eben ſo viel Kraft als der Regierung Einheit geben; dieß ſind aber Verbündungen gleicher Staaten und freier Bürger. Die deutſche Föderation war aber aus Starken und Schwachen, aus Burgern und Leibeignen, aus Nebenbuhlern und ſogar Feinden zuſammen geſetzt; es waren alte Elemente,

die durch die Umſtände in Verbindung geſetzt und von den Menſchen geachtet wurden.

Die Nation iſt ausdauernd und gerecht; und ihre Billigkeit und Redlichkeit verhindern, daß keine Einrichtung, ſeye ſie auch ſchlecht, dort Böſes hervorbringen könne. Ludwig von Baiern, da er zur Armee abgieng, vertraute die Verwaltung ſeiner Staaten ſeinem Nebenbuhler, Friedrich dem Schönen, damals ſeinem Gefangenen an, und er befand ſich gut bei dieſem Zutrauen, welches in jener Zeit Niemand in Erſtaunen ſetzte. Bei ſolchen Tugenden fürchtete man nicht die üblen Folgen der Schwäche, oder verwickelter Geſetze; die Rechtſchaffenheit der Einzelnen half hierin nach.

Die Unabhängigkeit ſelbſt, deren man beinahe in jeder Beziehung in Deutſchland genoß, machte die Deutſchen gleichgültig gegen die Freiheit. Die Unabhängigkeit iſt ein Gut, die Freiheit eine Gewährleiſtung derſelben; und grade darum, weil Niemand in Deutſchland weder in ſeinen Rechten, noch ſeinen Vergnügungen gekränkt wurde, empfand man nicht das Bedürfniß einer Ordnung der Dinge, welche dieſes Glück ſicherte. Die Reichsgerichte verſprachen zuverläſſige, obgleich langſame Gerechtigkeit gegen jede Willkührlichkeit; und die Mäßigkeit der Fürſten, und die Weisheit ihrer Völker ließ es nie zu Einſprüchen kommen; man glaubte daher auch, keiner verfaſſungsmäßigen Schutzwehren zu bedürfen, da man keine Angreifer ſah.

Digitized by Google

Mit Recht erſtaunt man, daß das Feudalrecht beinahe ohne alle Veränderung unter ſo aufgeklärten Menſchen beſtand; da aber bei der Vollziehung ſolcher an ſich mangelhaften Geſetze keine Ungerechtigkeit mit unterlief, ſo tröſtete die Gleichheit bei der Anwendung für die Ungleichheit, die im Geſetze ſelbſt lag. Die alten Urkunden und Privilegien jeder Stadt, die ganze Geſchichte des Hauſes, welche den Reiz und den Ruhm kleiner Staaten macht, waren den Deutſchen ausnehmend lieb; aber ſie vernachläſſigten die große Nationalmacht, welche in der Mitte der europäiſchen Koloſſe zu gründen, eine ſo dringende Angelegenheit war.

Die Deutſchen ſind, einige Ausnahmen abgerechnet, nicht ſehr zu jenen Dingen aufgelegt, welche Gewandheit und Geſchicklichkeit erfodern. Alles beunruhiget ſie, alles ſetzt ſie in Verlegenheit, und ſie haben eben ſo ſehr Methode in ihren Handlungen, als Unabhängigkeit in den Ideen nöthig. Die Franzoſen im Gegentheil betrachten die Handlungen mit der Freiheit der Kunſt, und die Ideen mit der Beſchränktheit des Herkommens. Die Deutſchen, welche das Joch der Regeln in der Literatur nicht ertragen können, möchten, daß alles, was auf Betragen Bezug hat, ihnen vorgezeichnet werde. Sie verſtehen es nicht mit den Menſchen zu unterhandeln; und je weniger Gelegenheit man ihnen in dieſer Rückſicht giebt, ſich durch ſich ſelbſt zu entſcheiden, deſto zufriedener ſind ſie.

Digitized by Google

Die politiſchen Einrichtungen können allein den Karakter einer Nation bilden; die Reichsverfaſſung Deutſchlands ſtand beinahe im Widerſpruch mit der philoſophiſchen Aufklärung der Deutſchen. Daher kommt es, daß ſie mit der größten Kühnheit der Gedanken den folgſamſten Karakter verbinden. Der Vorzug des Militärſtandes und der Unterſchied des Ranges haben ſie zur pünktlichſten Unterwürfigkeit im geſelligen Leben gewöhnt; Gehorſam iſt bei ihnen nicht Knechtſchaft, ſondern Regelmäßigkeit; ſie ſind gewiſſenhaft in Erfüllung der Befehle, die ſie erhalten, als wenn jeder Befehl eine Pflicht wäre.

Die aufgeklärten Männer Deutſchlands machen ſich das Gebiet der Spekulationen mit Lebhaftigkeit ſtreitig, und leiden in dieſem Stücke keine Schranken; aber ſie überlaſſen den Mächtigen der Erde mit allem Willen die wirklichen Güter des Lebens. Dieſe Güter, welche ſie ſo wenig achten, finden aber Liebhaber, die ſie an ſich bringen, und dann ſelbſt in das Reich der Einbildungskraft Störung und Zwang hinübertragen. Der Geiſt der Deutſchen und ihr Karakter ſcheinen in gar keiner Verbindung mit einander zu ſtehen. Der eine kann keine Feſſeln ertragen, der andere unterwirft ſich jedem Joch; der eine iſt ſehr unternehmend, der andere ſehr ſchüchtern; endlich giebt die Einſicht des erſteren dieſem ſelten Stärke; und dieſes erklärt ſich leicht. Der Umfang der Kenntniſſe hat in neueren Zeiten nur die Wirkung, den Karakter zu ſchwächen, wenn er

Digitized by Google

nicht durch ein thätiges Leben und Uebung des Willens geſtärkt wird. Alles zu ſehen und alles zu begreifen iſt ein großer Grund zur Unentſchloſſenheit; und Thatkraft entwickelt ſich nur in jenen freien und mächtigen Ländern, wo patriotiſche Empfindungen in der Seele ſind, was das Blut in den Adern, und wo ſie nicht eher als mit dem Leben verlöſchen.

Pag. 13. Tom. 1. de l'Allemagne ſagt Frau von Stael, daß Selbſtverläugnung und Achtung anderer eine Tugend bei Individuen ſeye, daß aber der Patriotismus der Nationen egoiſtiſch ſeyn müſſe. Wie, ein Patriotismus, der egoiſtiſch iſt? alſo giebt es wohl auch eine egoiſtiſche Liebe? eine Uneigennützigkeit, die eigennützig iſt? Wir wollen über eine blendende Antitheſe nicht lange ſtreiten, ſondern lieber eine andere Frage, auf welche ſie uns führet, und welche uns jetzt näher liegt, berühren, nämlich ob den Patriotismus und Nationalgeiſt auf alle mögliche Weiſe, und durch jedes Mittel zu heben erlaubt und gut ſeye? Wir verlachen den eitlen Thoren, verabſcheuen den ſelbſtſüchtigen Böſewicht. Der Dünkel gewiſſer Stände wird auf allen Bühnen dem Spotte Preis gegeben. Gegen Hochmuth und Anmaßung ſind die Strafreden geiſtlicher und weltlicher Sittenlehrer gerichtet. Wie kann nun an Nationen etwas gut und edel ſeyn, was an Einzelnen und beſondern Ständen lächerlich, verächtlich und ſchlecht iſt? Wie es im Reiche vernünftiger Weſen nicht das höchſte iſt, daß ein einzelner Menſch auf jede Bedingung lebe, ſondern nur auf die rechte,

Digitized by Google

welche Religion und Moral ſetzen, ſo auch nicht, daß eine Nation beſtehe und ſich erhalte, ſeye es auf welche Weiſe immer. Nur im entgegengeſetzten Falle wäre es daher gut und lobenswerth, in dem Volke ſtets feindſelige Leidenſchaften, Stolz und Dünkel, Haß und Verachtung ſeiner Nachbarn zu unterhalten. In den freien Verhältniſſen der Nationen gegen einander zeigt ſich eben, wie ſchon Kant bemerkt hat, die Unlauterkeit und Bösartigkeit der menſchlichen Natur im höchſten Grade; und die Wirkungen derſelben, Volkshaß, Nationalhochmuth und Eitelkeit, blinde Verachtung alles Ausländiſchen ſollten etwas Gutes ſeyn? Die Moral, welche Einzelnen gilt, muß auch Nationen gelten. Wie Sittlichkeit und Religion nicht die Selbſtliebe überhaupt, ſo ſchließen ſie auch nicht die Selbſtachtung der Nationen aus. Aber wie ſich mit ihnen nimmermehr Egoismus der Einzelnen, ſo verträgt ſich mit ihnen auch nimmermehr Nationalhochmuth, Volkshaß und Spießbürgerſinn, von welcher Art er auch ſeye. Der Mann, den das höchſte Orakel der Griechen für den Weiſeſten erklärte, war Weltbürger, und der Heiligſte, der von einem Weibe geboren ward, warb unter den Heiden und Samaritanern Freunde und Schüler. In dem Augenblicke der Schlacht iſt es recht und nothwendig, in dem Feinde, der mir meine Freiheit rauben will, nur den Feind zu ſehen, ihm mit ganzer Kraft zu widerſtehen. Aber iſt nun der Kampf entſchieden, das Vaterland gerettet, dann mögen der Pöbel und Söldlinge dem geſchla-

Digitized by Google

genen Feind Hohn ſprechen, und Dünkel hegen. Der Mann, der es im vollen Sinne des Wortes iſt, ſieht in dem Feinde den Nachbarn wieder, und iſt ſicher in dem Bewußtſeyn ſeiner Kraft, die des Haſſes nicht bedarf, um in Spannung erhalten zu werden. Diejenigen, die den Patriotismus durch nationalen Egoismus wecken und erhalten, durch ihn das Leben eines Volkes begründen wollen, ſind Schreier, die oft nur ihren eignen Egoismus in dem nationalen zu verbergen und zu heiligen ſuchen. Es iſt durchaus Wahn, daß nur ein egoiſtiſcher Patriotismus ein Volk ſtark und groß mache. Nicht Großſprecherei und Eitelkeit machten die Griechen, nicht Stolz und Härte die Römer zu den erſten Völkern der alten Welt. Ihre Herrſchaft über den ſchönſten Theil der Erde verdankten ſie ganz andern Eigenſchaften und Mitteln. Was die Franzoſen ins Unglück ſtürzte, war gerade ihr egoiſtiſcher Patriotismus. Ihre Kultur, Artigkeit, Muth, Kunſtliebe gaben ihnen Anſehen in ganz Europa, und entſchiedenes Uebergewicht über alle ihre Nachbarn, nicht ihr hochfahrendes Weſen und Großſprechereien. Eben ſo macht nicht die morgue britannique Britten, ſondern das Genie, die Freiheitsliebe und die Hochherzigkeit der Nation. Ein edler Stolz, ſagt Frau von Stael, hat die Spanier ehemals zu Herren von einem Theil der Welt gemacht. Warum aber konnte dieſer edle Stolz, der noch zu beſtehen ſcheint, den ſpaniſchen Heeren in den beſten Zeiten nicht **einen** Sieg in offenem Felde gegen ihren großen Feind

Digitized by Google

verſchaffen? Warum mußte dieſer edle Stolz zu den Grauſamkeiten der feigeſten Banditen, zu der Hinterliſt mauriſcher Horden ſeine Zuflucht nehmen, um den Kampf nur einigermaßen zu verlängern? Die ſtolze Nation war ohne brittiſches Gold und ohne Wellingtons Genie verloren. Was die Deutſchen, wie jedes Volk, wahrhaft mächtig und geachtet machen könne, ſteht ſchon nahe an zweitauſend Jahren in einem Werkchen, im fünf und dreißigſten Kapitel der Germania des Tacitus, welches von den Chauken handelt. Die Ausrufer unter unſern Volksthums-Männern wollen aber die Sache, wie es ſcheint, beſſer verſtehen, und meinen wieder feſten Beſtand in die Nation zu bringen, wenn ſie ihr zuriefen: nehmt euch mehr heraus, als bisher; ſeyd nicht ſo blöde, greifet um euch; ſchlaget zu, wo man euch nicht willig giebt; bildet euch was rechtes ein; ſondert euch von euern Nachbarn, wie von Heiden und Türken; ſo werdet ihr wieder ein Volk! — Es iſt ſonderbar, daß man das deutſche Volk von Ausländerei in Sprache, Sitten, Mode abbringen, aber gerade die ärgſten Unarten der Welſchen ihm aneignen will! Wir wollen hoffen, daß es klüger ſeyn werde, als viele ſeiner Sprecher, die ſich nun, nachdem das Beſte ohne ſie geſchehen, mit ihrer Weisheit in aller Sicherheit laut machen.

Digitized by Google

Zerſtreute Bemerkungen und Maximen aus dem Werke der Frau von Stael über Deutſchland.

Die Deutſchen haben in der Liebe mehr Einbildungskraft, als Empfindſamkeit; und nur ihre Redlichkeit bürget für ihre Beſtändigkeit. Die Franzoſen achten, im Ganzen genommen, die poſitiven Pflichten *). Die Deutſchen glauben ſich mehr durch ihr Herz, als durch Pflichten verbunden. Bei ihnen iſt die Liebe heiliger, als die Ehe.

Es iſt kein Land, dem es mehr Noth thut, ſich mit der Literatur zu beſchäftigen, als Deutſchland; denn da die Geſellſchaft dort wenig Reize hat, und die Individuen größtentheils nicht jene Anmuth und jene Lebhaftigkeit beſitzen, welche die Natur in warmen Ländern giebt, ſo iſt die Folge davon, daß die Deutſchen nur liebenswürdig ſind, wenn ſie es bis zur Ueberlegenheit gebracht haben, und daß ihnen Genie nöthig iſt, um viel Geiſt zu haben.

Wenn das Klima weder ſtreng noch angenehm iſt (wie im ſüdlichen Deutſchland), wenn man lebt, ohne vom Him-

---

*) Dieſes Paradoxon habe ich im Rheiniſchen Archive (März und April 1814, beſonders S. 252 bis 253) berührt, und eine Erklärung deſſelben in ſeiner weiteſten Ausdehnung verſucht.

Digitized by Google

mel etwas zu fürchten, noch zu hoffen zu haben, ſo beſchäftiget man ſich mit wenig anderm, als den nächſten Bedürfniſſen des Lebens: Nur die Luſt des Südens und die Schauer des Nordens ſind es, welche die Einbildungskraft ſtark erſchüttern. Seye es, daß man gegen die Natur kämpft, oder mit ihren Gaben ſich berauſchet, die Macht der Schöpfung iſt in beiden Fällen gleich ſtark, und weckt in uns die Empfindung für ſchöne Künſte, oder die Ahnung der Myſterien unſerer Seele.

Man findet in Oeſtreich viele vortreffliche Dinge, aber wenig Menſchen von wahrhaft höherem Geiſte; denn es iſt dort nicht ſehr zuträglich, mehr als ein anderer zu gelten; man iſt darum nicht mehr beneidet, ſondern vergeſſen, was den Muth noch mehr niederſchlägt. Der Ehrgeiz beſteht in dem Verlangen, Stellen zu erhalten, das Genie wird ſeiner ſelbſt überdrüßig. Daſſelbe iſt, mitten in der Geſellſchaft, ein Schmerz, ein inneres Fieber, von dem man ſich als von einer Krankheit müßte zu befreien ſuchen, wenn die Belohnungen des Ruhms nicht ſeine Qualen milderten.

Die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften werden nie der Energie des Karakters ſchaden. Die Beredſamkeit macht tapferer, die Tapferkeit macht beredter. Alles was das Herz durch eine große Idee hebt, verdoppelt die wahre Stärke des

Digitized by Google

Menſchen, ſeinen Willen; aber der ſyſtematiſche Egoismus, in welchem man zuweilen ſeine Familie als ein Anhängſel ſeiner ſelbſt befaſſet *), jene in ihrem Grunde gemeine, wenn auch ſchon in ihren Formen noch ſo elegante Philoſophie, welche zur Verachtung alles deſſen, was man Täuſchungen nennt, nämlich Hingebung und Enthuſiasmus, führet, dieſe machen jene Art von Aufklärung aus, welche den National-Tugenden furchtbar iſt, die aber die Zenſur von dem Lande (Oeſtreich), das von der Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts umgeben iſt, doch nicht abhalten kann. Man kann dem Böſen, das in Schriften liegt, nicht anders entgehen, als wenn man von allen Seiten dem Großen und Freien, das ſie enthalten, den Zugang läßt.

Dem Uebel, welches gefährliche Bücher ſtiften können, wird nur durch gute begegnet, und die böſen Folgen der Aufklärung werden nur durch eine höhere Stufe der Aufklärung vermieden. In allen Dingen hat man zwei Wege einzuſchlagen: entweder muß man das, was gefährlich iſt, beſeitigen, oder die Kraft, die ihm widerſtehen ſoll, verſtärken. Das letzte Mittel iſt das einzige, was in der Epoche, worin wir leben, anwendbar iſt; denn da die Unſchuld in unſern Tagen nicht mehr Gefährtin der Unwiſſenheit

---

*) Frau von Stael hätte hinzuſetzen können: Sein Vaterland und ſein Volk.

Digitized by Google

ſeyn kann, ſo ſtiftet dieſe nichts als Böſes. So vieles iſt ſchon geredet, ſo viele Sophismen ſind ſchon wiederholt worden, daß man vieles wiſſen muß, um richtig zu urtheilen; und zu dem ſind die Zeiten vorüber, wo man ſich in Hinſicht auf Ideen an das Erbtheil der Väter hielt. Man muß demnach nicht ſowohl daran denken, die Aufklärung zu verbannen, als ſie vollends durchzuführen, damit ihre gebrochenen Stralen keine falſchen Schimmer geben.

Männer von Genie ſind immer Landesleute untereinander; aber um den Unterſchied zwiſchen Franzoſen und Deutſchen recht zu empfinden, muß man den großen Haufen, woraus beide Nationen zuſammengeſetzt ſind, kennen lernen. Ein Franzoſe verſteht noch zu reden, ſogar wenn er keine Ideen hat; ein Deutſcher hat immer deren mehrere in ſeinem Kopfe, als er ausdrücken kann. Man kann ſich mit einem Franzoſen unterhalten, ſelbſt wenn er keinen Geiſt hat. Er erzählt euch alles, was er gethan, alles, was er geſehen, das Gute, das er von ſich denkt, die Lobſprüche, die er empfangen, die großen Herren, die er kennt, die Hoffnungen, die er hegt. Ein Deutſcher kann nichts ſagen, wenn er nicht denkt, und verwickelt ſich in Umſtändlichkeiten, denen er gern eine feine Wendung geben möchte, die aber andere und ihn in Unbehaglichkeit ſetzen. Die Thorheit iſt in Frankreich belebt, aber wegwerfend; ſie rühmt

Digitized by Google

ſich, nicht zu verſtehen, wenn man auch noch ſo wenig Aufmerkſamkeit von ihr fodert, und glaubt dem, was ſie nicht verſteht, durch die Behauptung zu ſchaden, daß es dunkel ſey. Die öffentliche Meinung, die einerlei iſt mit der günſtigen Aufnahme, entſcheidet über alles. Die Narren ſelbſt bilden ſich als Zuſchauer ein, einen Einfluß auf den innern Werth der Dinge dadurch zu haben, daß ſie ihnen ihren Beifall verſagen, und ſich ſolchergeſtalt mehr Wichtigkeit geben. Die mittelmäßigen Menſchen in Deutſchland ſind im Gegentheil voll des guten Willens; ſie würden erröthen, wenn ſie ſich nicht zu der Höhe der Gedanken eines berühmten Schriftſtellers erheben könnten; und weit entfernt, ſich als Richter zu betrachten, geht ihr Streben dahin, Schüler zu werden. Es giebt in Frankreich über jeden Gegenſtand ſo viele fertige Phraſen, daß ein Thor mit ihrer Hilfe einige Zeit ziemlich gut ſpricht *), und ſelbſt auf Augenblicke einem Mann von Geiſt gleicht. In Deutſchland würde ein Unwiſſender es nicht wagen, über irgend etwas ſeine Meinung beſtimmt zu ſagen **); denn da keine Meinung als unwider-

*) Unter den jungen Philoſophen in Deutſchland iſt es gar häufig der nämliche Fall! Wenn der Zauber in der Philoſophie durch Worte zu bewirken wäre, ſo würden ſie alle bald Meiſter ſeyn.

**) Es ſcheint, daß ſolche Menſchen ſich wenigſtens in Gegenwart der Frau von Stael ſehr in Acht genommen, um ſich nicht zu verrathen; denn außerdem führen Unwiſſende auch unter uns nur zu oft das erſte Wort.

Digitized by Google

ſprechlich angenommen iſt, ſo kann man keine vorbringen, ohne im Stande zu ſeyn, ſie zu vertheidigen; auch ſind die mittelmäßigen Leute größtentheils ſtille, und machen die Geſellſchaft nur durch eine liebenswürdige Gewogenheit angenehm. In Deutſchland verſtehen allein Männer von ausgezeichneten Talenten zu ſprechen, während in Frankreich jedermann damit fortkommt. Männer von überlegenem Geiſte ſind in Frankreich nachſichtig, in Deutſchland aber ſehr ſtrenge. Dagegen ſind die Narren unter den Franzoſen eiferſüchtig, und ſchwärzen gerne an; indeſſen ihre Brüder in Deutſchland, ſo beſchränkt ſie auch ſeyn mögen, ſich doch noch als aufmunternde Bewunderer zu zeigen wiſſen. Die Ideen, welche in Deutſchland über verſchiedene Dinge im Umlaufe ſind, ſind neu, und oft abentheuerlich; die Folge hievon iſt, daß diejenigen, welche ſie wieder geben, eine Zeitlang den Anſchein einer tiefen Gründlichkeit haben, die ſie erborget. In Frankreich täuſchet man über ſeinen wahren Werth durch Wendungen und äußeres Betragen. Alle dieſe Aeußerlichkeiten ſind angenehm, aber einförmig, und die ſtrengen Regeln des guten Tones benehmen ihnen vollends alles, was ſie Mannigfaltiges haben könnten.

Es giebt viele Beiſpiele einer ernſten und beſtändigen Frömmigkeit unter den hohen Häuptern der Erde. Da ſie nur dem Tode gehorchen, ſo macht ſeine unwiderſtehliche

Digitized by Google

Gewalt deſto mehr Eindruck auf ſie. Die Beſchwerniſſe des Lebens lagern ſich zwiſchen uns und das Grab. Alles iſt für die Könige bis zum Ziele geebnet, und eben dies macht es ihren Augen nur um ſo ſichtbarer.

Wenn es anerkannt wäre, daß man den Gedanken als eine Krankheit betrachten müſſe, gegen welchen man eine ordentliche Diät nöthig habe, ſo könnte man nichts Beſſeres erfinden, als jene Art von Zerſtreuung (in den gewöhnlichen Zuſammenkünften), die zu gleicher Zeit betäubend und geſchmacklos iſt. Eine ſolche Zerſtreuung erlaubt nicht, irgend einer Idee nachzuhängen, und verwandelt die Sprache in ein Gezwitſcher, das Menſchen wie Vögeln kann gelehrt werden.

Die Einförmigkeit in der Zurückgezogenheit beſänftiget die Seele. Die Einförmigkeit in der großen Welt ermüdet den Geiſt.

Wenn Fremde die Franzoſen nachahmen wollen, ſo geben ſie ſich einen großen Schein von Unſittlichkeit, und ſind nichtswürdiger, als dieſe; und dies aus Furcht, es möge dem Ernſte der leichte Anſtand und ihren Geſinnungen oder Gedanken der Pariſer Accent fehlen.

Digitized by Google

Das Verdienſt der Deutſchen iſt, die Zeit gut anzuwenden. Das Talent der Franzoſen, ſie vergeſſen zu machen.

Die Wahrheit gleicht bei den Deutſchen den Merkurſäulen, Hermen genannt, die weder Hände haben, um feſtzuhalten, noch Füße, um vorwärts zu gehen.

Franzoſen haben nirgends Vergnügen, wo ihre Eigenliebe ſich nicht auf irgend eine Weiſe Luft machen kann.

Digitized by Google

V.

Schriftſteller = Werth; Schriftſteller = Schutz.

(Im Juni 1814 geſchrieben.)

Es ſoll Preßfreiheit ſeyn! dieſen erſten der liberalen Grundſätze ſprachen die höchſten Mächte Europens, in der kaum vergangenen ewig denkwürdigen Epoche aus. So ſind denn endlich die Miniſter der Völkerregenten aufmerkſam geworden auf die Stimme des Zeitgeiſtes, der das unveräußerliche Recht, den richtig gedachten Gedanken in Wort und Schrift andern mitzutheilen, jetzt mehr als ſonſt, zum Frommen der heranreifenden Menſchheit, in Anſpruch nimmt; ſo haben ſie es dann, aus dem fürchterlich großen Beiſpiele, begriffen, daß Preß = und Denktyrannei die Völker und deren Regenten zur Sklaverei führe. Aber wo iſt auch die geſchichtliche Urkunde, die beweißt, daß der Gebrauch dieſes Urrechtes, des Rechtes nämlich: die Wahrheit nach Gefühl und Ueberzeugung auszuſprechen, Unglück über Land und

Leute gebracht habe? Der überlaute Lärm, der ſo lange die Stimme des Genius der Zeit überſchrie, der Lärm von den abſcheulichen Mißbräuchen der Preßfreiheit, iſt nur Sprache der Lichtſcheuen. Welches Heiligthum iſt nicht mißbraucht worden? Und doch, wer wird es wagen, auszurufen: Darum ſoll kein Heiligthum mehr ſeyn?!

Wie groß, edelſtolz und Ehrfurcht gebietend ſteht nicht England und deſſen Verfaſſung vor den Augen der Welt? Und doch wird hier wie nirgends das Recht, zu ſprechen und zu ſchreiben, was jedem Einzelnen gut und wahr ſcheint, ausgeübt. Aeltere, aber beſonders die neuern Vorgänge beweiſen, daß die, durch Feilheit und Kriecherei verdorbene Sprache der Schriftſteller, der eigentliche Mißbrauch der Preſſe ſey; weil dieſe Sprache bei Frankreichs Menſchen, und bei Vielen der beſſer ſeyn wollenden andern Völkerſchaften, das Gefühl von Recht und Ehre verkehrt, die Tugend lächerlich, das Laſter empfehlend dargeſtellt hat. Warum ſchwiegen denn hier die Schreier gegen Mißbrauch der Preſſe? Nur dann ſolls Mißbrauch ſeyn, wenn das Licht der Preſſe die dunkeln Schleichwege erhellt, worin die ſchlechten Menſchen ihren Leidenſchaften die Opfer ſchlachten; das iſt Mißbrauch, wenn ſie die kleinen aber allerliebſten Männchen in ihrer Kleinheit, in ihrer Unwiſſenheit, in ihrer Schädlichkeit, auf dem Poſten darſtellt, wohin ſie durch Geburt, oder baares Geld, durch Weibergunſt, oder Kuppelei, gekommen ſind; das iſt Mißbrauch der Preſſe, wenn ſie offen-

Digitized by Google

kundig macht, daß hier und dort Recht und Gerechtigkeit dem Meiſtgebote zugeſchlagen werde! — Das iſt endlich der größte Mißbrauch der Preſſe, wenn ſie den, in einer Provinz tyranniſirenden Gouverneur, in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit, und zwar außerhalb des Bollwerkes ſeines Diſtriktes, kennbar macht; wo er ſich ſo ſicher glaubte, weil er es ſo klug angelegt, daß ſein Handeln und Wollen nicht bis zu den Ohren des Fürſten komme.

Dieſe Herrn, denen die Publizität ſo wehe thut, finden ſogleich Theilnehmer an der ſchmerzlichen Empfindung, weil es ſo viele giebt, die da ſind, waren, und werden wollen, was dieſe unteren Machtanmaßer ſind; alle finden ihre Sache beeinträchtigt, alle greifen zum Schwert der Rache. Da wird denn der gute Fürſt mit den dringendſten Vorſtellungen von allen Seiten beſtürmt, daß es hier der Ruhe und guten Ordnung des Staates gelte, und daß ſogar die Mine angelegt ſey, die ſeinen Thron umſtürzen werde, u. d. m. So wird die Sache des Einzelnen zur Sache des Staats gemacht, und — aus den Theilnehmern am Schmerze des Einzelnen wird das Tribunal gebildet, welches über den verwegenen Wahrheits-Sprecher das Urtheil fällt. Getreten wird der Angeklagte, wenn er auch noch ſo laut mit dem Heiligen ausrief: »Wenn ich aber die Wahrheit geredet habe, warum ſchlägſt du mich?» Und nun werden neue Ketten geſchmiedet für die Preſſe, aber auch dieſe neue Ketten werden dem geplagten Volke angelegt,

Digitized by Google

und ſo iſt denn all das Gute, was die Preſſe hervorbringen konnte, und wollte, vereitelt, weil es den Menſchentreibern gelang, den Mißbrauch der Preſſe (ſo heißen ſie das wohlthätige Beſtreben) zu unterdrücken!

Gilt es, Fehler der Staatsverfaſſung zur Sprache zu bringen, ſo ſollten doch die Eingeweiheten, deren Auge durch Geſchichtkunde und Selbſtbeobachtung zum Weit- und Tiefſehen geübt iſt, nicht ſchweigen, etwa aus der kleinlichen Urſache ſchweigen, um den Miniſtern nicht zu mißfallen, welche die Ehre ungetheilt haben wollen, alle dergleichen Verbeſſerungen aus eigenem Kopfe, aus eigener Wachſamkeit, ins Leben zu ſetzen. Wenn gar die Seher nicht mitſprechen wollten, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß ihre andern tiefgedachten Reden über ähnliche Texte unbeherzigt geblieben, ſo wäre das freilich nicht ermunternd, aber eben auch nicht verzweifelnd. Sprecht dann noch einmal, und wieder noch einmal, und die untergeordneten Machthaber werden ſich genöthigt ſehen, eure Worte in ihrem Rathe geltend zu machen. Selbſt die ſonſt unbeſcholtenen Menſchen geſellen ſich ſonſt zu den Schreiern, weil ſie meinen, es wäre doch gegen den guten Ton wenigſtens, daß man dergleichen rüge, weil die Rügenden nicht einmal in der Geſellſchaft des guten Tones aufgenommen, nicht von gutem Herkommen ſeyen.

Das wäre alſo ſo ſchlimm, meint ihr, wenn die Preſſe die Axt an die Wurzel der Uebel ſetzt, um ſie auszurotten?

Digitized by Google

Ja um die Uebel auszurotten; denn ſo dick auch die Geſetzbücher über Vergehungen und Verbrechen ſeyn mögen, ſo viel es auch der Wächter über Ordnung und Geſetze geben mag, ſagt, wieviel haben ſie gethan, und wieviel bleibt zu thun übrig? Wie unerreichbar iſt das bürgerliche Laſter, dem Geſetze und ſeinen Pflegern, wenn der ſchlechte Menſch Gönner und Beſchützer von höherer Klaſſe hat? Aber wenn die Preſſe die gefürchtete Strafruthe iſt, wer braucht ſich dann anders vor ihr zu fürchten, als die, welche ſie verdienen, damit Ruhe und Ordnung, und zeitliches Glück auf Erden wohne? Aber die Preſſe wird es auch zu ihrem Lieblings-Geſchäfte machen, dem Verdienſte, beſonders dem Verkannten den Eichenkranz zu flechten. Schriftſteller! ſeyd Prieſter der frommenden Wahrheit, ſeyd ſchonend, wo es nicht hohe Noth thut, den Vorhang ganz zu lüften; ſelten, nur höchſtſelten entſchlüpfte eurer Feder des Mannes Namen, der pflichtvergeſſend zwar, doch vielleicht aus Schwäche handelte, und zur Geißel der bürgerlichen Geſellſchaft ward. Schwäche, die nur dem Schwachen ſchadet, werde nie zur Schau geſtellt; nur leichte Satyre ſey das Mittel Fehler zu rügen, die der unvorſichtige, der träge, der geiſt- und herzleere Mann, auf ſeinem Poſten begeht. Vorzüglich aber leihet eure Feder der unterdrückten, der gemißhandelten Unſchuld. Noch zur Zeit ſind die Leſer nicht ſammt und ſonders gebildet; ihr Geſchmack hat ſich verwöhnt am Getändel der raſſelnden Phraſen, im Geſchmack des

franzöſiſchen Modetones; auch darum ſey die Sprache noch nicht volltönend, bis die Leſer zu dem Geiſtesalter hinangewachſen ſind, daß ſie reine, wenn gleich etwas herbe Wahrheiten, immer doch im gefälligen Gewande dargeſtellt, ertragen können.

Wenn Magiſtrate, deren Empfindlichkeit gereizt ward, durch Worte des Schriftſtellers, die, weit entfernt, den Weihrauch zu zollen (der den geſtrengen Herrn muß entrichtet werden, wenn man anders im Gebiete dieſer kleinen Machthaber ungeneckt bleiben will) nur im Allgemeinen Unwürdigkeiten aufzählen, die unglücklicher Weiſe als Züge aus dem Bilde des Machthabers erkannt wurden; wenn Magiſtrate dann all ihr Anſehen, all ihre Gewalt anwenden, die ihnen das Geſetz gab, das Recht zu handhaben, um den Schriftſteller zu verderben; wenn dann dieſer vergebens auf das Recht, gehört zu werden, anträgt; wenn dergleichen Machtſtreiche, Richter und Rächer ſeiner eigenen Sache zu ſeyn, wiederholt in einem Land oder Ländchen, vorfallen, da wird das hoch und feierlich verkündigte Gebot der Preßfreiheit nicht wirken können, da wird Sklavenſinn, ſtatt Vaterlandsliebe, da wird Tartüferei, ſtatt Redlichkeit, da werden alle Spuren der Menſchenwürde nach und nach verlöſchen; man ſehe die moderne Türkei; man ſehe die meiſten untergegangenen Völkerſchaften der Vorzeit; man ſehe das neulichſt untergegangene Buonapart'ſche Syſtem; man ſehe — wer Augen hat zum Sehen, in nahe und ferne Ge-

Digitized by Google

genden! Fichte ſagt irgendwo: Ihr Völker ſeyd gerecht und Wahrheitliebend, und eure Fürſten werden nicht anders ſeyn können; ich denke, daß dieſe Maxime vorzüglich auch umgekehrt gelten könne.

Mit Recht wird dem Lehrer der Religion, dem Wegweiſer zur überirdiſchen Glückſeligkeit beſonderer Schutz und Achtung zugeſtanden. Auch ohne ehrenvolle Auszeichnungen, die ſeines Standes Attribute ſind, würde die bezweckte Wirkung ſeiner Lehren nicht erreicht werden. Iſt er aber in Wort und That, was er ſeyn ſoll; verdeutlicht er gut und kräftig die Schrift, die in eines jeden Menſchenherz vom Rechtthun geſchrieben iſt; hilft er, unterſtützt er, wo es Noth thut, dann auch wird ihm Liebe und Hochachtung von der Menge derer zu Theil, denen er Lehrer und Helfer iſt; Gefühle, die ſich ohnehin durch kein Geſetz, durch kein Geſchenk, und durch keine Strafe erzwingen laſſen.

Der Schriftſteller iſt Volkslehrer, wie der Prediger; nur jener lehrt die Grundſätze, die in Erfüllung kommen müſſen, wenn anders die irdiſche Glückſeligkeit erreicht, wenn aus dieſem Erdenleben kein Höllenleben werden ſoll. So glaube ich, daß das Amt des Schriftſtellers nicht weniger ehrwürdig ſey, nicht weniger auf Schutz der Geſetze und der öffentlichen Meinung Anſpruch machen könne, als das des Predigers. Man wird auch bei näherer Unterſuchung finden, daß beide Aemter, nach abgelegten Proben von Tauglichkeit, nur jedes von eigenen kompeten-

Digitized by Google

ten Richtern, vergeben werden. Schwerer iſt die Prüfung des Schriftſtellers, als des Predigers; viel ſchwerer und ſelbſt gefahrvoll iſt die Bahn des erſtern. Seine Worte ſind bleibend und jeder Wicht glaubt ſich berufen, zu bekriteln, zu verdrehen, gar ſelbſt Feuerlärm auszurufen, wenn er ſeine winzige Wenigkeit lächerlich gemacht, oder ſeine Schurkheit an den Pranger geſtellt zu ſehen glaubt; und doch fand es der Schriftſteller unter ſeiner Würde, an dergleichen Wenigkeiten Worte zu verſchwenden.

So wie nie Laien, nur Eingeweihte im Wiſſen, und ſtrenge Forſcher in den Tiefen des Herzens, aufgeſtellt werden zu Richtern über die Tauglich- oder Untauglichkeit des Predigers, ſelbſt ihn dann zu richten, wenn ſeine Lehren nicht in den Schranken der hergebrachten Dogmen, nicht in denen der Reinheit der Moral bleiben, ſo denke ich ſollen auch keine Laien, keine grundſätzloſen Heuchler, mit einem Worte, kein Pöbel, wäre er auch in Bänder und Gold gehüllt, es ſich herausnehmen, über Geſchmack, über Wahrheit, über Anſtändig- oder Schicklichkeit zu richten, die den Inhalt der Schrift ausmachen. Dieſen unberufenen Kleinmeiſtern möchte man zurufen: Geht hin und lernt forſchen, lernt Wahrheit erkennen; lernt Sprache und Ausdruck, die der Wahrheit ziemt; macht die Erfahrung, daß es ein volles Opfer eurer Gemächlichkeit fodert, wenn man ſich von der Oberfläche, von euerm Elemente weg, in die Tiefen der erſtern Grundſätze des Wiſſens, wenn man in die Verbor-

Digitized by Google

genheiten des menſchlichen Wollens und Strebens durch anhaltendes Beobachten, eindringen will; lernt endlich die Heiligkeit der Moralgeſetze in vollem Maaße, und eben ſo wie ſie der Schriftſteller empfand, empfinden, wenn ihr aus dem rechten Standpunkte beurtheilen wollt, dann, nur dann werdet ihr den Muth verehren, nicht tadeln, der ihm die Kraft verlieh, das rein und wahr Gedachte in Worten wieder zu geben, die ſo dem Eindrucke an Stärke gleichen, den das Gedachte auf den Schriftſteller gemacht hatte. Seyd ihr nicht im Beſitze dieſes Wiſſens und dieſer Gefühle, dann behelfſt euch in Gottes Namen mit eurer Kurzſichtigkeit; euer Gerede von Klugheit, euer Hinweiſen auf die verſtändigen und glücklich gewordenen Schweiger, die das Ungerade für Gerade gelten laſſen, iſt ja nur Fraubaſen-Geſchwätze, das der Schriftſteller nicht achten wird, nicht achten kann, weil er ſich ſelbſt achten muß. Nur der Zuruf des Appeles: Schuſter! ſchreite nicht über die Grenze deines Leiſten, iſt die Abfertigung, die euch gebührt.

Das praktiſch und heimiſch gewordene Sprichwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand, iſt gar nicht anwendbar auf Schriftſteller. Wir haben geſehen, daß Leute es wagten, ſich anzuſchließen an das ehrwürdige Corps der Wiſſer, die hinlänglich mit Schreibematerialien verſehen, auch ſtolz genug waren, und ſogar Geld hatten, um auf eigene Koſten ihre Wunderwerke dru-

Digitized by Google

cken zu laſſen; wir haben das Urtheil ihrer Untauglichkeit, aus der Feder der Wiſſer vernommen. Wir haben erfahren, daß dieſe Leute unter dem mächtigen Schutze großer Mäcenen ſtanden, als ſie die Probe nicht beſtanden. Das war freilich arg, aber die ſtrengen Wiſſer ſindkeine Schmeichler; ſie meinen, es gäbe ja der Beſchäftigungen für Hände ſo mancherlei, wo ſolche Leute ſie beſſer, als zum Federführen brauchen könnten. — Aber ein ſtrenges Gericht wird gehalten werden über Sache und Sprache des Schriftſtellers; die geübten Seher im großen Verein der Wiſſer ſind die Richter. Es iſt zwar wahr, daß auch Kleingeiſter es ſich zuweilen herausnehmen, zu richtern über manches, was nicht nach ihrem Geſchmacke iſt, oder wenn ſie ſich an dem Meiſter rächen wollen; das iſt leider oft der Fall; allein ihre Sprache verräth den zur Zeit noch unkultivirten Kopf, ſie entſcheidet nichts über den Werth und Unwerth des Geſchriebenen, ſie erregt Verachtung gegen den Tadler. Dieſe Männchen ſchreiben und witzeln auch nur für ihre Klaſſe, die, da ihre Zahl Legion iſt, mit laut jauchzendem Lärm ihren Kollegen zu- und nachrufen, weil, wie ſie ſagen, dieſe Schreiber ihnen aus dem Herzen geſchrieben haben. Dies iſt eine andere Klaſſe von Laien, ſie heißt: die ſchreibende, da jene obige nur die plaudernde iſt.

Pariſer Blätter kündigten an, daß die dortige Gemeinde-Kammer mit einem Geſetzentwurfe über die Preßfreiheit beſchäftigt ſey. Der Knoten wird ſchwer zu löſen ſeyn. Zu

Digitized by Google

fürchten iſt, daß das Geſetz blos ſtrafend gegen die Mißbräuche, ausfallen werde, ohne beſtimmt und genau die Grenzen anzugeben, wo ſich der wahre, der wohlthätige Gebrauch von dem Mißbrauche ſcheidet. Werden nicht eben ſo viele, eben ſo kräftige Schutzwehren gegen die ungerechten, gegen die rachſüchtigen Angriffe auf Schriftſteller dieſem Geſetze an die Spitze geſtellt, als man artikulirte Verfügungen macht, den Mißbrauch zu züchtigen, die Schrift und deſſen Verfaſſer mit Bannfluch zu zernichten, dann mag der Genius des Jahrhunderts, und der der Menſchheit, über Frankreichs — Preßzwang weinen, und vorübergehen in Gefilde des Nordens, wo ſeine Prieſter, unter dem wohlthätigen Schutze der großen und kleinen Herrſcher, Aufklärung unter den verſchiedenen Menſchenklaſſen verbreiten dürfen, und — nach Kräften müſſen.

Wer ſoll aber richten, wenn auch das Geſetz ſo gut als möglich abgefaßt wäre? Gewiß nicht die Obſkuranten, gewiß nicht die Laien; jene haben ganz irrige Begriffe von dem, was die Preſſe wohlthätiges und gutes ſchafft; ſie ſind gleich den Irrgläubigen, und wie ſollen die über die Reinheit oder Unreinheit der Religionslehren aburtheilen? Die Laien endlich ſind ja ganz ohne Wiſſen, ſie haben ihre Gelehrſamkeit aus Kalender- und anderen Hiſtörchen, aus Büchern ihres Geſchmacks gelernt, und ihr Herz hat ſich auch nicht einmal bei dem Großen gehoben, welches die Liebe zur Wahrheit, zur Sittlichkeit, zu reinem, d. h. unegoiſtiſchem Pa-

Digitized by Google

triotiſm, in allen Zeiten, und bei allen Völkerſchaften her= vorbrachte, die Herz und Ohr der geſprochenen oder geſchrie= benen Wahrheit öffneten.

Je nun aber, wird man ſagen, wenn dieſe Perhorres= zenz ſo weit ausgedehnt werden ſoll, wo bleiben denn Indi= viduen für das Tribunal noch übrig? Ich muß geſtehen, daß kaum ſo viele übrig bleiben werden, als zur Zahl eines gül= tigen Spruches nöthig ſind. Wenn endlich gar über eine Perſon geſprochen werden ſoll, deren Feder es wagte in dem Gerichtszwange dieſer Richter herum zu leuchten, und man= ches zwar gut, aber unter dem Unkraute faſt erſtickt fand, und ſich die Verwegenheit beigehen ließ, das Unkraut zu jäten, was doch aus guten Gründen ſtehen bleiben ſoll; dann iſt die Klage vor die Richter in eigner Sache, vor Selbſträcher gebracht, und das Anathema wird volltönig erſchallen!

In jedem Staate, wo Preßfreiheit im Worte gegeben, und man nicht in einer unzähligen Menge Klauſeln über= wiegend mehr Zwang anlegen will, als man Freiheit giebt; d. h., wo man die Kinderſpiele der Preſſe gar gern geſtat= tet, wo man dieſe als Bedürfniß anſieht, die Publi= kanda zu Jedermanns Wiſſen und Nachachten, viel leichter, als durch die vielen Abſchreibereien unter die Menge zu brin= gen; wo man noch überdieß glaubt, wunderviel geſtattet zu haben, wenn man die rein und abſtrakt wiſſenſchaftlichen

Digitized by Google

Bücher, doch, wie ſich das verſteht, mit Zenſurgenehmigung, zum Abdrucken kommen läßt, wo aber jede Schrift, die auch nur leiſe das alte obſchon morſche Herkommen berührt, als gefährlich, ruheſtörend, verworfen, oder verbrannt wird, in ſolch einem Lande iſt Preßfreiheit eine Lüge.

In jedem Lande, das nur irgend eine Bedeutenheit hat, iſt wenigſtens eine hohe Schule, auf welcher (wenn es ans Auswählen der Lehrer geht, wie es meiſt zu geſchehen pflegt) nur geprüfte, allgemein gekannte Gelehrte das ehrwürdige Corps der Wiſſer bilden. Die meiſten dieſer Korporationen haben unter ſich einen Gerichtshof über die Güte und Ungüte der erſchienenen Druckſchriften errichtet. Man beklagt ſich freilich oft über Einſeitigkeit der Urtheile, über Lieblings-Meinungen der Rezenſenten, die, wenn ſie nicht in den Schriften angetroffen würden, der Schrift Herabwürdigung zuzögen.

Man verbeſſere dieſe Inſtitute dadurch, daß dem Rezenſenten über ſein Honorar noch eine andere Entſchädigung zu Theil werde, die ihn in den Stand ſetzt, Zeit und Geduld genug zur genauen Prüfung zu verwenden. Aber wird Deutſchland dermal, was es werden ſoll, ein Föderativſtaat, wo, der Suveränität der einzelnen Beherrſcher unbeſchadet, es allen gilt, wenn ein fremder, oder wenn ſelbſt auch ein heimiſcher Feind die Ruhe und Sicherheit des Einen anfeindet, mit einem Worte: wo Alle für

Digitized by Google

oder gegen Einen, und Einer für oder gegen Alle ſich verbindet, wenn das Syſtem auf ganz reine Grundſätze der Föderation gegründet daſteht, dann ließ ſich ein oberſtes Tribunal von den geprüfteſten Wiſſern, von den geprüfteſten Menſchenkennern aus der deutſchen Nation aufſtellen, welche die Klagen gegen gemißbrauchte Preßfreiheit unterſuchten und entſchieden. Und wenn die Klage gegründet iſt, dann treffe das Strafgeſetz den Verbrecher; aber auch hier finde der Schriftſteller Schutz gegen die Einſeitigkeit ſeiner Landesrichter, ſelbſt ſeiner Landesminiſter. — Die Individuen dieſes Zenſurtribunals müſſen gekannt ſeyn. Warum auch ſollten ſie nicht offenkundig ſeyn, da ſie doch über Offenkundigkeiten urtheilen ſollen? Ich weiß wohl, daß dieſe Bekanntheit mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden iſt; aber warum ſoll dann Vehmrichterei ſtatt haben, wo es doch möglich iſt, daß auch noch andere Verhältniſſe auf Kopf und Herz der Richter wirken können, als eben reine Liebe zur Wahrheit, reine Verehrung des größten Schildes menſchlicher Freiheit, der Preßfreiheit nämlich? Wahrlich es lohnte ſich, einen kleinen Fond auszumitteln, der zum Unterhalt dieſer oberſten Zenſur hinreichte. — Auch die Männer dieſes Tribunals würden von Zeit zu Zeit Vorſchläge machen, wie die Geſetzgebung der Preßfreiheit ergänzt, wie das Schwankende, das Unbrauchbare, ſelbſt das Schädliche in ihr ausgemerzt, und durch Verfügungen erſetzt werde, welche die Erfahrung und ein reiferes Denken, als nöthig,

Digitized by Google

angeben. Eine höchſte Geſetzkammer des deutſchen Völker-Vereins, ein beſtändiger Kongreß, mit dem dieſes Zenſurkollegium in unmittelbarer Berührung ſteht, würde ſolche Vorſchläge, zum Geſetze ſanktioniren — nicht aber die Urtheile über einzelne Anklagen gegen Schriftſteller, weil das Kollegium in letzter Inſtanz ſpricht.

So mögen Rezenſenten immer ihr Amt neben dieſem oberſten Tribunale, verrichten. Sogar können ſie die öffentlichen Ankläger von Schriften werden, die ihnen unter die Hände fallen, und worin der Sittlichkeit, oder irgend einem geduldeten Religionsſyſteme, oder ſelbſt der Staatsverfaſſung Hohn geſprochen würde.

Das oberſte Zenſurkollegium erkennt aber auch dem Verfaſſer, welcher eine neue, ſehr nützliche Wahrheit zu Tage fördert, das Eichenblatt der Ehre, und nach Ermeſſen der Wichtigkeit, ſelbſt die Bürgerkrone.

Bei allen dieſen Vorſchlägen werden die Anhänger des Preßzwanges nicht zum Schweigen gebracht; und es iſt ſehr zu fürchten, daß ihre Zahl die Majora bei der Berathſchlagung über Deutſchlands Preßfreiheit ausmachen. Denken kann ich mir's, daß ſie alle Blätter der Geſchichte über die Druck- und Preßfreiheit durchleſen, und nach ihrer Weiſe kommentiren; denken kann ich mir's, daß ſie die franzöſiſche Revolution, wie ſo viele Obſkuranten es thaten, als die Ausgeburt dieſes Uebels anklagen werden. Die Kurz-

Digitized by Google

ſichtigen! Haben ſie es denn ſchon vergeſſen, daß es der unausſprechliche Druck war, der von Seiten des Adels und der Geiſtlichkeit, von Ober- und Unterintendanten, und von der leichtſinnigſten Verſchwendung des Hofes, auf das Volk wirkte; daß dieſer Druck das Volk zur Empörung brachte? — Hätte eine vernünftige Preßfreiheit in Frankreich beſtanden, hätten Frankreichs Schriftſteller nicht nur nichts wegen gemäßigter Freimüthigkeit zu fürchten gehabt, ſondern wäre eine andere Sprache, als die der Kriecherei, belohnt worden, gewiß die Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, weil die Sklaverei des Volkes nicht bis zur Verzweiflung herangewachſen wäre.

Doch warum will ich auch den Widerſachern der Preßfreiheit Einwürfe in den Mund legen, an die ſie vielleicht nicht dachten, oder nun doch wenigſtens ſagen, daß ſie an ſo was nicht gedacht haben? Laſſen wir ſie ſelbſt ſprechen! Ja das müſſen ſie, es gilt hier dem großen Palladium der Menſchenrechte, des Glückes und der Ruhe des Volkes; es gilt der Foderung, die ein jedes Volk an ſeine Regierung zu machen hat; und da ſollte es nicht zur öffentlichen Sprache kommen müſſen, ob, und wie es Noth war, die Preßfreiheit einzuſchränken? Soll das nur im geheimen Rathe, ohne uns andere im geringſten zur Berathung zu ziehen, abgemacht werden, da es doch um unſer höchſtes und heiligſtes Intereſſe zu thun iſt? Seyd billig, ſeyd gerecht ihr hohen Stimmgeber am deutſchen Kongreſſe; denkt, daß

Digitized by Google

das deutſche Volk mit Blut ſeine Entjochung erkämpft habe; denkt, daß es ſeinen Fürſten gewiß anhieng, als dieſe ihr Volk zum heiligen Kampfe aufriefen; bedenkt, daß dieſes Volk nur Schutz bei ſeinen Rechten will; bedenkt, daß es einerlei ſey, ihnen dieſen Schutz verſagen, oder den Prieſtern der Wahrheit das Sprachorgan, die Preſſe, lähmen.

VI.

Etwas über das griechiſche Feuer.

(Als Antwort auf die Anfrage in der Note 1 Seite 69 der Beſchreibung des Fürſtenthums Lorſch).

Der Herr Verfaſſer ſcheint nach dieſer Note zu glauben, daß die Brandkugeln, durch welche im Jahre 1090 das Kloſter Lorſch in Brand geſteckt worden iſt, eine Art des alten griechiſchen Feuers enthielten, und wirft dabei die Frage auf, aus was eigentlich dieſes Feuer beſtanden ſey?

Die Beſtandtheile des griechiſchen Feuers ſind kein Geheimniß mehr. Nach Dr. Jobbs Verſicherung beſtand dieſes griechiſche Feuer aus einer unſerm Schießpulver ähnlichen Miſchung; in der Qualität ungefähr von 1 ℔ Kohlen, 1 ℔ Schwefel, und 6 ℔ Salpeter; dieſer Meinung iſt auch Roger Baco und Göhler in ſeinem phyſiſchen Wörterbuch. Nach Elmacinus hat im J. 690 bei der Belagerung von Mekka Hagiageus durch Naphta-Kugeln

Digitized by Google

auf das Dach der Caba geworfen, daſſelbe damit zerſchmettert und angezündet; dies macht es wahrſcheinlich, daß die Griechen und Araber ſchon in den früheſten Zeiten, wenigſtens unter gewiſſen Einſchränkungen, den Gebrauch des Schießpulvers kannten; ſie belegten dieſe Miſchung mit dem Namen Naphta, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil ſie Schwefel enthielt, und in ihren Wirkungen dem heftigbrennenden Naphta ähnlich war. Ein Kupferſchmidt von Damaskus kochte dieſe Miſchung in ähernen Töpfen mit Naphta, bis ſie völlig glühend war, und ſchleuderte ſolche auf die Wändelthürme und Schiffe der Kreuzfahrer, wie uns Bohndius Denkwürdigkeiten unterrichten. Schiller im IV. Buche ſeiner hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten erzählt uns, daß die Schiffe des griechiſchen Kaiſers Alexius vorne eiſerne und äherne Köpfe von Löwen und andern wilden Thieren hatten, welche den Rachen fürchterlich aufſperrten, und aus demſelben Feuer blieſen, welches gegen ſeine natürliche Beſchaffenheit ſich in horizontaler Richtung fortbewegte, und die feindlichen Schiffe beſchädigte; dies verſchaffte den Griechen in der Schlacht mit den Piſanern den Sieg.

Aus dieſem geht nun hervor, daß wir über die Beſtandtheile des griechiſchen Feuers ſo ziemlich im Klaren ſind. Die Kreuzzüge waren es, welche uns dieſes im gelobten Lande zeigten; daß aber die Deutſchen gleich bei dem erſten und zweiten Kreuzzuge ſolches hätten kennen und anwenden gelernt, hiervon haben wir keine Spur; vielmehr ſcheint

ſolches erſt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ſo nach und nach geſchehen zu ſeyn; bis dahin begnügte man ſich Pfeile und Bolzen mit Werg zu umwickeln, welches man mit Harz, Schwefel und andern brennbaren Materien beſtrich, und die Pfeile und Bolzen ſo angezündet auf die feindlichen Gebäude und Belagerungs-Maſchinen abſchoß; größere Dinge dieſer Art legte man ſo angezündet in Balliſten, und ſchleuderte dieſelben mit großer Kraft in die Höhe, aus welcher ſie dann herunter auf das Objekt, welchem ſie zugedacht waren, fallen, und dabei natürlich die Figur eines Bogens beſchreiben mußten.

Die Kreuzzüge nahmen bekanntlich gegen Ende des eilften Jahrhunderts (1096) ihren Anfang, und nach Angabe des Herrn Verfaſſers kam im Jahre 1090 im Kloſter Lorſch dieſe Feuersbrunſt aus; damals konnte man alſo noch nicht wohl etwas von dem griechiſchen Feuer, noch weniger aber von deſſen Bereitung und Anwendung wiſſen. Am wenigſten aber iſt zu vermuthen, daß die Soldaten zu Lorſch, oder auch die Mönche ſelbſt, zu jener Zeit in der Phyſik, Chemie und den höheren Kriegswiſſenſchaften vorgerückt geweſen wären, daß dieſelben Kenntniſſe vom griechiſchen Feuer, deſſen Miſchung und Wirkung, und gar von künſtlichen Brandraketen, deren Fertigung und Wirkung gehabt haben; und welche Gattung von Soldaten mögen wohl damals in Lorſch geweſen ſeyn? Bewaffnete Knechte des Abts, rohe Reiſige und Knappen der Vögte und Vaſallen des Kloſters

Digitized by Google

deren vielleicht ein und anderer auf ſeiner Armbruſt, und wenn es hoch kam, durch die Balliſte dieſe oben beſchriebene Bolzen in die Luft abſchoß, welche im Herunterfallen ſich erſt recht entzünden, und zum Erſtaunen des damaligen unwiſſenden Volkes Funken und Feuer von ſich ſtrömten, welches dann der Abend und die Nacht, ſammt der Einbildungskraft, noch wichtiger machte.

R. R. H.

Hierauf antwortet der Verfaſſer der Lorſcher Geſchichte: Was man ſich gemeiniglich unter dem Namen des griechiſchen Feuers vorſtellt, war dem Verfaſſer der Lorſcher Geſchichte zwar wohl bekannt; allein er wußte auch, daß man über die eigentlichen Beſtandtheile dieſes unauslöſchlichen Feuers noch bis dieſe Stunde nicht einig iſt. Aus dieſem Grunde hat auch derſelbe die bemerkte Frage aufgeſtellt, um vielleicht durch dieſe Gelegenheit wieder etwas Neues und Beſtimmteres über dieſe Materie zu hören.

Was die von dem Herrn R. R. angeführten Autoren betrifft: ſo beweiſen dieſe gerade, daß man die eigentlichen Beſtandtheile und die Kompoſition des griechiſchen Feuers nicht gekannt, oder wenigſtens dieſe Männer ſie nicht gekannt haben. Denn was ſie als Beſtandtheile des G. F. angeben, ſind nichts anderes, als die Beſtandtheile des heutigen Schießpulvers. Daß aber dieſes mit dem G. F. nicht

Digitized by Google

einerlei ſey, iſt wohl Jedermann bekannt. Denn unſer Schießpulver knallt und zündet, aber es iſt nicht unauslöſchlich; es kann alſo das griechiſche Feuer nicht ſeyn, welches mit den erſteren Eigenſchaften auch die letztere verband.

»Das griechiſche Feuer (ſind die Worte des gelehr»ten Herrn G. R. Schunk *), welches die griechiſchen »Kaiſer von Konſtantin Pogonatus an, einige Jahr»hunderte hindurch als ein Geheimniß beſaßen, beſtand »nebſt dem jetzigen Schießpulver noch aus andern harzi»gen und brennbaren Materien, welche unter die Feinde »geworfen, nicht leicht auszulöſchen waren.« — Dieſe Definition vom G. F. iſt meines Erachtens die richtigſte; allein es fehlt doch noch immer die Angabe, welche harzige und brennbare Materien dazu genommen wurden, und das Rezept zur Miſchung.

Joinville, der mit dem König Ludwig IX. von Frankreich wider die Türken zog, erzählt uns als ein Augenzeuge, daß die Türken bei der Belagerung von Damiette im J. 1249 aus großen Maſchinen oder Mörſern, welche ſie Steingruben nannten, ein ſchreckliches griechiſches Feuer auf die Franzoſen geworfen, und großen Schaden dadurch verurſacht hätten. Er nennt es zwar ein griechiſches Feuer, allein alle übrigen Umſtände ſeiner Erzählung

*) In ſeinen Beiträgen zur Mainzer Geſchichte I. Band, S. 37 in der Note.

zeigen an, daß ſolches nichts anderes als unſer heutiges Schießpulver war, und daß Joinville aus Unkunde der Miſchung ſolches ein griechiſches Feuer genennt hat. Ein Beweis alſo, wie wenig zu allen Zeiten die eigentlichen Beſtandtheile des G. F. bekannt waren. Mehr Aehnlichkeit mit dem G. F. mögen die ſogenannten Naphta-Kugeln gehabt haben, welche ſchon im J. 690 bei der Belagerung von Mekka angewendet wurden. Allein die Wirkung derſelben war nie jene fürchterliche, die man bei der Belagerung von Konſtantinopel und anderwärts durch das G. F. hervorgebracht hat.

Daß ſchon die alten Griechen ſich gewiſſer Stäbe bedienten, die einen Schuh oder eine Elle lang, und oben mit ſehr ſpitzigen Stacheln beſetzt waren (Scytalides oder Scytalia genannt), welche ſie mit Harz und Werg umwickelten, ſelbige anzündeten, und ſo auf die Häuſer und die Glieder der Feinde warfen, ſolches iſt eine bekannte Sache, und vielleicht die Urſache, daß man das hernach von den neuern Griechen ausgebreitete zerſtörende Feuer das griechiſche Feuer nannte. Letzteres waren aber meiſtens Kugeln oder Scheiben, welche geworfen wurden. Dieſe Wurfſcheibe wurde *Discus* genannt, wie wir ſolches bei dem Poeten Papinius Statius und andern Autoren finden. Von einer ſolchen ähnlichen Beſchaffenheit war denn auch jenes hölliſche Feuerwerk, welches im Jahre 1090 im Kloſter Lorſch ſo großen Schaden anrichtete. Um ſich davon zu über-

zeugen, muß man die Sache aus der Lorſcher Kronik im Zuſammenhange leſen.

Es heißt daſelbſt alſo *): »*Discus* in extrema mar-»ginis ora, ut solet, accensus militari manu per »aera vibrabatur, qui acriori impulsu circumactus »orbicularem flammae speciem reddens, tam osten-»tui virium quam oculis mirantium spectaculi gra-»tiam exhibet. Is a quodam non tam perniciter, »quam infeliciter tandem intortus, ad summum Ec-»clesiae fastigium imprudenti jactu evolavit, ubi »inter tegulas et cariosos asseres arctius insidens »animante vento fomitem incendio praebuit etc.

Aus dieſer Erzählung erhellet, 1) daß die Maſchine, wodurch das Feuer auf das Kirchdach geſchleudert wurde, keine Bolzen oder Pfeile mit brennbarer Materie umwickelt, ſondern eine Wurfſcheibe (Discus) geweſen, welche 2) von den Soldaten (militari manu) in der Luft umher oder durch die Luft auf entfernte Gegenſtände geſchleudert wurde, nachdem ſie vorher am Rande, gleich unſern Raketen, war angezündet worden (in extrema marginis ora accensus); 3) daß dieſe Maſchine (gleich unſern ſogenannten Feuerrädern) das Feuer in die Runde umher auswarf, und dadurch nicht allein dem Auge ein angenehmes Schauſpiel darbot, ſondern auch zugleich einen Beweis der Geſchicklich-

*) Codex Lauresh. T. I, p. 201.

Digitized by Google

keit und der Stärke des die Maſchine dirigirenden Soldaten lieferte (qui acriori impulsu etc.); 4) daß ſolche Art Feuerwerk zu Lorſch damals (1090) ſchon gewöhnlich war (Discus ... *ut solet* ... accensus); 5) endlich daß gedachtes Feuer aus der Wurfſcheibe ſich an brennbare Gegenſtände feſt anhieng, und ſie augenblicklich in Brand ſteckte (inter tegulas ... *arctius insidens*). Woraus denn der Schluß zu machen, daß gedachte Feuermaſchine von einer ganz andern Gattung geweſen ſey, als der Herr N. N. ſolche angiebt; ſelbige vielmehr (nach meiner unmaßgeblichen Meinung) jenem hölliſchen Feuer ähnlich geweſen ſey, was unter dem Namen des griechiſchen Feuers bei verſchiedenen Gelegenheiten einen ſo fürchterlichen Effekt hervorgebracht hat *).

Aber, wird man hier fragen: wer hat denn die Lorſcher Soldaten das Geheimniß dieſes künſtlichen Feuerwerkes gelehrt, beſonders da ſolche (nach der Meinung des Herrn N. N.) von gar geringer Bedeutung waren? — Wenn man aus der Lorſcher Geſchichte weiß, daß dieſe Abtei ein

*) Der berühmte Naturkundige Albertus Magnus giebt in ſeinem Libello: de mirabilibus Mundi, das Rezept zum griechiſchen Feuer alſo an: Ignem Graecum sic facias: recipe sulphurem vivum, tartarum, sarcocollam, picollam, sal coctum, petroleum et oleum commune, fac bullire bene; et si quid imponitur in eo, accenditur, sive lignum, sive ferrum et non extinguitur, nisi urina, aceto vel arena.

Digitized by Google

beträchtliches Fürſtenthum im Beſitze hatte; wenn man geleſen hat, daß unter andern der Abt Ulrich in der Geſchwindigkeit 1200 der auserleſenſten Reiter zuſammengebracht, und mit ſolchen einen Zug zu dem Kaiſer angetreten hat, ſo iſt wenigſtens ſo viel daraus zu ſchließen, daß die Lorſcher Soldaten damals (1090) nicht ſchlechter waren, als andere fürſtliche Soldaten. Wer ſie aber das Feuerwerk gelehrt hat? Hierauf glaube ich antworten zu können: die Mönche zu Lorſch ſelbſt. Denn es iſt bekannt, daß die Mönche ſich häufig mit Chemie und Alchimie beſchäftigten, und es iſt ferner gewiß, daß mehrere Mönche, namentlich Roger Bacon, Konſtantin Anelzen, und Berthold Schwarz die Miſchung gekannt und auf verſchiedene Art angewendet haben, woraus das Schießpulver verfertiget wird, unerachtet man keinen von ihnen als den Erfinder des heutigen Schießpulvers und ſeiner Anwendung durch Schießgewehre annehmen darf *); warum ſollten nicht auch die Mönche zu

*) Der obgedachte Herr G. R. Schunk hat in ſeiner ſchönen Abhandlung über die Erfindung der Feuergewehre ꝛc. l. c. die Epoche des Schießgewehres auf 1343 geſetzt, und durch eine Urkunde bewieſen, daß der erſte Feuerſchütze im Mainziſchen, und wahrſcheinlich in Deutſchland, 1344 vorkömmt. Eben derſelbe ſagt auch von dem Liber ignium, oder wie es andere nennen, *Marci Graeci*, liber de compoſitione ignium, das der Doktor Mead handſchriftlich beſaß, und welches man für älter hält als Roger Bacons Schrift, daß zwei Gattungen von Feuerwerken darin beſchrieben

Digitized by Google

Lorſch (in welchem Kloſter bekanntlich zu allen Zeiten ſich viele gelehrte Männer befunden haben) das Geheimniß des griechiſchen Feuers gewußt, oder eine ähnliche Miſchung etwa ſelbſt erfunden, und ihren Gebrauch den Soldaten gezeigt haben, welche hierauf durch einen unglücklichen Zufall die ſichere Wirkung jener Brandmaſchinen nur zu deutlich gezeigt haben *)!

ſeyen, eine fliegende nämlich, und eine andere, welche einen Knall von ſich gebe. — Man vergleiche die Kernhiſtorie aller freien Künſte, Th. VII. Leipzig, 1751, S. 570.

*) Bekannt ſind aus den Zeitungen die engliſchen Congreviſchen Brandraketen. Sind wohl dieſe das alte griechiſche Feuer, oder ſind ſie eine ganz neue Erfindung? Allem Anſehen nach haben ſie das griechiſche Feuer zur Grundlage, welches aber hier auf die Artillerie dermaliger Zeit ſehr kunſtvoll, aber auch äußerſt ſchrecklich angewendet worden iſt.

Digitized by Google

Druckfehler im Juliheſte.

Seite 207 Zeile 1 von oben lies: Tode, ſtatt Tod.
— 217 in der Note lies: überhaupt, ſtatt überſetzt.
— 304 Zeile 5 von oben lies: eat, ſtatt erat.
— 305 — 8 — — — ſie doch, ſtatt doch dieſelben.

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Gott und Unſterblichkeit.

1813.

Haſt du des Frühroths Zauberglanz geſehen,
Wenn über der Gebirge Gipfel hin
Des jungen Tages erſte Schimmer wehen,
Und aus dem Thal die grauen Nebel flieh'n?
Haſt du geſeh'n, wie die Gewölke glüh'n,
Wie alle Berge überpurpurt ragen,
Und kannſt an einem Gott zu zweifeln wagen?

Der Blinde, der, verhüllt in Mitternacht,
Vom Lebensquell des Lichtes ausgeſchloſſen,
Von nie erhellter Dunkelheit umfloſſen,
Des wunderholden Frühlings Blumenpracht,

Digitized by Google

Der Sonne letzten Strahl , den Abendhimmel,
Der goldnen Sterne freundliches Gewimmel,
Die thaubeperlte Wieſenflur nicht ſieht,
Dem, ach! vergeblich alle Jahreszeiten
In wechſelvollem Glanz vorüber gleiten,
Vergeblich Alles Leben, Wonne ſprüht;
Der Blinde muß des Schöpfers Daſeyn fühlen,
Wenn er den Hauch des Frühlings in ſich zieht,
Wenn liſpelnde Zephyre ihn umſpielen,
Wenn aus der Saat die Lerche jubelnd flieht.
Bei deinem Flötenton, o Philomele,
Bei dem Geſchwätz des Bachs, der über Blumen fließt,
Bebt ihm von heil'ger Ahnung ſeine Seele,
Der Blinde ruft: O Gott! du biſt!

Sollt' ich, dem er den hellen Blick verliehen,
Der in ſich ſchlürft das ſüße Himmelslicht,
Die Stirne zweifelnd ernſt in Falten ziehen?
Nein! dann verdient' ich dieſes Auge nicht!
Mir ruft der Tag, wenn er erwacht und ſinket,
Mir ruft der Sternen Heer: Es iſt ein Gott!
In dieſem Perlchen Thau's, das in der Roſe blinket,
Fühl' ich entzückt: Es iſt ein Gott!
Sein Hauch erwecket Blumen an der Quelle,
Und ſpielt als Zephyr mit des Baches Welle;
Sein Hauch ruft Sonnen aus dem Nichts hervor,
Und jagt den Sturm am Firmament empor.

Digitized by Google

Wenn ich die Frühlingsauen
Durchwandle, wenn um mich
Die Blumen Balſam thauen,
Dann, Schöpfer, denk' ich dich!

Wenn leuchtend, gluthbeflügelt,
Die holde Sonne ſich
Auf Eiſesfeldern ſpiegelt,
Dann, Schöpfer, denk' ich dich!

Wenn voller Glanz und Leben
Des Tages Gluthen ſich
Dem Meeresſchoos entheben,
Dann, Schöpfer, denk' ich dich!

Wenn ſich mit Flammenkränzen
Der Weſten kränzet, mich
Die Sterne ſanft umglänzen,
Dann, Schöpfer, denk' ich dich!

Du biſt des Schöpfers Siegel,
Unendliche Natur!
Durch Wälder, Thäler, Hügel,
Verfolg' ich ſeine Spur.

Ein Perlchen in der Roſe,
Ein Saphyr und Rubin,
Zeigt, wie das Ewiggroße
Der Himmelsbilder, ihn!

Digitized by Google

Der Bach im bunten Kieſe,
Den Veilchen ſanft umblüh'n,
Der Zauberſchmelz der Wieſe
Mahnt laut an ihn, an ihn!

Ich denk' ihn, wenn Geläute
Den müden Landmann ruft,
Beim Klang der Silberſaite,
Beim linden Weh'n der Luft.

Wenn Würmchen mich umſpielen,
Und in der Sonne ſich
So froh und heiter fühlen,
Dann, Schöpfer, denk' ich dich!

Und dieſe frohe, himmliſch milde Szenen
Trübt mir nicht Sokrates, nicht Kalas Bild:
Dich Schöpfer denk' ich bei der Unſchuld Thränen,
Wenn andre Herzen banger Zweifel füllt.
Mit der Verzweiflung kann ich weinen, trauern,
Kann, wenn ein frecher Böſewicht
Den Edlen ſtürzt, die Tugend läſtert, ſchauern,
Nur an der Gottheit zweifeln kann ich nicht!
Schwach iſt mein Blick! nur lautre Himmelsgeiſter,
Nur ſinnenloſe, reine Cherubim
Erkennen überall den großen Weltenmeiſter,
Und huldigen mit Jubelliedern ihm.

Digitized by Google

Der Menſch kann hier den Ewigen nur ahnen,
Bis einſt zu jenen ſternbeſäten Bahnen
Sein unerſchaffner Geiſt empor ſich ſchwingt,
Und dieſes Körpers niedre Bande ſpringt.

Sieh' auf, o Menſch! in jene Himmelsferne,
Sieh' zu der Sonnen ungemeßner Bahn!
Du ſtaunſt, o Menſch! und was ſind dieſe Sterne,
Als Tröpfchen Thau's im Weltenozean?
Wer, wer verbindet dieſe Miriaden
In dieſer ewig reinen Harmonie?
Wer ſpinnt von jeder Welt den Schickſalsfaden,
Und leitet alle, und verwirrt ſie nie?
Wer hieß ſie aus dem Nichts hervor ſich wälzen
Und dann in dieſen zaub'riſchen Akkord
Die wilde Fluth der tauſend Klänge ſchmelzen,
Und hält den Weltenſtrom im ſichern Bord?
Willſt du den Zufall als Erſchaffer preiſen?
Soll auch der Zufall in den ſichern Gleiſen,
So lang und ohne allen Unbeſtand,
Die Miriaden Weltſyſteme führen,
Und nie ein Staub das Gleichgewicht verlieren?
Erhält des Zufalls ungewiſſe Hand
Nicht nur die Sonnen, die dort oben glühen,
Und Leben durch die lichten Räume ſprühen,
Erhält er auch den kleinen Wurm im Staub?

Digitized by Google

Kann nie in eines Ungefährs Geſetzen
Ein neues Ungefähr den kleinſten Punkt verletzen?
Warum wird dieſer Wurm nicht eines Zufalls Raub?

Er kann und darf es nicht! Wenn aus der Weſen Kette
Der kleinſte Ring ſich je geriſſen hätte,
Mit ihm zerriſſen wäre die Natur;
Mit ihm der ordnungsvollen Reihe Spur,
Die Eintracht und die Harmonie verſchwunden,
Die Glieder hätten ſich vom Ganzen losgebunden,
Gehemmt den ſtillen Gang der großen Weltenuhr.
So lang die Welt aus Nichts hervorgegangen,
Hat nie des Zufalls Spiel ſich je gezeigt,
Ein Rieſenarm ſchien ſie unendlich zu umfangen,
Kein Hälmchen wurde je geſetzlos umgebeugt;
Kein Stern durchbrach in wildem Flug die Schranken,
Und kein gefürchteter Komet gieng ohne Bahn:
Es iſt, es iſt ein Gott! Nein, nimmer kann ich wanken,
Ich ſchwinge mich im Fluge der Gedanken
Zu dieſem Glauben froh hinan!
Er iſt! er iſt! mag ſich die Erde wild verwirren,
Und Mitternacht des Menſchen Blick umgrau'n,
Ich blicke himmelan, und werde nimmer irren:
Der Welten lenkt, der wird auch dieß Gewühl entwirren,
Dem kann ich mich voll heitern Muths vertrau'n!

Digitized by Google

Menſch! was biſt du in jenem Weltenmeer,
Du Staub von Staub, Bewohner eines Staubs?
Sieh' über dir der Weltſyſteme Chöre,
Was biſt du gegen ſie, du Sohn des Staubs?
Ach! ärmer biſt du, als der Wurm im Staube,
Wenn du an einen blinden Zufall glaubſt;
Dem Tod wird deine Ewigkeit zum Raube,
Sobald du dir den Schöpfer raubſt!

Du rufſt: Er iſt!? — Ihr Sonnen dort, erbleichet,
Ihr Sphärenharmonieen weicht zurück!
Ihr tanzenden Syſteme weichet, weichet
Vor ihm, des Schöpfungstages Meiſterſtück!
Er kann den Ewigen, den Schöpfer ahnen.
O was ſind dieſe Sonnen gegen ihn,
Was jene Welten, die auf dunklen Bahnen
Mit Donnertönen durch das Weltall flieh'n?
Sieh' ſtolz empor, o Menſch! zu Gottes Himmel:
Der Chor der Sterne, die dein Jubel preißt,
Der Weltſyſteme leuchtendes Gewimmel
Iſt Staub, und du, o Menſch! du biſt ein ew'ger Geiſt!
Einſt biſt du dort mit Gott! dieß Flammenſtreben,
Dieß namenloſe Sehnen in der Bruſt
Nach göttlicher Vollendung, ew'gem Leben,
Ruft mir es zu, ich fühl's mit Himmelsluſt!
Wenn dieſe heitern Sonnen einſt verglühen,

Digitized by Google

Dann haſt du noch, zu ſeyn, nicht aufgehört;
Ein neues, ſchön'res Leben wirſt du blühen,
Ein Leben, das kein Tod zerſtört!

Warum blickſt du ſo düſter vor dich nieder? —
»Dieß arme Leben dieſer Erde flieht,
»Ich gehe hin, und nimmer kehr' ich wieder,
»So wie die Roſe kaum enthüllt, verblüht!»
O zweifle nicht an unſers Geiſtes Leben!
Du ſiehſt doch dieſer Sonne Flammenſchwung,
Und glaubſt im Anſchau'n Gott? Hör' auf zu leben!
Dein Zweifel, Menſch! iſt Gotteslästerung.
Warum die Prüfung dieſes Erdenlebens,
Wenn nicht den Ringer einſt die Palm' umflicht?
So wahr ein Gott iſt, wir ſind nicht vergebens,
Wir ſind geformt aus Licht und werden Licht!
Einſt müſſen dieſe Nebel alle fliehen,
Die um des Geiſtes Sonne düſter ziehen.
Aus Mitternacht quillt jugendliches Roth
Und neues Leben, Ewigkeit aus Tod!

Mag auch das Schickſal grauſam mit mir ſpielen,
Der letzte Hoffnungsſtern erblichen ſeyn!
Nichts ſoll die Flamme dieſes Glaubens kühlen,
Ich werde, ſterbend, unter Martern fühlen:
Die Seele geht aus Tod in Leben ein!

Digitized by Google

Das Unglück wird mich feſter glauben lehren;
Denn Gold muß in den Flammen ſich verklären.
Auf Erden lebt der Menſch die Prüfungszeit,
Geläutert tritt er in die Ewigkeit!

Der Schwache nur wird vor dem Tod erbeben,
Wenn er des Schickſals Wege nicht begreift.
Begreift er, wie die Saaten ſich erheben,
Und wie die Frucht, und wie die Aehre reift?
Weil er das Unſichtbare nicht begreifet,
Mit aller Geiſteskraft ins Ungewiſſe ſtreifet,
Verzweifelt er an einem guten Gott? —
O wahrlich! der uns dieſes Flammenſtreben
Nach einem beſſern Daſeyn hat gegeben,
Er täuſcht uns nicht, er iſt ein guter Gott!
Der Menſch wär' ärmer, als der Wurm im Staube,
Würd' er mit dieſem Geiſt dem Tod zum Raube,
Der ſeiner Hoffnung auf Unſterblichkeit
Dieß Leben, und des Lebens Freuden weiht!

Wir ſind unſterblich! O mit welcher Wonne
Blick' ich an dieſes Erdenlebens Ziel!
Der müde Leib, er ruhet ſtill und kühl,
Geſunken iſt des ſchwülen Tages Sonne,
Sanft ſchlummert er bei linder Weſte Spiel.

Digitized by Google

Doch mit der Blitzesſchnelle der Gedanken
Eröffnen ſich dem Geiſt des neuen Lebens Schranken,
Geläutert ſteht er da, in göttlich reinem Glanz,
Und die Vollendung reicht ihm ihren Palmenkranz.

Friedenslied.

Heil! Glück und Freude! Heil uns Allen,
Verkünd' es laut mein Saitenſpiel!
Ein köſtlich Loos iſt uns gefallen!
Laßt Preis und Dank in Hymnen ſchallen,
Es ruht der Kampf, wir ſtehn am Ziel!
Am Ziele, wo die Wolken theilend
Der Friedens-Engel niederſchwebt,
Dem jedes Herz entgegen ſtrebt;
Denn er nur iſt's, der Wunden heilend
Mit neuer Kraft die Welt belebt.

An's Herz die Kinder, edle Mütter!
Ihr littet viel und lang genug;
Beſtändig Trennung, ach, wie bitter!
Wie wenig Troſt im Ungewitter,
Das wild die Saat darnieder ſchlug!

Digitized by Google

Nun ſorgt und pflegt ihr nicht vergebens;
Denn wo der ſüße Friede wohnt,
Wird jede Knospe zart verſchont,
Und wächſt und reift voll friſchen Lebens,
Bis uns die ſchönſte Frucht belohnt.

Ihr Väter, treu, voll edler Sorgen,
Ihr Lenker, Ordner in dem Haus!
Blickt freudig auf zum heitern Morgen!
Denn was ihr ſchafft, es bleibt geborgen
Und ihr genießt's, ihr theilt es aus;
Ihr ſammelt frei des Lebens Güter,
Die euch kein Räuber mehr verzehrt,
Kein Wilder mehr in Wuth verheert,
Denn wißt! der Friede iſt ein Hüter,
Der ſtets erhält und noch vermehrt!

Laßt Kinder, laßt euch hoch begrüßen,
Ihr holden Genien dieſer Welt!
Der Tag wird euch nun lieblich fließen,
Ihr werdet jede Frucht genießen,
Die reif vom Baum des Lebens fällt;
Nicht dürft ihr mehr in Wäldern irren,
Vertrieben, arm und vaterlos,
In Froſt und Regen, krank und bloß;
Nein, ſtatt daß Geier euch umſchwirren,
Spielt froh das Täubchen euch im Schooß.

Doch auf, zum Retter auf nach oben
Erhebe ſich, was fühlt und denkt!
Wer hat uns aus der Schmach erhoben,
Und wer gehemmt des Sturmes Toben,
Als Er, der alles führt und lenkt?
Von ihm ſey Weisheit uns beſchieden,
Zu wirken ſtets, was recht und gut,
Voll Heiterkeit und Lebensmuth,
Genährt von jenem ſüßern Frieden,
Der ſegnend in der Seele ruht.

An einem Herbſtmorgen.

Schön in ſilbernem Strom', Nebel des Herbſtes! ſchwimmſt
Du durch's einſame Thal, hebeſt dem Adler gleich,
Kühnes Fluges dich hoch, wo ſich die Sonne wiegt,
Die dein Fittig dem Morgen birgt.

So im Strome der Zeit fließet das Leben hin,
Kaum entronnen dem Nichts, bald der Verweſung Raub,
Eine welkende Blum' über dem öden Grab',
Die der ſäuſelnde West zerknickt.

Digitized by Google

Kühn'res Fluges hinauf ſchwingt ſich zur Ewigkeit
Der entfeſſelte Geiſt. — O der Unſterblichkeit
Zaubername! — So hehr klinget kein heiliger
Pſalm, geſungen vom Engelchor.

Laura! Laura! wie ſchlägt hoch von Entzücken mein
Herz! Bald wieder wird mir ſtrahlen dein Sonnenblick,
Mir im Silbergewand — und die Unſterbliche
Den Unſterblichen wieder ſeh'n.

O! der grauſenden Nacht, wo du bei Mondenglanz
In die Tiefe der Gruft ſankeſt, o Liebling du
Meiner Seele! — Mir war dunkel und trüb' im Geiſt,
Wie im Grabe, das dich umſchließt.

Wieder ſehen — o du, die mir im Herzen wohnt,
Wieder ſehen werd' ich, herrlich Verklärte! Dich,
Meine Laura! Dann ſcheucht ewige Sonne die
Nacht, die hier mir die Seele trübt.

Reich', o reiche mir bald traulich die Bruderhand,
Benedeiheter Tod! Lieblich vom mooſigen
Grabeshügel herab wehet das Lüftchen mir,
Sanft ertönt es wie Harfenklang.

Engel werd' ich. — Im Wink' düſtrer Vergänglichkeit
Schwindet drüben kein Lenz, altert kein Sonnenglanz.
Reich', o reiche mir bald traulich die Bruderhand,
Holder Führer zur Sternenwelt!

Digitized by Google

Zur vollendeten Welt, wo in der Ewigkeit
Eintracht keimet und blüh't, wo vom Geliebten nichts
Mehr den Liebenden trennt, wo ſich kein Thränenquell
Mehr vom Auge des Dulders gießt.

Digitized by Google

II.

Werth des Lachens.

»Herr Mär! wollen ſie keine Koſaken ſehen? Es ſind eben die erſten in das Dorf geſprengt; ſie halten vor dem Rathhauſe;« rief eine Nachbarin an dem Fenſter meines Schlafzimmers. »Nein,« ſagte ich, »wenn nur die Koſaken nicht mich ſehen wollen;« und wendete mich in meinem Bette herum, das Geſicht gegen die Wand. Ich hatte mich nämlich an einem ſehr angſtvollen Tage frühe niedergelegt, um von der Shandy'ſchen Beobachtung, daß Schmerz und Kummer in einer horizontalen Lage am leichteſten zu ertragen ſind, guten Gebrauch zu machen.

Es war am 3ten Jänner 1814, Abends 9 Uhr. In dem Augenblicke ritten fünf Pikenträger zu meinem Hofe herein, ſtiegen ab, verrammelten das Thor, und ihr Anführer, der franzöſiſch verſtund, begehrte mich zu ſprechen. Ich gab ihm Beſcheid auf ſeine Ausſpähefragen. Am Ende des kurzen Beſuches kündigte er mir an, daß in 2 Stunden

Digitized by Google

2000 Koſaken mein Dorf beſetzen würden; ich ſollte für Mann und Pferd alles zum Empfang bereit halten. » Sehr wohl, » ſagte ich im Schrecken; hielt es doch, nach kurzem Bedenken, für das Klügſte, mich wieder in die belobte horizontale Lage zu bequemen, und nichts zu thun, was meine lieben Mitbürger aus der ihrigen ſtören könnte. Es war auf lange Zeit die letzte ruhige Nacht für ſie und mich. Die Stille des folgenden Tages war der Vorbote großer Stürme. Ich fieng damit an, daß ich an meinem Lebenskahne alle Segel einzog, und manche Luſt und Liebe zu Dingen dieſer Welt über Bord warf. Selbſt mein Daſeyn ſetzte ich auf eine ſehr geringe Taxe herab. Am Abend meldete ſich ein flüchtiger Jünger des Thesbis. Er war von dem Feinde aus dem benachbarten Landſtädtchen vertrieben; ein lahmes Pferd trug ſeine Kinder und den Theaterplunder; es war zugleich auf dem Rücken ſehr gedrückt, konnte nicht weiter, und das Thier ſah faſt noch kläglicher aus als ſein Herr. Ich hatte Mitleid mit Beiden, und bewilligte die Bitte: » Um gnädige Erlaubniß, ſich aufzuhalten und einige Stücke zu ſpielen. » Doch bedingte ich mir aus, daß er uns ein Heldenſtück vorſtelle, das heldenmäßigſte, das er geben könne; denn mein Gemüth war finſter, ich ſuchte Stoff zum Lachen, um es zu erheitern. Allein 500 Koſaken mit 700 Pferden beſetzten am Abend noch das Dorf. Der Tempel der Muſen wurde wieder zu einer Scheuer entweihet, und mir die Freude benommen, in dieſer Zeit

des allgemeinen Elendes die Athener und den großen Perikles nachzuahmen. Die Koſaken ſetzten unſere Gaſtfreundſchaft auf eine harte Feuerprobe. Die Viehpeſt wüthete in vielen Ställen, das Nervenfieber in den meiſten Häuſern, der Tod klopfte faſt an allen Thüren; bei der meinigen gieng er für diesmal vorüber, und begnügte ſich großmüthig mit dem Zehentel einer Hekatombe *) aus meinem Viehſtalle. Die horizontale Lage kam mir nur ſelten zu gut; auch reichte ſie für die Laſt nicht mehr zu. Ich ſah mich in meiner kleinen Bibliothek nach Beiſtand um. Aus dummem Leichtſinn hatte ich aber bei meinem Zuge aus der Stadt auf das Land des Boetius Büchlein: vom Troſte der Philoſophie, und das von Seneka: über die Verachtung der Reichthümer, der Fracht nicht werth gehalten. Ich war auf mein Bischen Mutterwitz beſchränkt, und meinen Gevatter Heinrich Fölix, der mich täglich beſuchte. Wir giengen mit einander zu Rathe, wie wir die ſchwerfüßigen Stunden ſo kurzweilig, als möglich, hinter uns bringen könnten. Fünfhundert Gäſte in einem vorher ſchon ausgeleerten Dorfe, das Viehſterben, die bösartigen Krankheiten, alle dieſe Uebel in der ſchlimmſten Jahrszeit, dies war zu viel für eine Hiobs-Geduld. Ich ſchätze dieſe Geduld höher, als alle Fälle, wo ſie mich ſchon auf die Probe nahm; doch ſie giebt gegen die Laſt des Lebens

*) Opfer von hundert Ochſen.

Digitized by Google

nur ein Kiſſen, aber keinen Gegendruck. Sie iſt eine weibliche Tugend; wir mußten als Männer handlen, und ſo wurde beſchloſſen, keinen Tag vorüber zu laſſen, ohne wenigſtens eine Stunde davon zu verlachen.

Ein altes luſtiges Sprichwort ſagt: Der Lacher ſpringt über das Grab. Ich halte die laute Fröhlichkeit für ein beſſeres Präſervativ gegen die herrſchenden Seuchen, als die antipeſtilenziſchen Räucherungen, die uns die Aerzte empfehlen. Ich kann dieſe Todesopfer nicht leiden; ſo oft ich ſie bei einem ängſtlichen Freunde in der Stadt auf ſeinem Ofen dämpfen ſah, vergieng mir alle Luſt zu ſcherzen. Das ſichtbare Memento mori hat mich zu ſehr an meine Rauch- und Staubnatur erinnert. Erklärt mir doch, ihr Söhne des göttlichen Eskulaps! wie kann das den Tod verſcheuchen, was ſein leibhaftes Bild immerfort vor die Augen bringt? Die Lebensgeſchichte des Sokrates erzählt, daß dieſer Weiſe von der Peſt, die euch, und vorzüglich die ſtärkſten Menſchen damals angriff, verſchont blieb. Alſo nicht dem ſtarken Sokrates, der ſeinen verwundeten Freund auf den Schultern aus dem Schlachtfelde trug, ſondern dem furchtloſen Sokrates, der in den erſten Reihen focht, und der letzte floh, dem munteren Manne, der ſogar in ſeiner letzten Stunde noch mit dem Tode ſcherzte, konnte die Seuche nicht beikommen. In einem Körper, der durch herzliches Lachen fleißig erſchüttert wird, kann ſich das giftige Contagium nicht einniſten; es wird entweder gleich wieder fort.

Digitized by Google

geſchaft, oder (doch das iſt nur meine Vermuthung) von dem durch das Lachen erweckten Lebensgeiſt neutraliſirt, und verliert ſeine freſſende Schärfe.

Die Fürſten ſollten ſich wieder Hofnarren halten; ſie würden ſicher älter dabei an Jahren, als bei den geſchickteſten Leibärzten, mancher vielleicht auch an Verſtand. Wirklich ſcheinen auch die Aerzte von dieſem Lebensbalſam ein ſchwaches Licht zu haben; allein da es vermuthlich manchen von ihnen, um ihre Kranken zu ermuntern, an Witz gebricht, ſo empfiehlt ihr Rezeptenbuch ein Surrogat, das leichter bei Handen iſt, die Schuhbürſte, womit ſie denn anſtatt des Zwergfelles, die Fußſohlen ihrer Patienten kitzeln. Aber ſie kommen damit gewöhnlich zu ſpät, wenn die Seele ſchon ihre Fittiche los hat, davon will, und von den groben Späſſen nichts mehr wiſſen mag. Sero medicina paratur. Hätte der Affe, deſſen drolliges Benehmen bei jenem Kardinale ein ſo ſtarkes Lachen erregte, daß dieſem ein hartnäckiges Bruſtgeſchwüre borſt, und er genas, ſeinen Spaß in der Todesſtunde, wo die Aerzte zum Surrogate greifen, anbringen wollen, der Kardinal hätte in ſeinem Leben ſchwerlich mehr gelacht.

Die Furcht ſchließt die Schweißlöcher, erſchwert den Blutumlauf und hemmt die Lebensverrichtungen. Da iſt dann kein Wunder, daß der Krankheitsſtoff ungeſtört ſeinen ſcharfen Zahn ins Leben ſetzt; das Lachen aber vermehrt die Vitalwärme, den Pulsſchlag, und ſomit den

Digitized by Google

Muth. Das Leben wird wachſamer, und ſein Erbfeind findet jeden Zugang feſt verwahrt. Punkto der Vitalwärme vorzüglich erſetzt uns ein lebhaftes Lachen die Wirkung des Luftbades. Der berühmte Doktor Abenethy hat durch unwiderſprechliche Verſuche bewieſen, daß das Einſaugen und Ausdünſten der Luft durch die Hautporen, die Lebenswärme ſo gut erzeugt und erhält, als es durch die Lungenbewegung geſchieht, woraus denn eben ſo unwiderſprechlich folgt, daß wir ſehr verkehrte Mittel gebrauchen, uns durch die Bedeckung gegen die Kälte zu verwahren; daher hat der Scythe, deſſen ganzer Leib, in Betreff der Nacktheit, Geſicht war, dem Griechen ganz treffend geantwortet, warum es ihn nicht friere. Nun aber erweitert ein kräftiges Lachen nicht nur die Mündung der unendlich vielen Hautröhren, ſondern es lüftet durch die Erſchütterung auch die Kleidung, die durch zu enges Anliegen das Zuſtrömen der allgemeinen Wärmequelle abhält. Ahneſt du zur Zeit der Epidemie eine Gefahr, fühleſt du in dir mehr Luſt zu gähnen als zu lachen, wandelt dich ein Fröſteln an, ſo nimm nur mein Mittel in verſtärkten Gaben, mache daß du Thränen lachſt, und dir darüber der Schweiß ausbricht. Es hilft.

Die Alchimiſten haben die verjüngende Lebenseſſenz vergeblich hinter den gewürzhaften Kräutern und Goldtinkturen geſucht; nur dem muntern Geiſte ſieht man weder den Froſt, noch das mürriſche Weſen des Alters an. Dem

Digitized by Google

Greiſe will ich vorzüglich wegen der geſchwächten Vitalwärme mein Mittel empfohlen haben.

Die Philoſophen zerbrechen ſich die Köpfe, um eine Univerſalſprache zu erfinden. Ich kenne eine für den Ausdruck der Luſtigkeit; unſere Gäſte von den Ufern des Don verſtanden uns Rheinbewohner hierin ohne Dolmetſcher. Das Lachen iſt für mich der beſte Selbſttröſter von der Welt; mit jedem andern Troſte iſt es ein misliches Ding; man kömmt damit zu früh oder zu ſpät. Vor dem Lachen fliehen alle trüben Gedanken, wie die Eulen vor den erſten Blicken der Frühſonne; ſie flattern davon, und verſchlüpfen ſich lichtſcheu hinter die Falten einer gerunzelten Stirne, oder in das ſchattige Gebüſch geſenkter Augenwimper. Verſuche, wer da kann, den Mund auch nur zum Lächeln zu ſpitzen, und einen finſtern Gedanken an ſeinen Rabenflügeln feſtzuhalten; verſuche es einer! In dem Trübſinne hauſet der Teufel, der überall hereinſchleicht und ſinnet, wie er uns den Spaß verderbe. Er weiß es nur zu gut, daß das Lachen das Auge der Seele erheitert, wie es das Antlitz des Leibes verklärt. In dem finſteren Gemüth werden die meiſten Laſter ausgebrütet und ausgeheckt. Der nimmerſatte Geier der Habſucht, die Harpien der Grauſamkeit, das weitbrüſtige Eulengeſchlecht des Obſkurantisms, der Unduldſamkeit und Scheinheiligkeit finden da ihr ſicheres Neſt. Das Mißvergnügen ganz beſonders findet darin ſeine Nahrung.

Dunſtige Nebel ſteigen aus dem dicken, ſtockenden Blute auf, beſloren die Seele und verdunkeln das ſchöne Bild der Welt. Da merken die Mißvergnügten nicht, daß die Flecken, die ſie an der Sonne tadeln, in ihrem kranken Auge liegen; ſelbſt ihr Beten iſt ein Gezänk mit Gott, oder niederträchtige Bettelei um Dinge, die dem fröhlichen Herzen nachgeworfen werden.

Zu dieſem aufrichtigen Lobe des humanſten aller Affekten ſtimmte mein Freund von Herzen. Er äußerte nur die Bedenklichkeit, die ſchon Kant verhinderte, das Lachen als das dritte Gegengewicht gegen die Mühſeligkeiten des Lebens, der Hoffnung und dem Schlafe beizuordnen. »Um das Lachen zu erregen, wendete er ein, »braucht es Witz; dieſer fließt bei den meiſten in ſo dünnem Strale, daß ſie ihren Lachdurſt, ſelbſt in vergnügten Stunden, aus der Miſtpfütze der Zotte ſtillen müſſen. Wo nehmen wir den Scherz alle her in dieſer ſo ernſthaften, trockenen Zeit?» Ich fühlte das Gewicht des Einwandes; wie ich mich nach Beiſtand und Hilfe umſah, erblickte ich auf meinem Tiſche Epiktets Enchiridion. »Der Stoiker da ſoll uns lachen lehren, oder ſeine Philoſophie iſt nicht die wahre Lebensweisheit;» rief ich. Mein Freund ſah mich verwundernd an; ich rezitirte die Sentenz: Ταρασσει τους ανθρωπους u. ſ. w. »Sind es die Meinungen über die Dinge, und nicht die Dinge ſelbſt, die uns erfreuen und betrüben, ſo müſſen wir es verſuchen, die hartmäulige Meinung zu

Digitized by Google

bändigen, und mit unſern Wünſchen zuſammen zu ſpannen. Wir wollen uns einmal feſt einbilden, von Allem das Widerſpiel ſey das wahre Geſicht der Welt; wir ſeyen z. B. in das Land der Koſaken verwünſcht, ſeyen dort ihre Gäſte, und ſie unſere Wirthe, erlaubten, ja nöthigten uns auf ächt patriarchaliſche Art mit ihnen in vollkommener Gütergemeinſchaft zu leben.» Der Einfall machte ihn lachen. »Eine gute Vorbedeutung,» ſagte ich, »laſſen Sie uns nur feſt wollen, und immer wollen.» Aber die Meinung wollte nicht ins Geſchirre; auch die Sinne ſträubten ſich und die Phantaſie hatte Mühe, ſie am Leitſeile feſt zu halten; doch zuletzt gieng es. Ich benutzte die Zeit unſeres Gaſtrechtes ganz unbeſcheiden; der Wein kam nicht vom Tiſche; ich aß mehr als ſonſt; keine Genußſorge ſtörte die Verdauung; ich war fröhlicher Dinge immerfort.

Eines Tages wollte ſich die Erſchütterung des Zwergfelles mit dem Zähnklappern nicht gut vertragen. Es war in unſerm Rußland bitter kalt, und für meinen Ofen fehlte es an dürrem Holze. Wir beſchloſſen, die kalte Stimmung zum Philoſophiren zu benutzen; es verſteht ſich über das Werkzeug, für deſſen Erfindung wir der wohlthätigen Natur ſo ſehr verbunden ſind.

»Was heißt Lachen?» fragte mich mein Gevatter, »Wiſſen Sie denn, was Sie zeither ſo oft thun?»

»So halb,» antwortete ich; »wer weiß es ganz was er thut? Lachen iſt ein Affekt aus der plötzlichen

Verwandlung einer geſpannten Erwartung in Nichts.» *)

»Oh! verſetzte mein Opponent, entſtünde das Lachen daher, ſo käme der, welcher nur ein wenig über den Lauf der Welthändel und den Ausgang großer Anſtrengungen nachdenkt, gar nicht zu Athem.» »Die Thorheit und die Dummheit, erwiederte ich, ſind der wahre Lachſtoff, und da ſie die Urelemente alles unſers Thuns und Treibens ſind, ſo ſteckt die Welt darum voller Spaß. Es wäre aber ſchlimm, wenn immer aus der Thorheit und Dummheit gar Nichts entſtünde; meiſtentheils erzeugen ſie eine andere Thorheit und eine andere Dummheit. Dieſe ſpannen die abgelaufenen Federn der Weltmaſchine und unſere getäuſchte Erwartung aufs neue, und dieſe ſehr weiſe Einrichtung verhindert, daß erſtens der jüngſte Tag noch nicht anbricht, und zweitens, daß ſich der Weiſe nicht zu Tode lacht.»

»Sie begehen da eine kosmologiſche Ketzerei» entgegnete mein opponirender Herr Gevatter, mit angenommenem Ernſte. »Die Welt iſt ein Jammerthal; der Menſch iſt zum Weinen geboren; mit einem Schrei kömmt er an, mit einem Seufzer ſcheidet er von hinnen.»

»Bedenken Sie doch, mein Lieber! ſagte ich, daß das Weinen kein einfacher, kein Elementar-Affekt iſt;

*) Worte Kant's in ſeiner Kritik der Urtheilskraft. S. 225.

das verräth ja ſchon der Geſchmack. Es iſt von bitterſüßer Natur; es iſt der Indifferenzpunkt der Weltanſchauung und unſeres Selbſtgefühles,» fuhr ich, um zu imponiren, in der majeſtätiſchen Kraftſprache der neueſten Philoſophie fort. Kinder und kindiſche Weiber und weibiſche Männer erheben ſich nur in lichten Augenblicken der Reflexion über dies Chaos der ungeſchiedenen Indifferenz; ſo wie ihnen aber die Reflexion aufgeht, ſo ſtralt das an ſich indifferente Selbſtgefühl in ſeine entgegengeſetzte Pole aus, den Lachpol, und den Fluchpol. Durchſchneidet nun die gemeinſame Axe dieſer beiden Pole die Ebene unſerer Lebensbahn recht winklich, ſo ſteht unſer Daſeyn in ſeiner Tag- und Nachtgleiche. Es hat ſo poſſierliche Frühlingstage mit Sonnenſchein und Mairegen; in unſerem Sommer ſind wir, wenn der Lachpol, im Winter, wenn der Fluchpol über unſerem Horizonte ſteht. Uebrigens iſt das Wanken der Erde und des Mondes kaum zu vergleichen mit den heftigen und beſtändigen Mutationen unſeres Lebens; und daraus iſt die große Unbeſtändigkeit ſeiner Temperatur und Witterung gar wohl begreiflich.

Was mein Individuum betrifft, ſo bemerke ich, meinem künftigen Biographen zur Notiz, daß, die heftigen Mutationen abgerechnet, der Lachpol oder der Fluchpol ober meinem Geſichtskreiſe ſteht, je nachdem ich mich mit der prahleriſchen Bücherweisheit abgebe, oder mit der rauhen Wirklichkeit. Uebrigens flehe ich zur göttlichen Vor-

ſicht, daß ſie mir das Leben, welches mir bei allen Plackereien noch lieb genug iſt, ſo lange, aber auch nicht länger ſchenke, als ich zum Lachen die Luſt, und zum Fluchen den Muth behalte.

Aus obigem folgt: Wer gern weint, der lacht nicht leicht. Nur der Lacher hätte bei den alten Römern unter den Klagweibern ſeinen Lohn ehrlich verdient. Das Lachen ſpannt und ſtimmt die Saiten unſerer Gefühle, daß ſie bei dem leiſeſten Hauche tönen, und bei jedem Anklange harmoniſch beben.

Da ich den Indifferenzpunkt des menſchlichen Lebens in ſeine beide Entgegengeſetzte philoſophiſch geſchieden habe, kann ich in meiner Lachlehre nicht einen Schritt weiter thun, ohne auch die Fluchtheorie zu berühren. Der Gegenſtand und die Urſache des Lachens iſt das dem Verſtande Widerſinnigſcheinende, es ſey eine Dummheit, oder Thorheit; der Gegenſtand des Fluchens iſt das unſerer Neigung Widerſtrebende. Der Verſtand iſt ein gemeinſames Vermögen, und darum das Lachen ein mittheilbarer Affekt; er iſt human und liberal. Der Wille und die Neigung ſind ſelbſtiſch, individuell; der Flucher ſpielt darum immer ein Solo. Dem Himmel ſey gedankt, daß es ſich nicht umgekehrt ſo verhält! von der Stunde an wäre die Welt nicht mehr die beſte. Es liegt ohne Zweifel in den Geſetzen der Wahlanziehung, daß der mildere Lachſtoff vorzüglich das Zwergfell reizt, und daß die gallenartige Fluch-

Digitized by Google

materie die Leber prickelt, und dadurch die Abſönderung jenes ihm gleichartigen Saftes befördert, der zur Verdauung ſo nothwendig iſt; die Flucher ſind darum gewöhnlich ſtark-nervigte Leute. Ich überlaſſe es den Gelehrten, ſich darüber die Nägel zu verkauen, warum überſinnliche Gedanken das Organ affiziren, wo Carteſius die Reſidenz des Geiſtes entdeckt hat, und warum luſtige und ärgerliche Vorſtellungen auf die Eingeweide fallen, die in der Nähe der Stätte ſind, wo Plato die Wohnung der niederen und ſterblichen Seele vermuthet.

Wenn es die Kunſt verſucht, wieder zu vereinigen, was unſere vernünftige Natur ſchon geſchieden hat, ſo entſtehen der Spott und der Hohn. Dieſe Zwillingsbrüder ſind Baſtarde aus der unehelichen Vermiſchung des Lachens und Fluchens. Der Spott ſchlägt übrigens mehr in die Natur jenes weiblichen, der Hohn mehr in die Art dieſes männlichen Affektes. Ich kann dieſe Baſtarde nicht leiden; es ſind mir ärgerliche Geſichter.

Das Lachen begleitet den kurzweiligen Wettſtreit des Witzes und des Scharfſinnes über eine Dummheit oder Thorheit. Der Witz will ihr den Schein der Klugheit leihen; der Scharfſinn ſie in ihrer plumpen Blöße zeigen. Da entſteht nun auf dem Tummelplatz ein Hin- und Her-, und ein Her- und Hingezerre, und dieſes wechſelweiſe Anziehen und Abſtoßen theilt dem Zwergfelle und der Stimmritze, und dadurch dem ganzen Nervenſyſtem eine oszillirende Bewegung mit.

Indem wir ſo in der peripatetiſchen Akademie meines Wohnzimmers die Begriffe unter einander würfelten, um das aufzugreifen, was einen Gedanken, oder auch nur Scheingedanken vorſtellt, hörten wir ein lebhaftes Gelächter, das aus meiner Geſindeſtube kam; mein Freund wünſchte, daß ich an dieſem einzelnen Falle meine genetiſche Erklärung des Lachens bewährte; er bat mich daher, davon Kunde zu nehmen. Ich hatte in der Abweſenheit meiner Frau ihr Geſchaft übernommen, dem Geſinde ſeine Fleiſchportionen zuzutheilen. Ich wollte haushälteriſcher ſeyn, als ſcheinen, und ſchnitt die Stücke zwar lang und breit, aber ſehr dünn. Wilhelm Schmid, der Oberknecht, nahm das ſeinige auf die Gabel, hielt es gegen das Fenſter, daß das Licht durchſchien, und betete darüber den bekannten Bibelſpruch: Der Geiſt iſt zwar willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. »Wo iſt da die Dummheit oder Thorheit, die ausgelacht wird?» fragte mein Freund, und blickte mich ſchalkhaft an. »Die Dummheit?» antwortete ich, »die ſteht ja, nehmen Sie mir es nicht übel, leibhaftig vor Ihnen. Ich gab nichts als Oberfläche, das heißt, ich wollte malen, und meine hungrigen Leute ſollten ſich gleichſam mit Schaugerichten ſättigen. Nun kommt der bibelfeſte Spötter, nimmt meine Dummheit mit angenommenem Ernſte ſeines Witzes in den Schutz eines Bibeltextes, der ſie doch bei ſeinem Doppelſinne gegen den Scharfſinn gar ſchlecht deckte.

Digitized by Google

Das Lachen iſt zwar keine Kardinaltugend; aber doch eine Hilfstugend. Das Fluchen, wo es ſich an ſeiner Stelle findet, iſt nur eine Nothtugend; vorgeſtern galt es für eine Heldentugend. Die griechiſchen Heroen vor Troja ſollen große Flucher geweſen ſeyn, Ajax vorzüglich, als er in der Raſerei in eine Heerde Schaafe einhieb, die er für Trojaner hielt. Heut zu Tage hat ſich der gute Ton ganz geändert; man findet das Fluchen unartig, und erlaubt, zum Erſatz, über das Heilige zu lachen. Man erwartet von dieſer Sittenverbeſſerung die baldige Ankunft eines neuen goldnen Zeitalters. Das möchte ich doch auch noch erleben! Zwar geſtattet man noch das Fluchen bei einigen bürgerlichen Gewerben, z. B. den Schiffern, wenn ſie auf dem Sande ſitzen, den Fuhrleuten, wenn die Ochſen und Pferde am Berge halten, den Webern, wenn ihnen der Faden ſo oft reißt, weil die durch Schäckereien zerſtreute Spinnerin ihn immer nur angeklebt hat, ſtatt ihn friſch anzuſpinnen. Aber um des Himmelswillen! warum keine allgemeine Freiheit? Wer ſitzt nicht alle Tage auf dem Trocknen, oder hält nicht am Berge? Und wem reißt nicht hundertmal der Faden, den er für ſeine Plane ſpinnt und webt?

Die Erde würde verglühen, und in ihren Eingeweiden verkohlen, wenn ſie ſich des angehäuften Brennſtoffes nicht zuweilen durch vulkaniſche Ausbrüche entledigte. Der Selbſtmörder iſt wirklich ſo eine ausgeglühete Kohle; durch ein paar feuerſpeiende Flüche über ſeine eigne Thorheiten, täglich

wiederholt, hätte er vielleicht die brennende Schärfe ausgeleert, die ihm alle Reizfähigkeit zum Lachen benahm. Aber dazu hatte die feige Memme nicht die Kraft oder den Muth; hingegen das ſchönſte und zugleich gebrechlichſte Gebild in der Natur durch einen Stoß oder Druck zu zertrümmern und davon zu laufen, das iſt viel leichter. Hätte ich die hohe Gerichtsbarkeit, ich ließ die Namen dieſer Ausreißer ohne Barmherzigkeit an den Galgen ſchlagen.

Meine Art, mir bei einer Herzensbeklemmung Luft zu machen, iſt folgende: Fühle ich, daß ſich heiße und giftige Dünſte zu ſtark um die Bruſt ſammlen, und die Schnellkraft des Zwergfelles ſchwächen, ſo lege ich, um meine Atmosphäre zu reinigen, eine ſtarke Fluchbatterie an. Ich richte aber das Geſchoß nicht blindlings in die Luft, ſondern geradezu auf den Widerſacher. Flüche auf den Teufel ſind kräftig und heilſam; ſie haben ſogar etwas Moraliſches und ſind beinahe noch verdienſtlicher als ſchlechtes Beten.

Indem ich hiemit dem rüſtigen Affekte des Fluchens den vierten Rang unter den Gegengewichten wider das menſchliche Elend ſichere, ſo verzichte ich, im erhebenden Selbſtgefühle meines großen Verdienſtes um die Menſchheit, auf allen Beifall von Seiten der Quäcker. Meine Lehre iſt neu; ſie wird auch außer dieſer Sekte ihre Feinde finden; vielleicht auch eben darum ihre Anhänger; ſie mag ſich durchſchlagen. Aber meine Lachtheorie kann ich nicht ihrem Schickſale überlaſſen, ohne noch eine hiſtoriſch-kritiſche Bemerkung beizufügen. Ich zweifle nämlich, ob das Sprich-

wort: Der Narr lacht, der Weiſe lächelt, aus der Zeit des guten Geſchmackes iſt. Der Weiſe thut nichts halb. »Man kann lächeln und lächeln, und doch ein Schurke ſeyn;« hat mir meine Großmutter lange vor Schiller geſagt; ſo oft ſie mir nämlich von dem dicken Oberſchultheißen erzählte, der ſie in ihrem betrübten Wittwenſtande ſo oft kneipte, als er ihr auf das Leben kommen konnte, und ſo oft mit freundlichem Lächeln um ihr Befinden fragte, als er ihr begegnete. Schließlich laſſet es euch geſagt ſeyn, meine Herren Philogelus und Philythius! daß die Kunſt zu Lachen eine größere Kunſt iſt, als ihr glaubt. Die phyſiſche Reizbarkeit des Zwergfelles reicht nicht zu, es überall in ſeiner Gewalt zu haben; die Bruſt darf auch nicht beſchwert ſeyn mit einer Büberei, mit dem Mord einer Unſchuld, dem Blute eines Erſchlagenen, den Thränen eines ſchuldlos Verfolgten, oder dem Fluche eines betrogenen Zutrauens, oder dem Unglauben an Gott, Tugend und die Menſchheit. Dieſe Verruchten jeder Art huldigen der Freude mit den Lippen, aber ihr Herz iſt weit davon. Berauſchende Getränke und ſelbſt kauſtiſcher Witz erwecken einen vorübergehenden Kitzel; aber nicht die bleibende Stimmung zur Fröhlichkeit, welche die Seele wärmt und ſtählt. Das Lachen iſt eine freie Kunſt; der Zwang kleidet es übel. Das gräßliche Lachen des Böſewichts und das hämiſche Grinſen des Frevlers ſind ſatyriſch. Meine Feder widerſtrebt, ſie zu beſchreiben. Ich, ein Menſch, lobe mir nur das Menſchliche.

Digitized by Google

III.

Ueber den Steindruck der Elektrine Stunz in München.

An meinen Freund B.

Du biſt mit mir derſelben Meinung, lieber Freund, die Erfindung des Steindrucks ſey eine der ſchönſten und merkwürdigſten im Gebiete der ſchönen Künſte. Ich gehe einen Schritt weiter, und behaupte, daß ſie — das geworden, was ſie werden kann — als die eigentliche Kunſtdruckerei ihrer ältern Schweſter, der Guttenbergiſchen Buchdruckerei, wie der Dichter neben dem Redner paradiren, und durch eine fruchtbare Nutzanwendung die ſtolzeſte Tochter unſers Jahrhunderts genannt werden darf.

Alle zeitherigen litographiſchen Erſcheinungen, welche mir zu Geſicht kamen, befriedigten mich nur halb; aber ſie unterſtützten doch alle meine dunkle Idee einer möglichen Verbeſſerung, und des möglichen Uebergangs in eine andere

techniſche Manier. Was ich bis hieher ſah, war Schrafie-rungs-Manier; ich ſah in den berühmten Steindrücken von Paris die feſte Hand geübter Künſtler, und richtige, be-ſtimmte Umriſſe; aber ſehr oft Kraft und Leben neben Härte und Schmutz. Die mißlungenen Theile machten grellen Abſtich gegen die mehr gelungenen; die Schrafierſtriche wa-ren nicht ſelten ausgefreſſen, oder zerbröckelt, und die Striche ſelbſt in einander gefloſſen; ſo daß in Rückſicht der Reinheit ſehr viel zu wünſchen übrig blieb. Zu hoffen blieb freilich immer noch, verbeſſerte Elementarmittel würden beſſere Reſultate liefern, und die durch mehrere Uebung er-haltene Kunſtfertigkeit würde das Werk krönen. Mir aber genügte dieſe Hoffnung nicht. Ich nährte eine mehr ver-ſprechende Idee von einer Erfindung, welcher ich zutraute, das Mittel einer leichteren Ausbreitung der Kunſt zu wer-den. Die Revolution, welche die Erfindung der Buchdru-ckerei in wiſſenſchaftlicher Rückſicht bewirkte, ſah jetzt mein Geiſt im Gebiete der Kunſt bewirkt. Die Ausbreitung äſthetiſcher Aufklärung war es, welche meinen Erwartungen entgegen lächelte. Zu dieſer ſchönen Ausſicht humaner Weltverſchönerung wünſchte ich mir ſchon Glück, als ich allenthalben auf Widerſprüche ſtieß. Erſtens behauptete man mir, die Litographie neige ausſchließlich zur Schrafie-rungs-Manier hin, wodurch die Ausübung ſehr erſchwert, das Privilegium kunſtfeſter, geübter Künſtler werde, und ſich nur widerſtrebend dem zärteren, ſanfteren Vortrage dar-

Digitized by Google

gebe, alſo Fleiſch, Luft, Landſchaftsferne u. ſ. w. ſchwere Aufgaben dieſer Kunſt bleiben müſſen.

Ich widerſprach dem ohne beſtimmten Grund, vielleicht bloß weil es meine Wünſche beleidigte, und tröſtete mich mit dem inventis addere non difficile.

Siehe da, lieber B. — die Hand eines wohlthätigen Kunſtgönners, Graf R—g. legte mir plötzlich die lieblichen Erzeugniſſe der Elektrine Stunz vor Augen. Da haben wir's ja! rief ich tief ergriffen auf. Ihr habt meinen Traum verlacht, und nun iſt er erfüllt; das Räthſel meiner Ahnung, ſo oft befeindet von euch, iſt nun gelößt. Ich durchflog die Blätter mit einer Art Siegsfreude, daß ſich der Steindruck ſogar vorzugsweiſe zur zarten Manier eigne, und mit einer ſolchen Willigkeit und mit ſo vortrefflicher Wirkung, daß ſie die einzige Manier um ſo mehr bleiben ſollte, als ſie an der gehörigen Stelle mit hoher Kraft gepaart werden kann.

Was mir dieſe willkommene, erſehnte Erſcheinung noch angenehmer machte, iſt, daß ſie mir ein unterrichtendes Vorbild ſucceſſiver Kunſtvervollkommnung vor die Augen ſtellt. Dieſer intereſſante Stufengang iſt hier alle Blätter durch fühlbar; und das allmählige Ueberwinden der jungen, zaghaften Scheu, des unſichern Verſuchs, durch den ſtärkenden Gewinn an Selbſtvertrauen bis zur Sicherheit des feſten, bleibenden Erringens hinaufgeführt, erweckt in uns ein angenehmes, erhebendes Gefühl.

Digitized by Google

Was ich hier vor mir liegen habe, iſt die erſte Abtheilung der mythologiſchen Vorleſungen der Künſtlerin. Sie theilt dieſelben nach gewöhnlicher Art in drei Abſchnitte ein, nämlich in die

Götter des erſten Ranges, — dann in die
Götter des zweiten Ranges, — endlich in die
Halbgötter und Heroen,

ſammt ihren ausgezeichneteſten Thaten. Neun einzelne Hefte von vier Steindrücken ſammt dem dazu gehörigen Texte in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, ſetzen dieſen erſten Theil zuſammen, der alſo aus 36 Steindrücken beſteht. Das Format iſt Großfolio, der Druck von erſter Schönheit auf Velinpapier; der Preis eines Heftes 6 Franken Subſcriptionspreis, und 9 Franken für den Käufer einzelner Hefte. Das Werk iſt zu haben in München bei der Verfaſſerin, Platz d'Anger, Nro. 218, in dem Magazin der Steindrücke, und bei Joſeph Lindauer daſelbſt.

Was den Text betrifft, ſo iſt er, mit Unterdrückung unweſentlicher Frivolitäten und vieler ſich oft widerſprechenden Epiſoden und Verwandlungen, gleichſam nur eine Anthologie der Mythe, zum Unterrichte der Jugend in einen freundlichen, verſtändigen Zuſammenhang geordnet, und ſo richtig und beſtimmt, als angenehm vorgetragen. Der Text kann hier um ſo kürzer ſeyn, da er ſeinen lebendigen Kommentar mit ſich führt. — Bis jetzt fehlte uns eine ſolche zuſammenhängende, mit Hilfe der zeichnenden Kunſt in

Digitized by Google

ſchöner Veranſchaulichung wirkſam vorgetragene, lebendig ausgeſprochene, römiſch-griechiſche Fabellehre.

Dieſe Göttergeſchichte war ehemals ein Theil der Glaubenslehre und der heiligen Verehrung, und dehnte ihren Einfluß auf Lebensweiſe, Geſetzgebung und beſonders auf den Geiſt der Dichtkunſt aus. Ohne Einweihung in die alte Fabel bleiben uns die alten Dichter und ihre Nachahmer, die neuern, unverſtändlich; alte und neue Kunſtprodukte aus dem Gebiet mythiſcher Fiktionen ſowohl als der Allegorie und Symbolik haben für den keinen Sinn, dem die alten Götter- und Heldengeſchichten unbekannt ſind. Deshalb bleibt die Mythenlehre, verbunden mit der nöthigſten Alterthumskunde, ein weſentliches Lehrfach für unſere Jugend. Die lieblichſten Blumen der Einbildungskraft gehen aus ihm hervor, und die zierlichſten Erfindungen des Witzes; es verbindet ſo recht innig das Angenehme mit dem Nützlichen, denn es berichtigt unſre Urtheile, bereichert unſer Wiſſen, erweitert unſre Anſichten und beſchäftigt unſre Einbildungskraft mit lachenden Bildern.

Da die Mythenlehre den fruchtbarſten Einfluß auf die Kunſterzeugniſſe hat, da ihre Gegenſtände durch eine Menge bewunderungswürdiger Muſterbilder und Konvenienzideen beinahe individualiſirt, ganz vorzüglich taugliche Vorwürfe der zeichnenden und bildenden Kunſt ſind; ſo hat auch ſeit undenklicher Zeit die Kunſt mit hervorſtechendem Gelingen ſich mit ihr beſchäftigt. Zur Ausbildung des Geſchmacks im

Allgemeinen und zur artiſtiſchen Ausbildung insbeſondere iſt alſo Kenntniß der Fabellehre und Gefühl für die Schönheit ihrer Dichtungen unerläßlich.

Ihren Zweck kann ſie nicht verfehlen; der natürliche Reiz des Neuen, die Kraft des Wunderbaren, Koloſſalgröße, fürchterlicher Schickſalswechſel, mächtige Rache- und Leidensbilder, Kampf der Leidenſchaften in allen Geſtalten u. ſ. w. müſſen die Aufmerkſamkeit mächtig feſthalten, und von Bewunderung zur Erſchütterung, und von dieſer wieder zur ſanften Rührung hinleiten.

Dieſer Zweck wird ſehr befördert durch bildliche Darſtellung, durch den verſinnlichenden Vortrag der Kunſt. Eine Gallerie chronologiſch geordneter und äſthetiſch verbundener Götter- und Heldenbilder, (im reinantiken, durch Einfachheit, Wahrheit und Würde imponirenden Styl mit nöthigem Aufwand und Studium ausgeführt) muß dieſen Zweck zuverläſſig erreichen; ſie macht aus Gegenſtänden des Wiſſens, Gegenſtände der Belehrung, Rührung und Bewunderung, ſpannt alle Federn der Einbildungskraft auf, und gießet, außer der Erquickung reitzender Vorſtellungen, ein ganzes Füllhorn ſittlicher Gefühle über das erwärmte Gemüth aus. Flach und ungemüthlich iſt das apuleiſche Mährchen, gegen die gemahlte Schickſalskette der leidenden Pſyche des Raphael. Wie lebendig in unſerer Tiefe wird die Geneſis, oder die Patriarchengeſchichte durch Raphaels Pinſel? Die Legende der heiligen Cäcilia und des heiligen

Digitized by Google

Andreas, oder auch nur die Freuden und Leiden des Herkules können unſer Gemüth in Anſpruch nehmen beim Leſen; aber wenn der Genius des Domenichino vor uns tritt mit ſeiner Zauberkraft, dann ſprengt die Vergangenheit ihre Gruft, ſie ſchüttelt von ſich ab die Spuren des Todes und macht uns zu Augenzeugen ihres Uebergangs in den lebendigen Schooß der Gegenwart.

Du erinnerſt dich noch, Freund, wie uns in Tagen der Kindheit die heilige Genofeva ein Gegenſtand ſanfter Rührungen war; aber jetzt noch, in den Jahren, wo man überhaupt minder reizbar iſt, rührt mich dieſelbe Heilige in den einfach ſchönen Darſtellungen der beiden Riepenhauſen ſtärker, als es ehemals der bloße Text vermochte. Wie unauslöſchlich prägen ſich uns die alten Holzſchnittbücher ins Gedächtniß? Es ſey ein Till Eulenſpiegel, ein gehörnter Siegfried, ein Orbis pictus, oder ein Noth- und Hilfsbüchlein; wir vergeſſen keine Seite, indeß ſich ganze Bücherſchränke voll Weisheit im Lauf der Zeiten aus dem Kopf hinausdünſten, weil ſie nicht weiter gelangt ſind als in dieſen, und das Herz ihnen kaum eine tägige Wandrerherberge darbot.

Die Stunziſche Bildermythe iſt vorzüglich geeignet, in Saft und Blut aufgenommen zu werden, wegen der auffallenden Ausführung, wegen dem Tiefanſprechenden wirkſamer Mittel, wegen dem idealſchönen Gewande dichteriſcher Einkleidung. Die zarte duftige Manier, oft wie eine

Digitized by Google

Traumgeſtalt vor uns hingehaucht, ſchickt ſich ſo ganz zu den meiſten mythiſchen Dichtungen, daß hier Sinn und Vortrag ſich in ein magiſches Band zuſammen ſchlingen. Glorieluft, ſchwimmende Wölkchen im Aethermeer, oft zu Nebel verdünnt; Lichtſtralen und Lichtkreiſe, Sonnenglanz und Mondlicht, Woge und Schaumdunſt, Bliz und rauchumwälzter Opferbrand, Flohrgewand und darunter der fluthende Körperumriß; alles, alles das unterſtützt hier den Flug der Dichtung in ſeinen lieblichſten Launen, und hebt auch uns empor, daß die Alletagswelt unter unſern Füßen hinabrollt.

Ich kenne die techniſche Bearbeitung dieſer Steinbrücke nicht; ich weiß nicht, arbeitet die Feder hier oder der Grabſtichel, das Ezwaſſer oder die Punktirnadel, die Feile oder das Polireiſen. — Das iſt mir auch eins. Genug die Wirkung iſt da, ſo gut wie der ſchönſte engliſche Punktirſtich, oder wie die herrlichen Blätter in geſchabter Manier. Unvollkommenheiten, die noch hie und da hervorſchielen, mahnen bloß daran, wie jung dieſe Kunſt ſey, und wie herrlich ſie in ihrer Vollendung prangen wird.

Auch daß das Werk noch theuer iſt, zu theuer um zu gewöhnlichem Schulgebrauch, auch in den beſſern Erziehungshäuſern, dienen zu können, rührt von dem zeitraubenden Kampfe der Kunſt her. Die Zukunft wird hier beſſern. Wir beſitzen bekanntlich viele Kupferſtichmythen, mythologiſche Gallerien, Mythologien durch die Denkmäler des Alter-

Digitized by Google

thums, und Denkmäler des Alterthums durch die Mythelehre der alten Dichter in Kupfern erklärt; wir haben voluminöſe und gelehrte Werke über dieſen Gegenſtand, mit Kupferſtichen verſchönert, wo wir gute Zeichnungen von Statuen und Basreliefs finden; wir haben Bildergezierte Fabellehren, welche die Fabel durch Hypothesen der Geſchichte zernichten, und den Blumenkranz der Dichtung zerlegen und trocknen, daß Farbe und Geruch fliehen, und kaum der Stoff eines Pflanzenſkelets fur ein Herbarium bleibt; wir haben aber auch wieder Verfaſſer von Götterlehren, welche auch die leiſeſte Spur des Geſchichtlichen verſcharren, und den Wolkenkranz der Dichtung eiferſüchtig darüber hinziehen. Alle dieſe Werke haben nicht fruchtlos die Kunſt zu Hilfe gerufen. Aber, einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Beſchränktheit ungeachtet, habe ich doch noch keine, ein ſo angenehmes Ganze bildende Mythologie geſehen, wie dieſe; keine, die durch die gewählte Manier der ausübenden Kunſt, durch den warmen Hauch ihrer gelblichen und bisweilen röthlichen, weißgehöhten Tinten, durch die geſchmolzene Abrundung, durch ihr erhobnes Licht in bloß ausgeſpartem Lichte, durch ihr ſchätzbares Helldunkel ſo zauberiſch wirkte, und auf das zarte Gemüth des Jünglings oder der Jungfrau eine ſo magiſche Gewalt ausübte, ſo daß ſie als eine beliebte Optik der alten Götterwelt angeſehen werden kann.

Digitized by Google

Ich will dir ein beſchreibendes Verzeichniß der Drücke des erſten Theiles geben, vielleicht komme ich in den Stand dir vom ganzen Werke nach und nach mein Urtheil zu übermachen.

1.

Uranos und Titäa.

Uranos erinnert an Raphaels Gott Vater aus der Geneſis. Mit beiden ausgereckten Händen wälzt er Wolken um Sonne und Mond. Er ſelbſt, als Himmel, erhebt ſich aus dem Schooße der ihn umfließenden Gewölke, aus denen auf der rechten Seite Blitze hervorfahren.

Tiefer ſitzt Titäa, ſeine Gemahlin, als Erde, auf der Erdkugel; ſie hat eine Thurmkrone auf, Menſchenkultur andeutend, und ein Horn des Ueberfluſſes gießt ſie mit beiden Händen über die Erde aus, nämlich die Schätze der Natur. Umriſſe, Stellung und Anordnung ſind gut, erſtere zu hart. Die Extremitäten wünſchte ich ein wenig richtiger gezeichnet. Das Ganze macht einen angenehmen Eindruck, die Luft- und Wolkenparthie iſt vortrefflich.

2.

Der verwundete Uranos wird durch ſeinen Sohn Saturn aus dem Himmel verſtoßen.

Dicht über dem Meere ſchwebt eine Wolkenlage, auf welcher ſich Saturn, Uranos und Titäa oder Gäa befinden.

Digitized by Google

Saturn ſteht in der Mitte; er hat bereits ſeinen alten Vater mit der Diamantſenſe verwundet, welche ihm ſeine Mutter gereicht hat. Dieſes Werkzeug ſeiner Rache hält er ſiegſtolz in der Linken, mit der Rechten gebietet er dem Vater ſein altes Reich zu verlaſſen. Hinter ihm halbverſteckt lauert ſchadenfroh die Mutter. Uranos ſitzt ſterbend da mit der Rechten auf die Wolke geſtützt, mit der Linken die Todeswunde verhaltend, die ihm der Sohn geſchlagen, und aus welcher das Blut hervorrieſelt, über die Wolke hinab und ins Meer fällt. Die ganze Gruppe ſteht vor der ſtralenverſendenden Sonne, vor welcher leichte, angeſtralte Wölkchen dahin fließen. Luft, Wolken und Waſſer ſind von recht maleriſcher Wirkung.

Die Gruppe iſt gut, und wäre reinpyramidaliſch geordnet, wäre nicht der linke Flügel Saturns im Wege, den er, ich weiß nicht warum, emporſtreckt. Die Anordnung kann nicht beſſer ſeyn, die Umriſſe ſind ziemlich richtig, die Lichterhöhungen an berechneter Stelle vollwirkend. Uebrigens haben die Umrißſtriche noch Härte; Saturns Geſicht iſt nicht zum Beſten gelungen, noch minder jenes von Titäa, deren Thurmkrone hier zu breit iſt. Im Allgemeinen muß ich hier noch beifügen, daß dieſer Gegenſtand nicht der angenehmſte und äſthetiſch undankbar iſt, wegen ſeiner ſittlichen Härte. Der Begriff von Allegorie oder Symbol hebt das Mißgefühl nicht auf, das dieſen Gegenſtand begleitet.

Digitized by Google

4.

Jupiter als Kind den Korybanten und Nymphen auf Kreta übergeben.

Rhea ſteht in der Mitte und übergiebt einer der meliſiſchen Nymphen das göttliche Kind, welches ſich ungern von der Mutter zu trennen ſcheint, indem es ſich mit der Rechten an derſelben feſthält, und mit der Linken die anfaßiende Hand der Nymphe abwehrt. Rhea ſelbſt ertheilt einer vor ihr hinknienden Nymphe die Verhaltungsbefehle aus beſorgtem Mutterherzen. Sie deutet zugleich, auf die Korybanten, welche, Prieſter und Krieger zugleich vor ihrem Tempel ſtehen, und Waffengetöſe erregen. Auch die Ziege Amalthea, die Amme des Kindes liegt in der Nähe. Links iſt die Grotte des Berges Ida. Die Hauptgruppe iſt bedächtig geordnet, die Stellungen ſind gut. Die Geſichter ſprechen inzwiſchen zu wenig aus, und ſind nicht edel genug. Den Extremitäten fehlt es an Korrektheit. Der Hintergrund mit Prieſtern und Tempel verliert viel durch zu ſtarke Umriſſe, iſt auch überhaupt zu vernachläſſigt. Die Höhle links iſt deſto ſchöner.

5.

Cybele täuſcht den Saturn.

Die Göttin ſchiebt ihm einen Stein ſtatt des kleinen Jupiters unter, welchen der Getäuſchte denn auch verſchlingt.

Ein mythologiſcher Kinderſpaß für das erſte Alter. Hier wäre derſelbe leicht vermißt worden. Die Ausführung iſt gut. Saturns Geſicht läßt viel zu wünſchen übrig. Ueberhaupt iſt dieſer Gott der Zeit zu ſehr in die moderne Allegorie eingewebt, als daß er uns mit ſeiner ebenfalls modernen Todtenhippe nicht aus dem Geiſte alter Dichtungsblüthe in die düſtere, gothiſche Mittelzeit zurückführen ſollte.

5.

Titanos wirft den überwundenen Kronos und die Cybele, deſſen Gattin, in einen engen Kerker.

Hier muß ich einiges an der Anordnung tadeln. Erſtens iſt Titanos den beiden Verurtheilten ſo nahe, daß ſie zwiſchen ſeinen Knien hervorzutreten ſcheinen. Zweitens iſt die Stellung der Cybele nicht ganz begreiflich; eine halbe Kopfhöhe über Kronos hinaufgeſtellt, läßt ſie ſich von demſelben gleichſam in der Luft fortziehen, indem ſie ihren linken gefeſſelten Arm um ihres Gemahls linke Schulter ſchlingt. Drittens iſt Kronos Haupt zu angeſtrengt zwiſchen den Achſeln herabgezogen. Daß er auch hier die Senſe, und zwar in der Linken, und doch wie ein Steck, trägt, vermehrt den Verſtoß gegen angenehme und dichteriſch wahrſcheinliche Anordnung. Kronos rechter Arm iſt zu kurz. Cybeles Geſicht iſt nicht edler Götterumriß, aber voll Ausdruck. Warum

Digitized by Google

hier, in dieſer Handlung, Titanos auf Wolken ſitzt, kann ich eben ſo wenig begreifen, als das handlungsloſe Verſtecken ſeiner Rechten.

Das Ganze übrigens macht darum keinen unangenehmen Total-Eindruck, weil es zärter als die vorhergehenden vier Blätter behandelt iſt, und uns durch zärtere Umriſſe, und durch ſorgſameres Verſchmelzen der Fleiſchtinten, einen auffallenden Grad der Vervollkommnung zeigt.

6.

Jupiter giebt dem befreiten Uranos ſeinen Thron wieder.

Das Blatt iſt von beſonders guter Wirkung, weil es geſchmackvoll angeordnet, gut gezeichnet, pikant beleuchtet, und überhaupt ein Gegenſtand iſt, welcher zum Herzen ſpricht, und unſerm ſittlichen Gefühle ſchmeichelt. Die Dankbarkeit des Sohnes! Handhabung geweihter Rechte gegen Anmaßung! — Jupiter, von ſeinem Adler begleitet, hat eben den Felſenkerker geſprengt, der am Ufer des Meeres liegt; eben hat er den Eltern die Feſſeln abgenommen und ſie hervorgeführt, um ihnen in heiterer Sonnenluft in einem Kranze goldner Wölkchen den Thronſeſſel zu zeigen. Cybele, ſchön, aber vielleicht ein wenig zu jung, wirft ihr gloriebeglänztes Haupt und beide Hände freudig empor; Saturn, überſtralt von der Luftglorie, faltet dankbar die

Digitized by Google

Hände; ſein Geſicht ſpricht frommen Dank aus; die fatale Senſe, welche auch hier wieder in ganzer Länge als gothiſche Hippe erſcheint, iſt dem alten Manne hier wirklich hinderlich. Jupiter, ein ſchöner Jüngling, ſteht in der Mitte; man ſieht ihn rückwärts, und das Geſicht nicht ganz Profil. Nacken und Kopf wünſchte ich beſſer gezeichnet, und mehr Anſehen und Adel in den Zügen deſſen, der ſpäter mit ſeinen Augenbraunen Himmel und Erde erſchütterte. Vielleicht konnte die Gruppe etwas kräftiger gehalten ſeyn; aber auch ſo iſt ſie ſehr ſchön in ihrer magiſchen Beleuchtung.

7.

Jupiter jagt ſeinen Vater Kronos aus dem Himmel.

Dieſe Handlung geſchieht in Anweſenheit der Juno, der beiden Brüder, Neptun's und Pluto's, der Horen und der Gerechtigkeits-Göttin. Letztere, als Nemeſis, iſt gleichſam eine Epiſode, durch welche dieſe Handlung ihre Härte verlieren ſoll. Hier iſt die Künſtlerin auch Dichterin; ihre Darſtellung iſt ganz homeriſch. Jupiter ſitzt auf ſeinem Thronſeſſel in Mitte einer Olympgalerie. In der Linken das Scepter der Weltregierung; die Rechte bezeichnet das ausgeſprochene Urtheil der Verbannung. Zwiſchen beiden Armen auf ihn angelehnt, ſteht, eine Stufe tiefer, Juno mit dem Pfau; rechts der blitztragende Adler. Juno,

Digitized by Google

ein ſchönes Profil, blickt dem Verbannten mit einem Gemiſch von Mitleid und Indignation nach. Der aus dem Himmel und ſeinem Stammſitze der Herrlichkeit Verbannte hat mit beiden Händen die Senſe, wie einen ſeinen bebenden Tritt unterſtützenden Stab und zwar ſo gefaßt, daß die linke Hand das in Schmerz und Unmuth abgedrehte Geſicht verbirgt. Die drei Horen ragen hinter einer Glanzwolke hervor, antheilnehmend an dem Vergang. Neptun und Pluto, gute, ausdrucksvolle Köpfe, ſtimmen in die Verurtheilung, welche auch für ſie gerechte Rache iſt. Sie ſitzen rechts unter einander vor der tiefſten Stufe des Thrones. Die Gerechtigkeit, ein ſchönes junges Weib im Profil, hält die richterliche Wage in ihrer Rechten. Die Schale der Verſchuldung ſetzt ſich mit jener der Strafe ins Gleichgewicht; und mißt alſo dem großen, göttlichen Verbrecher mit dem Maße der Vergeltung für die Unthat am Vater verübt.

Kleine Unvollkommenheiten der Zeichnung ſind hier reichlich erſetzt durch die wohlgeordnete Poeſie des Ganzen und durch ſeine ſchöne, fleißige Ausführung.

8.

Janus theilt mit Kronos ſeinen Thron.

Dieſer unfruchtbare und beinahe widerſtrebende Gegenſtand iſt ein Fehler der Wahl, und wahrſcheinlich auch dadurch ein Rückfall der ausübenden Kunſt geworden. Ja-

nus macht nur ſtatuenartig behandelt, durch ſeine zwei Geſichter, keinen üblen Eindruck. Hier dreht er das Jünglingsgeſicht gegen die Seſſellehne, und das alte Königsantlitz iſt in Handlung geſetzt. Die Art, wie Saturn mit ſeinen mißrathenen Händen die Krone präſentirt, iſt eben ſo wenig ſagend, als die demüthige Bettlerſtellung Saturns nicht im Geiſte der Wahrſcheinlichkeit liegt.

Zum Unglück habe ich auch einen ſehr verbleichten Abdruck vor mir, ſo daß mir die Landſchaft beinahe unkenntlich iſt.

9.

Jupiter theilt das Reich der Welt unter ſeine Brüder.

Das Ganze iſt ein impoſantes, reiches Gemälde, von ſchöner Anordnung im Halbzirkel. Welcher Kraft der Steindruck fähig ſey, wird hier ſehr deutlich durch den ganz in Schatten geſetzten Pluto, der mit dem Höllenhund den Vorgrund rechts einnimmt, bewieſen. Vieles aber iſt hier mißlungen. In Rückſicht der Anordnung wünſchte ich Heben und Nemeſis ganz weg, als zwecklos, alſo Einheit ſtörend. Beſſer taugen die Stundengöttinen, die Göttin der Luft, Juno; und die Göttin der Erde, Cibele; denn auch ſie haben ihren weſentlichen Antheil an der Weltherrſchaft. In Rückſicht der Zeichnung iſt Jupiters Kopf

ganz mißrathen, ein verdrießlicher alter Griesgram voll gemeinen Wirthſchaftskummer. Nemeſis iſt ebenfalls total verunglückt; Geſicht, Stellung und Drapperie gehören einer Gliederpuppe von Nürnberg. Auch der Adler hat ſeinen Karakter eingebüßt. Cibele und Hebe ſind unbedeutende Köpfe; Juno wirkt, ihre Stellung iſt gut gewählt; das Beſte aber iſt wohl Neptun, von Kopf und Körper, und ich bedaure nur, daß er einen Fiſch bei ſich führt.

10.

Die Titanen und Rieſen ſtürmen den Himmel.

Die Künſtlerin zeigt hier, wie viel ihr Genius vermag. Hier erhalten wir ein lebendiges Stück Epopee, von allen Kräften der Kunſt unterſtützt. Anordnung, Ausdruck, Zeichnung, Haltung, alles bringt der Künſtlerin Ehre. Hier hat ſie ein verſtändiges wirkſames Blatt geliefert, und mir ſcheint, ſie hat es mit beſonderer Liebe begonnen und vollendet. Fürchterlich empört ſich hier die rohe Kraft gegen das Göttliche. Ich finde mich an Michel Angelo erinnert. Aus Jupiters blitzeregnenden Händen geht ein Ozean verzehrenden Feuers aus; und dennoch verzweifelt man am guten Ausgange. Die ſtarken Söhne der Erde ſind in größter Anſtrengung zu ſehn; alles rührt ſich, jede Muskel iſt geſpannt. Felſenſtücke von Oſſa, Bäume vom Pelion, er-

heben ſich zertrümmernd gegen den König des Himmels, und fallen zurück auf der Frevler Häupter. Trotz und Wuth, und giftiger, feuerſprühender Ingrimm zerwühlt die fürchterlichen Geſichter. Bei aller Anſtrengung thront die Würde des Selbſtvertrauens auf Jupiters Antlitz.

Die Beleuchtung geht von der Mitte von des Donnergottes Blitzen aus; aber dieſe Schwierigkeit hat die Künſtlerin glücklich überwunden.

Digitized by Google

IV.

Wernher, Graf von Falkenſtein, Erzbiſchof zu Trier.

(Rheiniſches Archiv, Jahrgang 1812, I. Heft, S. 20 u. f.)

Herr Fölix hat die Abſtammung des Erzbiſchofs Wernher auf eine Art vorgetragen, die von allen denen abweicht, welche man bei den neueſten und beſten Genealogen findet. Seine Anſichten ſind, wenn man ſie flüchtig durchlieſt, ſehr anziehend und wahrſcheinlich; allein betrachtet man ſie näher, und vergleicht ſie mit den vorhandenen Urkunden und Stammtafeln, ſo ſind ſolche nichts weniger als richtig. Wenn ich dieſe Behauptung hier aufſtelle, und ſolche zu beweiſen ſuchen werde, ſo bitte ich dieſes nicht als Tadelſucht anzuſehen, ſondern es iſt mir blos darum zu thun, daß die Genealogie des berühmten Erzbiſchofs Wernher ganz den Urkunden und der Wahrheit gemäß feſtgeſtellt werde.

Mir ſcheint es, daß Herr Fölix des gelehrten Gebhardis genealogiſche Geſchichte erblicher Reichsſtände eben

ſo wenig, als die Abhandlung: Genealogia Dominorum Falkensteinensium, 1745, gekannt habe; wenigſtens hat er in ſeinen Citaten hiervon keine Meldung gethan. Beide Schriften muß man aber vorzüglich geleſen haben, wenn man über die Abſtammung des Kurfürſten Wernhers ein richtiges Urtheil fällen will. Es ſind zwar beide obgedachte Werke nicht ohne Fehler; jedoch iſt es wahr, was der gelehrte Wenk in ſeiner heſſiſchen Geſchichte, I. Band, S. 416, not. d. behauptet hat, daß die von dem Profeſſor Gebhardi aufgeſtellte Stammtafel die richtigſte von allen ſey. Da aber dieſe von der Stammtafel Wernhers, welche Herr Fölix angegeben hat, völlig abweicht, ſo folgt von ſelbſt, daß letztere die richtige nicht ſeyn könne. Dieſes nun näher zu erklären und zu beweiſen, iſt meine Abſicht. Die beigefügte Stammtafel wird ſodann nach Gebhardi's, Wenk's und meiner Anſicht, die ich in meiner Königſteiniſchen Geſchichte noch näher beweiſen werde, die richtige Abſtammung des Kurfürſten Wernhers darſtellen, als um welche es hier einzig zu thun iſt.

Ich werde der Abhandlung des Herrn Fölix von Schritt zu Schritt folgen, und ſolche mit meinen Anmerkungen und Widerlegungen, da, wo es nöthig iſt, begleiten; woraus ſich dann die Richtigkeit meiner aufgeſtellten Stammtafel von ſelbſt ergeben wird.

Wenn der fleißige Brower den Erzbiſchof Wernher einen Grafen von Königſtein nennt, ſo iſt ihm ſolches

Digitized by Google

nicht zu verdenken; ſagt ja doch die Grabſchrift des gedachten Erzbiſchofs in der Kaſtorkirche zu Koblenz faſt das Nämliche. Selbige lautet alſo: »Hic requiescit Reverendus Dominus D. *Wernherus de Königstein*, Archiepiscopus Trevirensis, qui obiit anno domini MCCCCXVIII quarta mensis Octobris.« *) Demungeachtet iſt die Meinung Brower's, ſo wie die Benennung in der Grabſchrift, irrig, indem gedachter Erzbiſchof ſich niemals von Königſtein, ſondern entweder Graf von Falkenſtein, oder Herr der Grafſchaft Falkenſtein und Münzenberg nannte. **)

Senkenberg und Hontheim haben Recht, daß ſie den Erzbiſchof Wernher von einer Nichte des Erzbiſchofs Cuno entſproſſen angeben und behaupten, daß beide Eltern Wernhers aus der Falkenſteiniſchen Familie geweſen, wie ſich ſolches bald bewähren wird.

Wenn unter den ganz richtigen Beweiſen des Herrn Fölix, daß Wernhers Familienname von Falkenſtein und nicht von Königſtein geweſen, auch dieſer vorkömmt, daß es zu ſeiner Zeit keine Familie von Königſtein mehr gegeben habe, ſo iſt letzterer für ein kleines Verſehen zu halten; denn nie gab es eine Familie von Königſtein,

*) Von dieſer Grabſchrift ſoll dermalen nichts mehr zu leſen ſeyn.

**) S. die oben angezeigten Schriften.

Digitized by Google

d. h. eine ſolche, die das Schloß Königſtein als locum originis betrachtet hätte, wie ſolches die Königſteiniſche Geſchichte zu ſeiner Zeit klärlich zeigen wird. *)

Wenn Senkenbergs Stammbaume die nahe Blutsverwandtſchaft der Eltern Wernher's im Wege ſteht, ſo rührt ſolches daher, weil auf demſelben ein Stammglied ausgelaſſen iſt. Die beſſere Stammtafel zeigt dagegen, daß beſagte Eltern im vierten Grade verwandt waren, was wohl nicht viel zu ſagen hat.

Was die (Seite 24) aufgeſtellte Abſtammung des Erzbiſchofs Cuno betrifft, ſo iſt ſolche hiſtoriſch unrichtig. Dieſer Erzbiſchof war nämlich kein Sohn Philipps, ſondern Cuno's I. von Falkenſtein, Herrn zu Münzenberg, und deſſen Gemahlin Johanna von Saarwerden. Solches bezeugen uns alle Trieriſche Geſchichtſchreiber; auch ſchließt man ſolches mit Recht aus mehreren Urkunden, wovon ich einige hier bemerken will. Im Jahr 1330 nahm Philipp von Falkenſtein der Jüngſte (in lateiniſchen Urkunden heißt er junior) den edlen Philipp von Falkenſtein, ſeines Vetters Sohn, zu dem Amte der Kaiſerlichen Kammer (des K. Erbkämmereramtes) zu ſeinem rechten Gauerben an. (Joann. I. p. 1021). Dieſer Kaiſerl. Erbkämmerer Philipp war kein anderer, als Philipp IV.

*) Die Bergmänniſche Familie von Königſtein iſt hierher nicht zu rechnen.

Digitized by Google

(nach Gebhardi III.), Werners I. Bruderſohn, welcher, weil er keine Söhne hatte, das Erbkämmereramt an ſeines Vetters Sohn Philipp zu bringen ſuchte. Wer war aber dieſer letztere Philipp? Der Falkenſteiniſchen Stammfolge nach konnte es kein anderer ſeyn, als Philipp V., Cuno's I. Sohn; denn Philipp III. (nach Gebhardi IV.) senior hatte keinen Philipp zum Sohne. War nun aber Philipp V. ein Sohn Cuno's I., ſo müſſen deſſen Geſchwiſter ebenfalls Kinder deſſelben geweſen ſeyn. Und wer waren dieſelben? Eine Urkunde vom Jahre 1329 (bei Senkenberg medit. fasc. I. p. 76) macht ſie uns bekannt. Sie fängt an: »Wir Rugreve Henrich,» und endigt ſich: Philipps v. Valkenſtein unſr ſwager der hat ſin Inſiegel an dieſen Brief gehangen vor ſich unde vor Kunen und Johannen ſine Brudere.» Hier finden wir den obgedachten Philipp V. und ſeine Geſchwiſter beiſammen. Der Raugraf Heinrich jun. hat eine Schweſter Philipps mit Namen Bethe oder Eliſabeth zur Gemahlin; der benannte Bruder Cuno iſt kein anderer, als der nachmalige Kurfürſt von Trier, deſſen Bruder Johannes Domherr zu Mainz geweſen iſt, und welcher auch von allen Trieriſchen Geſchichtſchreibern als Cuno's Bruder anerkannt wird. (Man vergleiche auch Wenk I., 657, not. h.)

Dieſemnach fällt die von Herrn Fölix aufgeſtellte Abſtammung des Erzbiſchofs Cuno von ſelbſt weg. Doch ſoll ſie auch nach ihren einzelnen Theilen widerlegt werden.

Digitized by Google

Philipp von Falkenſtein, den er als den Vater Cuno's aufſtellt, kann kein anderer ſeyn, als Philipp V.; denn dieſer hatte die Elſe von Hanau zur Gemahlin. Er war aber 1343 ſchon todt, wie ſein Epitaphium zu Arnsberg ausweiſt. Auch zeigt eine Urkunde vom Jahr 1346 (bei Kulpis Script. p. 233), daß er und ſeine Gemahlin damals ſchon todt waren. Derſelbe kann alſo 1349 nicht mehr als lebendig vorkommen.

Jener Philipp, welcher im Jahre 1389 ſeinen Vater Philipp und ſeine Mutter Eliſabeth nennt, und ſeine Geſchwiſter Ulrich und Agnes angiebt, nennt einen Cuno ſeinen Vetter. Dieſer letztere Umſtand allein hätte Herrn Fölix ſchon überzeugen können, daß der Philipp, welcher die Urkunde ausſtellt, nicht der Bruder Cuno's ſey, und folglich auch Ulrich und Agnes keine Geſchwiſter des beſagten Erzbiſchofs ſeyn konnten. Es iſt vielmehr gewiß, daß dieſer Philipp der VII. dieſes Namens war, der ein Sohn Philipps V. und der Elſe von Hanau geweſen iſt. Sein Vetter oder Oheim war der Erzbiſchof Cuno.

Der von Herrn Fölix angegebene Diether oder Aether Philipp iſt ein Unding, und exiſtirt gar nicht in der Falkenſteiniſchen Geſchichte. Der Kaiſerliche Kämmerer hieß geradezu Philipp, und der Graf hieß eben ſo; aber ſie waren nicht eine Perſon, wie ich noch zeigen werde. Ulrich von Falkenſtein war kein Bruder des Erzbiſchofs Cuno, wie ich oben ſchon geſagt habe, ſondern ein Brudersſohn, ſo wie

die Agnes eine Bruderstochter. Wenn Cuno einen Grafen Johann von Sayn ſeinen Schwager nennt, ſo muß dieſer eine Stiefſchweſter Cuno's zur Gemahlin gehabt haben, indem, wie Wenk (I. 657) wohl vermuthet, Cunos Vater (Cuno I.) vor der Johanna ſchon eine Gemahlin hatte. Sonderbar iſt aber, daß eben jener Cuno den Grafen Gottfried von Ziegenhain ebenfalls ſeinen Schwager, und deſſen Gemahlin Agnes ſeine Schweſter nennt. (1349, Wenk, Urk. Buch II. 370). Entweder war alſo dieſe Agnes zweimal verheirathet, oder die erſtere hieß nicht Agnes.

Ueber Cuno den Erzbiſchof, heißt es noch in der Note d. (bei Fölix S. 24), daß er einen Philipp von Falkenſtein, der Philipps des Stummen Sohn geweſen, ſeinen Neffen nenne. — Dies iſt abermals irrig. Sein Neffe war nicht Philipps des Stummen, ſondern Philipps des V. Sohn, Philipp VII.

Philipp der Stumme war kein Bruder des Erzbiſchofs Cuno, wie ſchon aus dem Geſagten erhellet. Jener Philipp, welcher einen andern Philipp von Falkenſtein ſeinen Oheim nennt, iſt Philipp IX., und der Oheim Philipp VII., der Mutterbruder des erſteren. Dieſer war aber kein Kämmerer, ſondern dieſe Würde bekleidete Philipp VIII. und der IX. Philipp VIII., der jüngſte oder der Stumme genannt, war ein Sohn Philipps VI., des jüngeren, welcher von 1343 an der ältere, Philipp VII. aber der jüngere genannt wurde. Philipp des Stummen

Gemahlin war ganz richtig Agnes, welche auch Herr Fölix angiebt; allein letzterer hat ihre Herkunft nicht angegeben, woran jedoch das meiſte gelegen iſt, um Wernhers, des Erzbiſchofs, Abkunft zu bewähren. Die Genealogia Falkenstein. hat mehrere Urkunden beigebracht (S. 20 und 21), woraus deutlich erhellet, daß beſagte Agnes eine geborne Falkenſteinerin, und eine Schweſter Philipps VII., des Grafen von Falkenſtein, geweſen ſey. Kürzehalber will ich auf beſagtes Werk ſelbſt verweiſen. Auch kann Gebhardi desfalls nachgeſchlagen werden, der ſolches klärlich bewieſen hat. Der Vater des Erzbiſchofs Wernher war alſo Philipp der Stumme, und deſſen Mutter Agnes von Falkenſtein, des Grafen Philipp von Falkenſtein Schweſter, und Cuno's, des Erzbiſchofs, Nichte.

Wernhers Geſchwiſter waren ganz richtig Anna, (zuerſt an Graf Götz von Rieneck vermählt), ſodann Philipp, Ulrich und Cuno. Nebſt dieſen aber noch Agnes und Lutgard, welche als die einzigen Erben, durch ihre Kinder, nach Wernhers Tod, nicht vergeſſen werden dürfen.

Der Oheim Wernhers und deſſen Bruder Philipp iſt nicht der Kämmerer des Reichs, wohl aber derjenige, welcher 1397 den Grafentitel erhalten hat. Nicht dieſer hat ſeinem Neffen das Königſteiner Land verkauft, ſondern umgewandt hat der Neffe (Philipp IX.), der Bruder Wernhers, ſeinem Oheim (Philipp VII.) ſothanes Land

Digitized by Google

käuflich überlaſſen. Ich weiß zwar gar wohl, daß in der Verkaufsurkunde vom Jahre 1392 (Guden. III. 602) ausdrücklich ſteht, daß der Kämmerer Philipp ſeinem Neffen Philipp ſein Land verkauft habe. Allein dies iſt eine bloße Unrichtigkeit des Kopiſten oder Abſchreibers der Urkunde. *) Denn erſtens war der Oheim Wernhers und ſeines Bruders Philipp kein Kämmerer des Reichs, wie ich ſchon geſagt habe; zweitens, wenn der Oheim Philipp ſeinem Neffen bereits im Jahre 1392 ſein ganzes Land veräußert hatte, wie konnte erſterer 1397 Graf werden, da er kein Land mehr hatte? Daß aber der Neffe Philipps, der Bruder Wernhers, niemals Graf war, ſondern der Oheim, ſolches erhellet aus mehreren Urkunden, welche man ſowohl in der bemerkten Genealogia, als bei Gebhardi angeführt findet. **) Nicht alſo der Neffe erhielt das Königſteiner Land durch Kauf, ſondern der Oheim. Von dieſem und nicht von ſeinem Bruder Philipp, wie Herr Fölix angiebt, erbte der Erzbiſchof Wernher im Jahre 1409 die Falkenſteiniſchen Lande; denn ſein Bruder Philipp (IX.) ſtarb ſchon im Jahr 1407 den 11. Mai. (Joann. I. in Tab. p. 815, not. g). Nach dem, was bisher geſagt worden, iſt es

---

*) Beiſpiele hiervon hat der gelehrte Wenk in ſeiner heſſiſchen Geſchichte mehrere angeführt.

**) Man kann auch nachſchlagen: *Joannis* T. I. in Tab. ad pag. 815, not. g.

ganz richtig, daß Anna von Falkenſtein den Erzbiſchof Wernher ihren Bruder, und letzterer dieſelbe Schweſter nennt. Wernher nennt ſich auch mit Recht einen Neffen des Grafen Philipp von Falkenſtein, und Bruder Philipps von Falkenſtein. Alles dieſes zeigt die beigefügte Stammtafel; und man findet hierüber, ſo wie über das, was ich früher geſagt habe, die Beweiſe bei Gebhardi, Wenk, Grüsner, und in der Genealogia Falkenstein.; aber es widerſpricht alles das gerade demjenigen, was Herr Fölix zur Behauptung ſeiner Abſtammung des Erzbiſchofs Wernher von Trier beigebracht hat.

Digitized by Google

Zur Seite 152.

ammtafel.

n,
etz.

erg, Iſengard
, 1290—1316.
.

Phili, Gem.
1336-enburg,
Elſe v. 21.

Cuno II. sen. Herr zu Münzenb. u. Falkenſtein 1322 — 1332. Gemahl. 1. Anna von Naſſau, 2. Imagina v. Bickenbach.

Philipp sen. 1363 u. Münzen zu Falkenſ Ziegenhai

Herr zu Münz. 1343 — 1366. elnbogen, 2. N.

Cuno IV. geiſtlich, 1352.

Zwei Töchter.

ngſte v. Falkenſt. Herr zu Münzenb. Reichs-
er Stumme, 1356—1373. Gemahlin

Philipp Reichse Gem. Eli ch-.

Werner III. Reichsgraf von Falkenſtein 1409. Kurfürſt zu Trier, 1388 † 1418.

Digitized by Google

Digitized by Google

V.

Urgeſchichte des Rheins und der Bewohner ſeiner Ufer.

Jeder größere oder kleinere Strom gräbt ſich ſeinen Kanal durch ſeine eigene Kraft aus, und proportionirt ihn nach der Menge ſeiner abzuführenden Gewäſſer.

Bei dem Rheine gehörten mehrere Jahrtauſende dazu, ehe derſelbe ſein Bett gehörig vertieft, und ſeinen durch Ufer beſchränkten Lauf nach und nach ausgebildet hatte.

Wild und ungebaut war zu jener Zeit der Boden; zügellos ſtrömten die Gewäſſer in ungemeſſenen Richtungen. Seen und Moräſte überdeckten die Fläche; undurchdringliche Wälder wurden zur Zeit der Ueberſchwemmungen bloß von Fluthen durchſchnitten. Mehrere Spuren beweiſen es, daß in jenen älteſten Zeiten die Gewäſſer des Rheinſtroms in ihrem Laufe durch entgegen ſtrebende Felſenmaſſen aufgehalten wurden, und durch ihr Anſchwellen ſehr beträchtliche

Strecken Landes unter Waſſer ſetzten; ſo ſcheint es in dem alten Rhätien der Fall geweſen zu ſeyn, ſo in der Gegend jenſeits Zurzach und in Schwaben. Beſonders aber iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß in uralter Zeit ſehr weit ausgedehnte Seen durch denſelben gebildet worden ſind, die weſtlich von den Vogeſen und dem Hart-Gebirge, öſtlich aber vom Schwarzwalde und von den Höhen des Odenwaldes umgrenzt wurden, indem deſſen Gewäſſer nördlich von dem Felſen bei Bingen eingeſchloſſen waren, die erſt nach ſehr langen Zeiträumen durchbrochen werden konnten; ſo daß alſo nicht allein ein anſehnlicher Theil von dem jetzigen Oberſchwaben und dem Elſaß, ſondern auch die Gegend zwiſchen der Bergſtraße und dem Neuſtädter-Gebirge, folglich der ganze Bezirk zwiſchen Heidelberg, Darmſtadt und Oppenheim, ſo wie endlich ein Theil des jetzigen Rheingaues geraume Zeit von deſſen Gewäſſern bedeckt waren. Es giebt ſogar Behauptungen, nach welchen die Breite des ehemaligen großen Rheinſees vom Fuße des Speſſarts bei Aſchaffenburg, bis in die Gegend von Lautern beſtimmt werden will. Gleichſam als ein verkleinertes Bild jener beträchtlichen Seen, kann man noch jetzt den größtentheils durch die Fluthen des Rheins gebildeten Lacum brigantinum, oder Bodenſee anſehen, der in vorigen Zeiten einen weit größern Umfang gehabt zu haben ſcheint, und einſt nach der Spren-

gung der Felſen bei Schafhauſen, ebenfalls um ſehr vieles ſich vermindern wird.

Als ſpäterhin nach dem Durchbruch des Rheins bei Bingen, wo derſelbe einen der größten Waſſerfälle gebildet zu haben ſcheint, durch Anhäufung der zerſtörten Vegetabilien, Mooſe, Schilfe, Gräſer und Bäume, ſo wie mittelſt der Ueberſchwemmungen, durch die Menge der abgeriſſenen Erde und des herbeigeführten Sandes ſich deſſen Ufer immer mehr bildeten, auch durch ſo mancherlei Revolutionen die übrigen, ſeinen Lauf hemmenden Felſen geſprengt, und ſo die Seen abgeleitet, auch die Moräſte in's Trockne gelegt worden waren, durchſtrömte ſein wenig eingeengter Lauf in mehreren Richtungen meiſt öde, wüſte Haiden, oder furchtbare Wildniſſe, deren tiefe, traurige Stille nur durch das Rauſchen des Stromfalls, ſo wie durch das Gekrächze von Raubvögeln und durch das Gebrüll wilder Thiere unterbrochen wurde.

Damals war es, wo noch Auerochſen, Bären, Wölfe, Elendthiere, wilde Büffel und ſelbſt Rennthiere ſich an den Ufern deſſelben aufhielten, indem zugleich Bieber ihre Bauten an denſelben, wie in den größten Wildniſſen hatten. Von Nebel und Dünſten war die Gegend einen ſehr beträchtlichen Theil des Jahrs hindurch überdeckt; die Kälte des Winters war äußerſt ſtreng, und die lang dauernde Eisdecke des Fluſſes war einzig die Brücke, welche die Gegenden der beiden Ufer verband. Erſt nach Aufbrechung

des Bodens, deſſen unbenutzte Fruchtbarkeit ſich gleichſam immer ſelbſt wieder erzeugte, ſo wie auch demnächſt wieder zerſtörte, und nach Ausrottung der allzudichten Wälder wurde der Himmel heiterer, das Klima milder, folglich auch die angrenzenden Gegenden des Fluſſes menſchenreicher.

Die Uferbewohner des Rheins befanden ſich zu jener Zeit in dem bloßen Stande der Wildheit. Nur mittelſt der Beute der Jagd hatten ſie ihre Nahrung; ſelbſt in ſpätern Zeiten nährte man ſich noch vom Bieber- und Pferdefleiſch. An das Zahmmachen der Thiere wurde noch gar nicht gedacht, und noch weniger an das Aufbrechen des Bodens, um Nahrungsmittel darin zu pflanzen. Mit einem Worte, die Bewohner führten ein bloßes Jägerleben, die, wenn ſie auf dem einen Ufer keine Beute erreichen konnten, nach der außerordentlichen Kunſt, die ihnen, nach Cäſars Berichte, eigen war, ſchwimmen zu können, zu dem andern hinüber ſchwammen, oder Bäume zuſammen hefteten, um auf das andere Ufer überzufahren. In Höhlen und dichten Wäldern hatten ſie ihre Wohnungen; auch ſicherten ſich hie und da in den Klüften der Gebirge die Glieder einzelner Familien dieſer rohen Wilden, in deren Nachbarſchaft oft Falken, Adler, Geyer und andere Raubvögel niſteten.

Späterhin trafen die Römer, welche uns nähere Nachrichten über die Gegenden des Rheins liefern, die Uferbewohner deſſelben in folgender Verfaſſung an:

Digitized by Google

Aus dem Stande der bloßen Wildheit waren ſie bereits in den Stand der Barbarei übergetreten. Schon vor Cäſars Zeiten waren dieſelben Nomaden, die regelmäßige Züge mit Weib und Kind und ihren Heerden machten, auch gemeinſame Kriege führten und mit Wagen daher zogen; denn ſchon die Griechen kannten germaniſche Völkerſtämme unter den Namen der Celten, Baſtarnen und Burgundionen. Auch erſchienen um das Jahr 112 vor Chriſto Cimbern und Teutonen auf römiſchem Gebiete.

Aus Höhlen waren ſie damals bereits hervorgegangen, und lebten in Hütten, doch meiſt unter dem ſie umgebenden Vieh.

Ackerbau und Künſte kannten ſie wenig; nur Hafer und Gerſte, ſo wie Paſtinacken, wilder Spargel, Rettig, Schlehen und Holzäpfel wurden angetroffen.

Korn, Waitzen, Flachs, Kohl und andere nutzbare Gewächſe waren damals noch unbekannt. Aus Hafer wurde ein ſehr nahrhafter Brei, und aus Gerſte eine Art von Bier bereitet. Uebrigens waren Pferdefleiſch und Pferdeblut damals noch Nahrungsmittel.

Die ſpäterhin ſo geſchätzten Metalle des Rheinufers waren ihnen ebenfalls noch wenig bekannt; ſelbſt von dem Eiſen, als dem unentbehrlichſten aller Metalle, machten ſie ſelten Gebrauch.

Digitized by Google

Salzquellen gab es dagegen zu jener Zeit ſchon häufig; man bereitete davon ein ſchwarzes Salz, indem man das Waſſer auf glühende Kohlen ſchüttete.

Da in dem urſprünglichen Stande des geſelligen Vereins die Menſchen ſehr wenige Bedürfniſſe haben, und in ihren Wünſchen ſo eingeſchränkt ſind, daß ſie mit den natürlichen Früchten, die der Boden auch unbearbeitet hervorbringt, und mit dem Wenigen, was ſie durch eigene rohe Emſigkeit hinzuthun, ſich begnügen, ſo haben ſie wenig Uebefluß mitzutheilen, indem ſie auch keiner Gegenſtände bedürftig ſind, die aus fremden Gegenden hergebracht werden müſſen. An eigentlichen Handel iſt daher auch in den frühern Zeiten bei den Deutſchen kaum zu denken; und der Tauſch, den ſie allenfalls mit ihren überrheiniſchen Nachbarn hatten, geſchah anfänglich bloß mit rohen Produkten gegen Produkte. Nur Thierhäute, Pelze, Federn, Kühe, Pferde, Menſchen und Menſchenhaare dienten höchſtens damals zu einigem Handelsverkehr; erſt durch die Römer lernten ſie ſpäterhin die Vortheile der Münze, als des repräſentativen Werthes der Handelsgegenſtände, kennen; doch blieben ſie lange unempfindlich für den Gebrauch des Geldes, das ſie meiſt ſogleich gegen andere Produkte zurück gaben.

Die erſten Fahrzeuge auf dem Rheine waren aneinander gebundene Eichbäume, womit man, wie auf Flößen, über den Fluß ſetzte; ſpäterhin höhlte man Eichbäume aus und bildete daraus Kähne, wie die Kanoes der Wilden,

die endlich von ſo großem Umfange gemacht wurden, daß 20 bis 30 Mann darin überfahren konnten. Plinius XVI.

In der Folge flocht man ſogar Fahrzeuge aus Weiden, die man mit Thierfellen überzog; ſie waren weit leichter, als die unbehülflichen ausgehöhlten Eichenſtämme, aber auch nur von ſehr kurzer Dauer.

Erſt als die Römer anfiengen, auf dem Rheine Schiffe zu bauen, lernten die bei aller ihrer Unkultur ſo gelehrigen germaniſchen Uferbewohner von ihnen dieſe Kunſt. Die Zuſammenfügung der Fahrzeuge geſchah anfänglich mit hölzernen Pflöcken, ſpäterhin wurde auch Eiſen dazu verwendet.

So wie zur Bildung der Gegenden des Ober- und Mittelrheins offenbar einige Hauptrevolutionen, die unſere Erdfeſte betroffen, mitgewirkt haben, ſo ſind hingegen die Ufer des Unterrheins während Jahrtauſenden nach und nach aus dem Sand und Erdtheilen gebildet worden, welche dieſer Fluß von den helvetiſchen Gebirgen und aus Obergermanien herabgeſchwemmt hatte; hierzu kam noch Seeſchlamm, den die Fluthen beim Nord- und Weſtwinde aufgetragen hatten. Noch finden ſich die Spuren dieſer Art von Bildung des Bodens auf der Grenze der jetzt Cleviſchen Lande. Schon vor den Römern ſcheinen die Frieſen ſich durch Dämme gegen die Fluthen des eindringenden Meeres geſchützt zu haben. Auch den Ueberſchwemmungen des Rheines ſuchte man ſpäterhin ſich auf dieſe Weiſe zu entziehen.

Zur Zeit der Römer theilte ſich der Rhein in drei Arme.

1) Der linke Vahalis (nachmals die Waal genannt) lief in das helium ostium.

2) Der mittlere lief damals in das deutſche Meer.

Der 3te, Flevus genannt, ergoß ſich in die Yſſel, die nachmals durch den bekannten Graben des Druſus eine Verſtärkung aus dem Rhein erhielt.

Dieſes iſt im Allgemeinen das Bild, welches ſich aus den früheſten Zeiten von der Beſchaffenheit der Ufer des Rheins und deren Bewohner machen läßt.

Digitized by Google

VI.

Bemerkungen und Ergießungen in einſamen Stunden.

(Ausgezogen aus meinen Tagebüchern.)

Ich habe einen Blick in die Liſte der neuen Pärs von Frankreich geworfen. Ich finde einen Mann darin, der eine Lobrede auf Washington ſchrieb; in der Folge bei einer feierlichen Gelegenheit den Thron der Bourbonen erledigt, und für Napoleon beſtimmt erklärte; dieſen einige Jahre ſpäter, da ſein Glücksſtern kulminirte, in einer öffentlichen Rede über alle Helden Plutarchs mit dreiſter Stirne ſetzte, als einen Unvergleichbaren, der keine Parallele geſtatte. Und dieſer Mann, war es möglich, konnte auch ſeinen Herrn und Meiſter verleugnen? an ſeine Feinde ſich anſchließen? — Dreimal krähetete der Hahn Frankreichs, ſchlug dreimal zürnend die Fittige; aber Frankreichs Sünder kennen die Thränen der Reue, kennen die heilige Scham nicht.

Digitized by Google

Nur die Donner eines jüngſten Tages werden ſie von ihrem moraliſchen Tode erwecken; nur die Blitze eines jüngſten Gerichts ihnen die Finſterniſſe zeigen, worin ſie wandeln.

Dieſe Menſchen, mit was vergleichen wir ſie? Mit Wetterhahnen? Sehet doch, ob Wetterhahnen nicht immer dem Sturme die Bruſt bieten; ſie aber wenden ſich weg, ſo bald er nur drohet, ein Spiel jedes Lüftchens! — Nein, wollt ihr vergleichen, ſo vergleicht ſie mit Spreu, das die Stürme über Höhen und Meere führen; mit Ungeziefer, das im Aufruhr der Elemente auf die Alpen geſchleudert wird, dort in den Regionen der Adler herumflattert, und dem Wanderer die Frage entlockt: Wie kommt ihr hierher, arme Thierchen? (Im Junius 1814.)

Schiller ſang: Entlaſſe
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,
Eh' es ſich zürnend ſelbſt befreit: es haßt
Die Treu, und keinem dient es bis ans Ende.

Welcher der großen Weltherrſcher erfuhr nicht auf eine oder die andere Weiſe die Wahrheit dieſes Spruches? Nur auf Roms Cäſar paßt er nicht; mit dem Leben erſt verließ ihn ſein Glück; oder vielmehr ſein Tod ſelbſt war noch eine letzte Gunſtbezeugung deſſelben, denn er ſtarb wie er es gewünſchet. Hätte er noch Zeit gehabt, zu unternehmen, was er ſich als die letzte That ſeines Lebens vorgeſetzt, und

Digitized by Google

wozu er ſchon alles vorbereitet, nämlich ſeinen großen Zug gegen die Parther, ſo würde auch an ihm ſich Schillers Ausſpruch beſtätiget haben; denn es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Stammväter von einem großen Theile der heutigen Tartaren und Koſacken ein Vorſpiel von dem gegeben, was wir in unſern Tagen geſehen; und daß der römiſche Cäſar in den Sandwüſten Perſiens erfahren hätte, was dem franzöſiſchen in Rußlands Steppen widerfuhr. Aber es ſcheint, daß der Julier, der ſeine verdorbene, des Joches würdige Mitbürger mit Gnade behandelt, ein beſſeres Loos, als ſonſt Eroberer, verdient, und ſeine großen Pläne nicht ſollte ſcheitern ſehen.

Madame Staël von Holſtein glaubt, daß den Deutſchen ein ſtärkerer Grad von egoiſtiſchem Patriotism Noth thue. Es iſt traurig, wenn grade der Zuſatz des E g o i ſt i ſ ch e n nöthig iſt, dem Patriotism eines Volkes größere Stärke zu geben. Es iſt ſehr die Frage, ob ein ſolcher National-Egoism zum Beſtande eines Volkes beitrage, noch mehr, ob er gar unentbehrlich ſey. In Rom und Athen fehlte es auch in den verdorbenſten Zeiten nicht an jenem egoiſtiſchen Patriotism; doch wurden ſie dadurch von innen nicht ſtärker und glücklicher. Wenn je in einem Staate derſelbe herrſchte, ſo war es in Karthago; aber was half Karthago ſein Dünkel, ſein Stolz, ſeine Härte gegen Fremde? So viel er in gewiſſen Zeitumſtän-

Digitized by Google

den nützen mag, ſo viel ſchadet er auch wieder. Um wie viel ſind Frankreich, Spanien, England glücklicher als Deutſchland? So lange ein ſolcher Patrictism einen äußern Gegenſtand hat, der ihn in Spannung hält, erhöhet er freilich die Kräften eines Volkes, und giebt ihnen einen gewaltigen Schwung gegen außen. Aber wenn nun dieſe Spannung nachläßt? dann wird der egoiſtiſche Patriotism unvermeidlich Volks- und Zunftdünkel, Spießbürgerei, platter Egoism; und die Folgen hiervon? ſie ſind bekannt. Iſt aber die Frage, was beſſer ſey, ein ſtark ausgeſprochener nationaler Egoismus, oder ein in alles ſich fügender, lebenloſer Indifferentism, dann nehme ich keinen Anſtand, mich für jenen, und erſchiene er ſelbſt als Gallizism, zu erklären; wie ich jede Art metallener Landmünze, ſeye ſie auch mit ſpartaniſchem Eiſen verſetzt, unſerem geſchmeidigen, lügenhaften Papiergelde vorziehen werde.

Gerne ſtimme ich, o Haydn, in dein Lob ein. Deinem Genie alle Ehre! aber verzeihet ihr, ſeine Bewunderer, ich muß es frei bekennen: die vier Jahreszeiten laſſe ich mir am liebſten von den Vögelein des Waldes, von den Wanderern und Seglern der Lüfte geben. Soll ſie mir ja die Kunſt darſtellen, dann will ich ſie lieber gemalt ſehen, als gemalt hören. Gemälde mit Fiedelbogen Paukenklippel und Horn ausgeführt, ſind einmal meine

Digitized by Google

Sache nicht; ich gehöre zu den Profanen, welchen ein alter Kirchengeſang, und ein fröhliches Lied lieber iſt, als alle Bravour-Arien und muſikaliſche Kunſtſtücke. Was nun weiter die Schöpfung betrifft, die giebt mir am kräftigſten das Brauſen des Meeres, der Sturm im Eichenwald, das Toſen der Waſſerfälle, das Wehen der Weſte und Rieſeln eines Gewitterregens. Den Frieden laſſe ich mir von den Lerchen und Wachteln, der Bienen Geſumſe und fernem Abendgeläute aufführen. Zu dieſen Konzerten mit ihren Soloſtimmen, Chören, Diſſonanzen und Conſonanzen, Uebergängen und Durchgängen habe ich immer Freibillets, und ein Parterre oder eine Gallerie ohne Qualm, ohne Gedränge und ohne Geſchnatter.

Helden lebten in Freundſchaft; viele tapfere Paare nennt die Geſchichte, welche bis zum Tode ſich treue Gefährten waren; auch der Künſtler giebt es viele, die zu einander neidlos ſich geſellen, auf der Bahn des Ruhmes mit Bruderliebe ſich forthelfen. Roms größte Dichter verewigten in ihren Geſängen ſich wetteifernd. Unter den ſchönen Geiſtern Frankreichs übte Boileau Großmuth an Corneille; Racine war der innigſte Freund von Boileau. Sogar Herrſcher vertrugen ſich ſchon, ſo unverträglich ſonſt Herrſchaft iſt *), auf einem und demſelben Throne, friedlich ne-

*) Nulla sancta societas, nec fides regni est. Ennius.

ben einander. In Sparta theilten zwei Könige, im republikaniſchen Rom zwei Konſuln, und oft mit größter Eintracht die höchſte Gewalt. Aber die Schöne zeiget mir, die der Schönen aufrichtige vertraute Freundin iſt, ſie zeiget mir!

Die vier Hauptfüße der Metrik ſind die vier Temperamente in der Poeſie. So wie dieſe die Grundlage unſeres individuellen Lebens, ſo beſtimmen jene den Karakter. Der Daktylus iſt ſanguiniſcher, der Jambus choleriſcher, der Trochäus melancholiſcher, der Spondäus phlegmatiſcher Natur. So wie für das Leben die Miſchung des ſanguiniſchen und phlegmatiſchen Temperaments die glücklichſte iſt, ſo für eine thatenvolle Epopöe die Miſchung der Daktylen und Spondäen. Der choleriſche Fuß taugt im gemeinen Leben gar nicht; eben ſo wenig im Hexameter; der melancholiſche nur in der Noth, wenn nicht gleich ein phlegmatiſcher ſich einſtellen will.

Pflicht. — Hier fünf Mitlauter und ein Halbvokal, und unter jenen gerade die vier härteſten des deutſchen Alphabets zuſammen gegen einen Selbſtlauter. Dieß Wort trägt den Charakter der deutſchen Sprache und deutſcher Sinnesart. καδηκον, officium, devoir, duty klingen wohl beſſer, als unſer deutſches Pflicht; aber dieſes ſagt ſtärker, was es ſagen ſoll, als jene. Das Wort iſt un-

freundlich dem Ohre, ſchwer der Zunge, wie, was es gebietet, dem böſen Willen. Sein Klang entſpricht dem Zwange, den es auflegt. Das i ſteht zwiſchen ſeinen fünf Stummen, wie der kategoriſche Imperativ unter den fünf Sinnen; ſo hart ſie ſind, es tönet durch, wie dieſer, trotz dem Geziſche ſeiner Begleiter. Wie das i im Worte Pflicht, ſo ſeye auch ſein Imperativ der einzige Selbſtlauter in unſerm Leben; nur durch ihn erhalte alles Ton und Sprache, und ſtumm bleibe, was mit ihm nicht ſpricht.

Das beſte Werk verliert, wenn wir es nicht in der rechten Stunde zur Hand nehmen; denn, ſagt Sterne richtig, der Leſer bringt allemal die Hälfte ſeiner Unterhaltung mit zum Buche.

Bonaparte, ſagen ſie, iſt der wahre Vertreter ſeines Volkes geweſen. Er ſprach und handelte in ſeinem Geiſte, obgleich ſie ihn jetzt nicht erkennen wollen, und ihre Hände waſchen. Ohne Zweifel wahr; aber nicht allein der Stellvertreter ſeines Volkes, auch der des menſchlichen Geſchlechtes war er. Gebt dem erklärteſten ſeiner Feinde, z. B. jenem ſchalen, dünnbeinigten, empfindelnden und eitlen Dramendichter, oder dieſem bausbackigen Ausrufer im Volke von der Berg- und Feuerparthie Bonaparte's Muth und Genie, und er wird ein Bonaparte werden. Nichts weniger als die Welt genüget dem menſchlichen Herzen. Die

Kleinen und Schwachen thun aber wohl daran, es nicht zu geſtehen.

Ein Kirchenvater nannte die Poeſie einen Wein der böſen Geiſter (vinum daemonum). Es giebt auch unter uns Dichter, denen er zum Kopfe geſtiegen zu ſeyn ſcheint.

Die Schlange windet ſich in der Bosheit auch um ein zweiſchneidiges Schwerdt.

Worte zu ſeiner Zeit aus Bako von Verulam. *)

Politiſche Spitzköpfe gleichen Krummhölzern, die zu Schiffen taugen, welche Stürme aushalten; nicht aber zu Gebäuden, welche unbeweglich ſtehen ſollen.

Wer Gaſtfreunden und Fremdlingen gütig und menſchlich begegnet, zeigt, daß er ein Weltbürger ſey, und ein Herz nicht gleich einer Inſel habe, die von allen andern Ländern geſchieden iſt, ſondern gleich einem Kontinente, der ſich an jene anſchließt.

Menſchen, die ſich, wie Cicero von dem Pompejus ſagte, ohne Nebenbuhler lieben, ſind oft unglücklich. Wenn

---

*) Aus den Sermonibus fidelibus.

ſie ſich ſelbſt ihr ganzes Leben durch Opfer gebracht, opfern ſie am Ende der Unbeſtändigkeit des Glückes, deſſen Flügel ſie durch ihre hohe politiſche Weisheit beſchnitten zu haben wähnten.

Gott würdiget Jünglinge eines näheren Zutritts, als die Alten. Je mehr einer von der Welt gekoſtet hat, deſto mehr wird er von ihrem Gifte angeſteckt. (Nicht beſſer, als der engliſche Kanzler, dachten Ariſtophanes der Komiker, und Fichte der Philoſoph von den Alten. Bis pueri senes, (γερoτες δις παιδες) ſagte jener; dieſer: Der Menſch wird in der Regel um ſo ſchlechter, ſelbſtſüchtiger, für alle guten Regungen erſtorbener, je mehr Jahre er zählt; er lebt ſich zum Sünder. Wen Jeſus den Alten zum Muſter aufgeſtellt, iſt bekannt.)

Die Götter des Pöbels läugnen, iſt nicht ruchlos; aber des Pöbels Begriffe Gott beilegen, das iſt ruchlos.

Ein wenig Thorheit, und nicht zu ehrlich: ſehet da die Hauptmittel, ſein Glück zu machen!

Der wirthſchaftet mit ſeinem Rufe nicht gut, der auf Gerathewohl eine Sache unternimmt, bei der es mehr Schande bringt, das Ziel nicht erreicht, als Ehre, es erreicht zu haben.

Ueberſchwemmungen und Erdbeben ſind große Leichentücher, die alles in Vergeſſenheit begraben.

Digitized by Google

VII.

Vorſchlag an die Freunde des deutſchen Alterthums und der deutſchen Kunſt.

Bey meinem leider zu kurzen Aufenthalt zu Paris im Jahre 1811, wo ich einzig der Anſicht der Kunſtwerke lebte, entſtand bei mir ein Gedanke, der oft ſich verdrängte, immer aber bei der Betrachtung der Zeitumſtände, die gebieteriſch nur Rückſicht auf das bloße Beſtehen verlangen, unausführbar ſchien; jetzt aber, da Sicherheit und Ruhe wieder eingetreten ſind, nicht länger unterdrückt werden ſoll. Indem ich nämlich oft, und mit immer erhöhetem Genuß in dem Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler, dieſer Rüſtkammer der Zeit, der Größe und Vergänglichkeit, aber auch des Kunſtſtrebens vieler Jahrhunderte, herumwandelte, kränkte es mich, daß wir Deutſche nicht ein ähnliches Ganze einer Sammlung vaterländiſcher Denkmäler, zur Ehre unſerer Nation, und zur Bewunderung des Auslandes, beſitzen, worin der Volksgeiſt ſtete Nahrung finden, die Anhänglich-

keit an unſere Vorfahren immer ſtärker befeſtigt, das Gefühl unſeres Werthes, und die Einſicht in die Größe unſerer Fortſchritte vermehrt werden könne. Es fehlt aber, das bin ich überzeugt, an nichts, als am ernſten Willen, um etwas Aehnliches, ja Größeres einzurichten. Iſt nicht das deutſche Vaterland, faſt bis in ſeine kleinſten Städte, voll von Kunſtwerken des deutſchen Urgeiſtes und der fleißigen treu ausführenden Meiſterhand? Hat nicht die deutſche Kunſt einen beſondern, vor allen Nationen ausgezeichneten Karakter, der aus dem Ernſte des Volks entſprungen iſt? Wieviel iſt nicht in größeren Stätten zerſtreut, oder verborgen, faſt ganz entrückt allgemeiner Beſchauung *)? Wenn nun gemeinſchaftliche Eintracht in jedem größeren Staate, in jeder bedeutenderen Stadt, zur Vereinigung aller ächtvaterländiſchen Denkmäler mitwirkte; willig der Einzelne das Ausgezeichnete, was er beſitzt, dem großen Zwecke hingäbe; und ſo, indem er andern ſeinen Genuß mitgönnet, auch an dem ihrigen Theil nähme? Daß ſchon Verſuche zu ſolchen Einrichtungen ſind gemacht worden, iſt mir wohl bekannt; mit rühmlichem Eifer hat der Großherzog von Heſſen manchen deutſchen Ueberreſt der Kunſt ſammeln laſſen; in

*) So ſah ich in Halle auf dem Kirchhofe in einem Gewölbe eine Grablegung in weißem Marmor, von herrlicher Arbeit; Figuren weit über Lebensgröße.

Frankfurt *) ließ der ehemalige Großherzog die altdeutſchen Gemälde aus ihrer Verborgenheit hervorziehen, und ſie wieder hergeſtellt ins dortige Muſeum aufſtellen; aber immer bleiben alle dieſe Anſtalten mangelhaft, ſo lange ſie nicht dem Volke angehören, ſo lange ſie nicht allgemein wie eine Kirche ſind. Wohl manches iſt, wenn man von dieſer Anſicht ausgeht, bei der ganzen Einrichtung zu bedenken, damit der vorgenommene Zweck: Bildung des Volkes zur Nationalliebe, zum Stolze auf ſein Eignes, ſo vollkommen als möglich auch hierdurch erreicht werde. Ich wage einige Gedanken darüber hinzuwerfen, und überlaſſe denen, die hierbei näher und kräftiger wirken können, die weitere Ausführung durch neue Gründe und verbeſſerte Vorſchläge.

I.

Zuerſt wäre wohl die Frage: Wo ſollen dergleichen Anſtalten errichtet werden? Die Antwort bietet ſich von ſelbſt dar; nur da, wo die erſte Einrichtung ohne Druck des Landes Statt finden kann; alſo in den größeren, bedeu-

*) Frankfurt beſitzt für ſich eine eigene bedeutende Kunſtſchule, und hat auch gute Bildner gehabt; zwei angeſehene Kunſtliebhaber und Kenner daſelbſt ſollen einen Plan zu einer vaterländiſchen Kunſtanſtalt gehabt haben, möge er einſt zur Ausführung kommen! Auch in Heidelberg und Köln ſind bedeutende Sammlungen altdeutſcher Kunſtwerke.

tenderen Staaten Deutſchlands, oder in Städten, die durch ihren Wohlſtand, durch ein dazu leicht einzurichtendes Lokale, und durch die Menge der darin enthaltenen Denkmäler ſchon dazu geeignet ſind. Wien beſitzt ſchon einen Schatz guter Bildwerke; vermehrt durch das, was hier und dort zerſtreut ungeſehen altert, ohne Gedanken und Befeuerungen zu wecken, weil der Ort nicht einladet, oder ihnen gar widerſtrebt; zugänglich gemacht dem Volke an einem Orte, deſſen Baukunſt national und deutſch iſt; groß wie ſein Inhalt, könnte Wien ein Mittelpunkt deutſchen Kunſtlebens werden. München, deſſen Gallerie ſchon ſo reich an deutſcher Kunſt iſt, geordnet nach der Zeitfolge von dem trefflichen Prof. und Direktor Manlich, München iſt es beſonders, dem die Pflicht obliegt, die vielen im ganzen Lande zerſtreuten Denkmäler an einem ehrenden Orte zu verſammeln. Wenn der Fürſt ſeinen Willen kund giebt, ſo fallen manche Bedenklichkeiten ohnehin ſchon weg, welche die Vorliebe für dieſes oder jenes Werk hervorbringt; billiger Erſatz bleibt jedoch nicht ausgeſchloſſen; der Name deſſen, der es dem Ganzen geweiht hat, wird darauf geſetzt. Berlin, Weimar, Darmſtadt, Frankfurt am Main, Köln, Dresden, Nürnberg insbeſondere als die Wiege deutſcher Kunſt, haben ſchon vieles vor andern Städten voraus.

Der Ort ſelbſt müßte der Zeit der darin enthaltenen Denkmäler gemäß ſeyn. Hierin iſt das Muſeum der franz.

Denkmäler meiſtens muſterhaft zu nennen. Im ehemaligen Kloſter der kleinen Auguſtiner (in der Vorſtadt St. Germain) ſind die Einrichtungen in Abtheilungen nach Zeitaltern angeordnet *). Der Hauptort iſt die ehemalige Kirche; die Fenſter ſind gute Werke der alten Glasmalerei; und dies iſt in den Sälen jedes Jahrhunderts beobachtet, ſo daß die Scheiben auch jedesmal aus dieſer Zeit ſind. So ſieht der Sinnigbetrachtende die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Zeiten auch in ihren Kunſtgebilden. Der Saal des 13ten Jahrhunderts iſt eine Todtengruft; mächtige Beherrſcher in Stein gehauen auf ihren Särgen ſind nun fromm geworden und bedürfen der Barmherzigkeit Gottes, das zeigen alle mit aufgehobenen Händen. Roh und barbariſch iſt die Kunſt der Gebilde, ein treuer Spiegel der Zeit. Aber der Saal Ludwigs XIV. iſt voll galanter, glatter, oberflächlicher Werke, hell und freundlich beleuchtet; denn auch darin hat man die Zeiten beſonders ausgezeichnet. Kurz alles zuſammen gefaßt: Der Charakter des Lokals muß Einheit in allen Theilen haben, ohne Spielerei und Uebertreibung; Fehler, die jenes franzöſiſche Muſeum allerdings hat; Ordnung und leichte Ueberſicht, damit die Forſch- und Neubegierde ſich ſchnell und ſicher befriedigen können. In dieſer Abſicht müßten die Namen

*) Siehe Le Noir Musée des Monum. Français Par. MDCCCX.

der vorgeſtellten Perſonen, oder die Begebenheiten, der Name des Meiſters, und deſſen, der es hierher geweiht hat, mit groſſen deutſchen Buchſtaben auf dem Denkmal an einem bequemen Orte angebracht ſeyn *). Zum

II.

fragt ſich: Was ſoll aufgenommen werden? So mannigfaltig die einzelnen Gegenſtände ſind, ſo kann man doch das meiſte unter folgenden Abtheilungen begreifen:

1) Werke der ganzen Bildnerei, d. h. der eigentlichen Bildhauerkunſt, Bildſchnitzerei, Bildgießerei, Bildformerei und halberhobner Arbeit; und dieſe in zweifacher Beziehung

a) ohne Rückſicht auf ihren Inhalt, bloß in Betracht ihres Kunſtwerthes oder Kunſtkarakters. Der Zweck iſt, dem Beſchauer darin den Gang der deutſchen Kunſt vor Augen zu ſtellen. Jede wichtige Zeitſcheide, die man alsdann erſt recht bemerken lernte, trennte man durch einige dazwiſchen geſetzte Säulen und gebe ihnen die Aufſchrift des Jahrhunderts. Hier dürften aber nur die beſten und bedeutendſten Werke ausgewählt werden, in denen der Geiſt der Zeit ſich am deutlichſten ausſpricht. Dieſes alles müßte

*) Dies iſt in Paris nicht. Daher kann ſich der gemeine Mann gar nicht, der Kenner ſchwer genug finden.

ein großer Saal mit langen Seitengängen faſſen, und ſo Anfang der Kunſt, Wachsthum und Fallen ganz ſichtbar werden.

b) Mit Rückſicht auf den Inhalt oder die Vorſtellung; alſo Denkmäler der deutſchen Geſchichte, enthaltend die Großthaten der Nation, oder die Bilder der Männer, die unſere Ehre ſind Hier müßte beſonders auf Wirkung und Eindruck auf die Seele des Zuſchauers durch Anordnung und auffallenden Platz des Wichtigſten, — deſſen, was der Nation vorzüglich werth und theuer iſt, hingezielt werden. Die Jahrhunderte könnte man auf ähnliche Art, wie im franzöſiſchen Muſeum abtheilen; aber mit gehöriger Unterordnung. Ein mit deutſcher Kunſt vertrauter Baumeiſter müßte den Bau dieſer Säle mit aller Anſtrengung ſeines Geiſtes zur Nationalehre anordnen; und die Ueberreſte der alten Baukunſt

2) auch dabei anwenden, und ſo ins Leben wirkſam einflechten. So iſt in jenem Muſeum franzöſiſcher Denkmäler das Grab Abälards und Heloiſens, die Grabmäler Colberts, Molieres u. a. m in einem eigens dazu beſtimmten Garten an dem Muſeum, als eine rührende Erinnerung an vergangene Zeiten, neu aufgerichtet und ſo erhalten werden; ſo könnte ein deutſcher

Digitized by Google

Hain mit ähnlichen Trümmern äußerſt anziehend gemacht werden.

3) Ein eigenes Kabinet müßte die Gemälde unſerer beſten Meiſter enthalten, ebenfalls nach der Zeitgefolge geordnet; und unter beſonderer Aufſicht an gewiſſen Tagen jedem offen ſtehen. Dann könnte erſt eine Geſchichte der deutſchen Kunſt gründlich und mit Nutzen geſchrieben und der deutſchen Kunſt ihr zukommender Karakter geſichert und feſtgeſtellt werden; denn man könnte ſich auf Werke berufen, die jeder einſehen darf, um ſich von dem Urtheil zu überzeugen.

Wie ſoll nun dieſe Anſtalt benutzt werden, damit ſie die gewünſchte Wirkung erziele? Dieſe Frage wollen wir endlich

III.

noch kurz betrachten.

Man mache ſie, dieß iſt wohl das Erſte, dem Volke ſo zugänglich, als möglich, ermuntere auf alle Art zur Beſuchung des geweihten Ortes, ſtelle ferner einige deutſchgeſinnte Männer an, die des Volkes Art kennen, es gerne zurechtweiſen und mit kräftigem, kenntnißreichem Vortrag die Hauptmomente der Geſchichte ihm bei der Beſchauung tief in den Sinn prägen. Dieß wäre eine wahre Schule des Lebens und der Nationalliebe. Man mache es den Lehrern auf Bürger- und gelehrteren Schulen zu

heilgen Pflicht, die deutſche Geſchichte *) mit Feuer und Wärme, mit beſonderer Heraushebung aller edlen und großen Züge unſeres Volkes überhaupt ſowohl, als auch insbeſondere einzelner hervorragender Männer, zu lehren, und dann ihre Zöglinge oft in die ſprechende, gleichſam lebendige Gegenwart der großen weggegangenen Zeiten zu führen und ihnen hier Liebe für das Vaterland, für ihre angeſtammten, eingebornen Fürſten, und Stolz für unſer köſtlichſtes Eigenthum einzupflanzen. An hehren Tagen des Vaterlandes, wie an denen der Feier der Leipziger Rettungsſchlacht, könnte dann hier gleichfalls unter den Augen unſerer Vorfahren die Treue und Feſtigkeit der Tugend geſtärkt und bei nächtlich erleuchteten heiligen Hallen das Andenken der ſiegreichen Todten gefeiert werden. Ihr könnt viel, Lehrer des deutſchen Volkes und der Jugend! Der Buchſtabe tödtet; der Geiſt macht lebendig. Das Alterthum muß durch euch auferſtehen und eintreten ins friſche Leben. Seyd ſelbſt Deutſche mit Herz und Mund, und um ſich greifen wird dieſer deutſche Geiſt mit Gotteskraft; denn der Segen ruht auf ihm ſeit langer Zeit. Ihr aber Herrſcher, weiſe Regierer und Väter des deutſchen Volkes, Ihr ſeyd die Hoffnung des Redlichen, des treuen Vaterlandfreundes,

---

*) Wie der verdienſtvolle Eichhoff in Weilburg ſeine Schüler, unter denen auch der Verfaſſer war, in der Geſchäftsſtunde zur Vaterlandsliebe begeiſterte.

Ihr werdet dem, was ſein Herz wünſcht, wofür es ſtill betet, Entſtehung und milde Pflege angedeihen laſſen. In Kunſt und Wiſſenſchaft wirkt der Geiſt der Menſchheit verſöhnend, knüpfend und friedlich bindend; er wird auch Deutſchland zum ewig ſchönen Bund des Hohen und Niedern beglückend hinleiten.

Möge ich, dieß iſt zuletzt mein Wunſch, ein Wort zu ſeiner Zeit geſprochen haben!

Wetzlar, im Dezember 1814.

G. C. Braun,
Rector am Gymnaſium zu Wetzlar.

Digitized by Google

Druckfehler im Julihefte:

Seite 229. Zeile 1. leſe: mainziſch, und letztere niemals naſſauiſch.

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Tiefe.

Nur tief in den Gründen,
In Meeres Nacht,
Da kannſt du ſie finden
Der Perlen Pracht.

Und möchteſt du gerne
Den Edelſtein,
So dringe zum Kerne
Der Felſen ein!

Digitized by Google

Das Gold auch, das helle
Der Menſchen Luſt —
Entſteigt, wie die Quelle,
Der Erde Bruſt.

Was ſchön und erhaben —
Aus Tiefen ſteigt's!
Das Vollmaas der Gaben —
Die Tiefe zeigt's!

Es bilden die Meiſter
Aus tiefſtem Grund!
Die Weisheit der Geiſter
Macht Tiefe kund.

Wandrer-Lied.

Hoffend das Herz geſchwellt,
Friſch in die weite Welt!
Strebekraft, Lebensluſt
Walle durch Jünglings-Bruſt.

Mädchen am Fenſter dort,
Nur auf ein kleines Wort:
Gieb mir doch ſchnell den Kuß,
Sieh'ſt, daß ich weiter muß!

Digitized by Google

Wie dort der Reiter ſprengt,
Vorwärts die Bruſt gedrängt!
Lockt ihn ein gold'nes Ziel?
Treibt ihn ein Feenſpiel?

Auf und ab geht die Bahn!
Bettler, was flehſt mich an?
Heut ſey das Glück dir hold!
Hier iſt Geld, hier iſt Gold!

Sammelſt du Veilchen dir,
Holdes Kind? — Eins auch mir!
Gaben von Kindeshand
Knüpfen ein Liebesband!

Landmann! gieb immer zu
Saamen der Erde du!
Tauſendfach, dir zum Glück,
Giebt es Natur zurück!

Fließe du Murmelbach!
Zweige, baut kühl ein Dach!
Blume will Bett mir ſeyn,
Lerchenſang lullt mich ein!

Fällt mir das Auge zu,
Läßt mir der Traum nicht Ruh!
Reißt mich ſchon wieder auf;
Raſtlos iſt Wandrers Lauf.

Digitized by Google

Welt, du biſt ſchön und groß!
Hold iſt mein Lebensloos!
Junger Sinn, friſches Blut,
Volles Herz, warm und gut!

Der Schiffer.

Was führt den Schiffer auf den Wogen,
Wo weder Bahn noch Spur gezogen,
Doch ſicher an den Landungsort?
Wie lenkt er, auch im Sturm verſchlagen,
Beſonnen doch den Waſſerwagen
In Nacht und Nebel ruhig fort? —
Er ſchauet zu den ew'gen Sternen
Und richtet ſich nach ihrem Lauf —
Und wer dieß mag vom Schiffer lernen,
Dem geht ein höheres Leben auf! —

Der rechte Zorn.

Würdig des Mannes iſt der Zorn, der,
Eifernd für Recht und für Wahrheit,

Muthig den Böſen ergreift, kühn
Den Betrüger entlarvt!
Alſo zürnet der Himmel mit Stürmen,
Mit Blitzen und Donnern;
Kühlt ſo die brennende Luft, reinigt
Und ſtärkt ſo die Welt.

Luftſchlöſſer.

Thöricht nenn' ich das Herz, welches der Gegenwart
Blumenkränze verſchmäht, immer den ſtarren Blick
In die Zukunft hinaus ſenkt,
Schön're Blumen in ihr ſich träumt.

Auch der ödeſte Pfad ſpendet dem Forſchenden,
Wenn auch Roſen nicht ſtets, doch ein Vergißmeinnicht,
Und in Dornen verborgen
Blüht zuweilen ein Veilchen auf.

Leicht erbauſt du ein Schloß, hoch in die Wolken auf;
Aber leicht, wie des Schaums farbige Kugel beim
Hauch des Zephyrs ſich auflöſt,
So entflieht dir, beim Wechſel des

Digitized by Google

Glückes, dein goldener Traum; fürchterlich ſteht vor dir
Dann die Wirklichkeit da. — Hoffe von dieſem Seyn
Nichts, und bringt es dir Blumen,
O dann war ja die Täuſchung ſüß!

Doppelte Jugend.

Soll ich weinen, daß mein Lenz entronnen,
Daß er iſt auf Flügeln fortgeeilt?
Weinen, jede meiner frohen Sonnen
Daß ſie länger nicht bei mir geweilt?

Nimmer ſchaut mein Blick den Himmelsbogen,
Wie mein jüng'res Aug' ihn in ſich ſog;
Fortgeriſſen auf des Lebens Wogen
Eilt' ich hin — das ſchöne Ufer flog.

Streng zum Ziel das irre Steuer lenken,
Nicht mehr ſchauen nach dem grünen Strand,
In das ferne Grau den Blick verſenken,
Löſen ſollen wir der Anker Band.

Alſo tönt ein ſtrenger Ruf zum Herzen.
Weinend machen wir die Anker los
Unſres Schiffes, und nicht ohne Schmerzen
Schaun wir zweifelnd in des Abgrunds Schooß.

Digitized by Google

Doch getroſt! kein Schiffer je verſinket,
Der ſein Steuer lenkt mit Zuverſicht!
Land iſt drüben auch, das grün uns winket,
Und ein Frühling mit verjungtem Licht.

Trocknet meine Thränen! Leben, Leben
Stärkt in Hoffnungs- und Erinn'rungsluſt:
Zwiſchen zwei der Frühlinge zu ſchweben,
Stärkt den Muth der zweifelndbangen Bruſt!

Der Lurleyfelſen am Rhein.

Es wandelt ein Weib die felſige Bahn
Des Lurley, und ſeufzt in die Winde;
Sie ſeufzet und murmelt die Steigen hinan,
Durch der Klippen verworrnes Gewinde:
»Wo find' ich dich Ruhe, da Liebe mich flieht,
»Wohl weiß ich, was bald in die Tiefe mich zieht;
»Ach was iſt auf Erden auch Liebe!

»Die Seele ſucht Liebe, o weilet ſie dort
»Im himmliſchen Saale! fahr' Erde,
»Fahr' wohl, o Jüngling, hier iſt nicht mein Ort,
»Da ich dein wohl nimmermehr werde!

»Schon winkt mir die Zelle mit alterndem Moos,
»Und ich ſenk' in ihren vertraulichen Schooß
»Mein junges Leben voll Thränen!

»Mir folget in Sehnſucht der Jünglinge Schaar,
»Ich ſuche von allen den Einen,
»Ach den Einen ſuch' ich mit goldenem Haar,
»Mit den blauen Augen, den Reinen!
»Doch er liebt nicht, er nimmt nicht, er ſteht ſo allein,
»Mag keines Weibes Erkohrener ſeyn,
»Und doch erkohr ihn die Eine!

»Sein trauliches Bild geht den felſigen Steg,
»Geht mit mir die kühligen Thale;
»Ich werd' es nicht los auf dem nächtlichen Weg,
»Es ſteigt im erwachenden Strahle.
»Mir folgen drei Ritter uud laſſen mich nicht,
»So folg' ich dir treu bis das Auge mir bricht,
»Wirſt mich wohl bis zum Tode begleiten.

Sie ſteiget, und blicket zum letztenmal
Nach dem Rhein mit den lieblichen Wogen,
Die glühen noch purpurn im Abendſtrahl,
Und eilen zur Ferne gezogen.
»Leb' wohl, da drüben, mein Vaterland!
»Leb' wohl! du haſt mir kein feſſelndes Band,
»Du konnteſt mir Liebe nicht geben! —

Digitized by Google

»Leb' wohl, o Rhein, mit dem wonnigen Strand!
»Doch was erblick' ich? dort ſchwebet
»Ein Schifflein, der Armen zu wohl nur bekannt,
»Ha! er iſt's, der im Herzen mir lebet!
»Er iſt's, der Geliebte, ich komme zu Dir,
»Geliebter Jüngling, ach! gönnteſt du mir
»Ein Grab nur in liebenden Armen!»
»Armen!» *)

Und die Liebenden drei, ſie vernehmen den Hall
Des letzten Rufs um die Klüfte,
Und wunderbar lockt ſie der Waſſer Schwall:
»Hinab in die rauſchenden Grüfte!
»Die treue Liebe geht bis in den Tod,
»Der endet die Qualen und jegliche Noth,
»Er end' auch unſere Qualen!»
»Qualen! Qualen! Qualen!» **)

---

*) Der Lurley giebt ein hohles, dumpfes Echo einfach zurück;

**) Der Dreiritterſtein ein dreifaches.

Digitized by Google

Elogium poëseos.

Cantilena.

Dulce cum sodalibus
Sapit vinum bonum:
Osculari virgines
Dulcius est donum:
Donum est dulcissimum
Lyra ceu Maronum.
Si his tribus gaudeam,
Sperno regis thronum.

In me Bachus excitat
Veneris amorem:
Venus mox poëticum
Phoebi dat furorem:
Immortalem Phoebus dux
Comparat honorem.
Vae mihi, si tribus his
Infidelis forem!

Sed tyrannus jubeat:
Vinum dato! — Darem. —
Non amato Virgines! —
Aegre non amarem. —

Digitized by Google

Frange lyram! abjice! —
Pertinax negarem. —
Lyram dā, seu morere! —
Canens exspirarem.

Lob der Dichtkunſt.

Verſuch einer Ueberſetzung.

Süß in froher Freunde Kreis
Schmeckt der Saft der Trauben:
Süßer iſt der Minne Spiel,
Mädchen Küſſe rauben:
Höchſte Süße giebt die Ley'r
Göttlicher Maronen.
Dieſe drei! — Was acht' ich dann
Alle Königs-Thronen?

Mit des Bachus gold'nem Trank
Schlürf' ich Gluth der Freye: *)
Freye hebet meinen Geiſt
Zu Apollo's Weihe:

---

*) Freye, Freya iſt bekanntlich die deutſche Venus.

Führet mich Apoll, dann ſtirbt
Nie mein Nam' auf Erden.
Weh! könnt' ich an dieſen drei
Zum Verräther werden!

Ein Tyrann befehle mir:
Her den Wein! — Ich ſchiebe. —
Laß die Mädchen! Liebe laß! —
Hart, daß ich ſie miede. —
Weg, in Stücke wirf die Ley'r!
Nein! wär's mein Verderben. —
Her die Leyer, oder ſtirb! —
Singend werd' ich ſterben.

Digitized by Google

II.

Einige kritiſche Bemerkungen zu dem vorſtehenden Liede: Elogium poëseos.

Eine deutſche Ueberſetzung des lateiniſchen Originals war vor einigen Jahren in einer beliebten Monatſchrift eingerückt; aber ſie ſcheint uns nicht geeignet, die gegenwärtige überflüſſig zu machen. Der Grammatiker und kritiſche Wortkünſtler werden vielleicht an dieſer poetiſchen Kleinigkeit, wegen dem Aergerniß der Leoniniſchen Reimerei, das innere Verdienſt mißkennen. Wir ſehen von dieſem freilich werthloſen Aeußeren ab, um uns dem Vergnügen des niedlichen Gedankens und ſeiner noch niedlicheren, zarten Form zu überlaſſen.

Der Grundton, der das Gedankenſpiel bei der dreifachen Wiederkehr regelt, iſt die über allen irrdiſchen Genuß erhabene Dichtkunſt. Der Standpunkt für die poetiſche Anſicht der in Vergleich geſtellten Dinge iſt aus der Höhe eines glücklichen, leichtſinnigen Naturelles, von

der dem Lebensweiſen, unter dem vielen Plunder, nach dem ſich die thörichten Sterblichen außer Athem laufen, nur drei Gegenſtände als wünſchenswerth ſich darſtellen, der ſüße Wein, der ſüßere Kuß, und die allen ſüßen Genuß überſteigende Gabe der Dichtkunſt. Die Vereinigung dieſes dreifachen Gutes macht das höchſte Gut des Dichters.

Die ſchlichte Andeutung dieſes Grundgedankens erſcheint ſchon in der erſten Strophe in der beſchränkenden Form ſeiner nothwendigen Bedingung. Nicht der Wein als bloßer Kitzel des Gaumens, ſondern als Ermunterungsmittel des humanen Geſelligkeitstriebes; nicht die Fauniſche Liebe, ſondern das fröhliche Minneſpiel in den Schranken der Züchtigkeit; nicht was immer für ein plumpes Geklimper, ſondern die goldne Leyer, womit Apoll nur große und muſterhafte Dichter beſchenkte, gegen den vereinigten Beſitz dieſer Geſchenke verliert ſelbſt der königliche Thron ſeine Wichtigkeit.

Der Spondäus in dem deutſchen Worte Jungfrau nöthigte den Ueberſetzer zu einem umſchreibenden Ausdruck, ohne jedoch die zarte Linie des Begriffs zu überſchreiten. Dies Mädchen, das ſittſam geſchämig iſt, um keine Küſſe zu geben, und nicht ſo affektirt ſpröde, um ſie ſich nicht nehmen zu laſſen. Die göttliche Dichtkunſt, eine der neun jungfräulichen Schweſtern, verzichtete auf ihre Würde, wenn ſie ſich unter die Geſellſchaft gemeiner Triebe begeben, oder dem ſinnlich-thieriſchen Genuß dienen wollte. Der Va-

ter der erotiſchen Dichter überſchritt zuweilen dieſe heilige Schranken; aber was ſoll man von ſo vielen ſeiner Nachfolger ſagen, die ſie beinahe nie betraten, und die auf dieſelbe abgeſtumpfte Sinnlichkeit ihrer Leſer rechnen, auf die etwa die Grecoure, und Gonsalez de Salas, der Verfaſſer eines dickleibigten Kommentars über Petronius, gerechnet haben? In dem vollkommenen Freiſtaate der Künſtler ſollte man wenigſtens aus der goldnen Zeit der Kunſt in Griechenland das alte Polizeigeſetz zurückrufen, das den Thiermahlern verbietet, ſich unter die Bildner der Götterſtatuen zu miſchen. — Der lateiniſche Autor denkt von Virgils poetiſcher Ader größer, als der deutſche Ueberſetzer; dieſer urtheilt von ihm etwa wie Leſſing von Pope, und legt ſein Hauptverdienſt in die Kunſt einer durchaus reinen Verſifikation. Hier giebt er, gegen ſeine im dritten Jahrgange des rheiniſchen Archivs geäußerte Meinung, dem Mantuaniſchen Sänger das Prädikat des »Göttlichen«, und begeht eine Nothlüge, deren ſo manche und ſo oft die Ueberſetzerspflicht zu verantworten hat.

Der Dichter, der in der erſten Strophe ſeine Geringſchätzung irrdiſcher Macht ausdrückt, verläugnet in der zweiten ſein Verlangen nach Ehre nicht. Woher die Trennung dieſer beiden Triebe in der Seele des Dichters, da ſie ſonſt wie Zwillingsbrüder gewöhnlich beiſammen wohnen? Ich erkläre mir dieſe pſychologiſche Erſcheinung auf

folgende Art. Im freien Spiele der Empfindungen ſchaft ſich das dichteriſche produktive Vermögen eine eigne Welt. Der Glanz des Empyräums, in den ſich der Dichter verſetzt, ſchwächt den geborgten Schimmer der Macht noch mehr, als es das Licht einer ſelbſtſtändigen Philoſophie thut, die in dem Triebe nach Herrſchaft und Gewalt den ſtarken Zuſatz einer niederträchtigen Furcht vor perſönlicher Bedrückung bemerken will. Die Furcht, dieſe Eigenſchaft einer ſchwachen Seele, iſt dem großherzigen Gemüthe des Gottbegeiſterten fremde. Hingegen fodert er, im Selbſtgefühle ſeiner eigenen Größe, die Ehre und unſterblichen Ruhm nicht als Bedürfniß, ſondern als ſein Recht. Der Schöpfer eines Werkes, das über alle Zeitbedingung das unwandelbare Ideal eines für alle Zeit geſetzlichen Geſchmackes darſtellt, verdient gleiche Unſterblichkeit ſeines Namens. Das Künſtlergenie giebt zwar einen Abdruck ſeiner Gefühle mit allen Beſtimmungen ſeiner originellen Individualität; aber wunderbarer Weiſe hat dieſe Eigenheit der Empfindung eine geſetzliche Allgemeinheit, die ſonſt nur ein Vorzug des Gedankens iſt; das iſt, ſie iſt für andere nicht nur meiſterhaft, ſondern auch muſterhaft. Hat das poetiſche Genie zugleich das philoſophiſche Talent des deutlichen Erkenntniſſes, wie es Horaz hatte, ſo blickt es in ſeine eigne Tiefe, und das Selbſtgefühl einer für alle Zeit und alle Orte geſetzgebenden Originalität, dieſer angebornen Majeſtät im Reiche des Geſchmackes,

giebt ihm auch die Bürgſchaft eines unvergänglichen Namens.

Non ego .... obibo.
Me colchus et qui diſſimulat metum
Marsae cohortis decus, et ultimi
Noscent Geloni. Me peritus
Discet Iber, Rhodanique potor.

Horat. lib. III. ad 17.

Das Kraftgefühl in der Seele des genialiſchen Dichters unterſcheidet ſich auch hierin von dem des originellen Philoſophen. Die Dichtkunſt tritt in ihre Blüthe, in der Epoche, wo eine Nation ihr Jünglingsalter, oder die wiederkehrende Periode ihre Verjüngung beginnt. Die wieder erfriſchte Zeugungskraft der geiſtigen Natur geſtaltet eine neue Welt, neue, muſterhafte Formen; was ſpäter erſcheint, iſt gemeiniglich nur Abdruck dieſer Formen, der immer flächer und matter wird, oder den noch ſchlimmeren Fehler der Verſchrobenheit offenbart. Das Dichtergenie iſt wegen dieſer künftigen Verſchlimmerung des Geſchmackes um ſeinen Ruhm unbeſorgt; es trägt in ſeiner Seele, und geſtaltet in reiner Form eine zeitloſe Wirklichkeit. Wenn indeſſen das Gefühl der Originalität der Empfindungsweiſe der Stolz des Dichters iſt, ſo legt eben die Originalität der Denkart in das Gemüth des wirklichen Philoſophen den Grund der Demuth und des Mißtrauens. Die eine, ewige und unwandelbare Wahr-

heit iſt ſein Ziel. Die Erfahrung, daß ſo viele ſeiner Vorfahren eine Wolke für dieſe unſterbliche Gottheit umarmten, muß ihm die Dünſte, unter denen er in dem dunklen Schacht ſeiner Nachforſchung wandelt, ſehr verdächtig machen; er iſt ſich in der Tiefe der Unſicherheit ſeiner Tritte ſehr wohl bewußt. Der gemeine Menſchenſinn, den zu berichtigen, er den offenen Geſichtskreis verließ, dient ihm nicht mehr zum Leitſtern; und doch iſt die Wahrheit, die er ſucht, Gemeingut im allerausgedehnteſten Sinne des Wortes. Die Entdeckungen des Mathematikers bringen eine gewiſſere Belohnung. Dieſer iſt ſich der Wahrheit und des bleibenden Werthes ſeiner neuen Entdeckung durch reine Anſchauung, folglich, wie der Dichter, unmittelbar gewiß. Die Hekatombe, der Pythagoras die Erfindung des nach ihm benannten Lehrſatzes würdig hielt, konnte er auch als ein Dankopfer wegen der Befeſtigung eines Ruhmes anſehen, den ihm weder praktiſche Weisheit, noch ſeine ſo originellen Meinungen im Gebiete der ſpekulativen Philoſophie ſichern konnten.

Der Ueberſetzer hat den lateiniſchen Ausdruck: furor poëticus, ſehr paſſend durch »Apollo's Weihe» gegeben. Die Dichterreligion und das Wort aus der alten klaſſiſchen Sprache erinnert nicht an die gehäſſigen Nebenvorſtellungen, welche die Geſchichte der neuern Literatur mit der »poetiſchen Wuth» ſo vieler Reimeſchmiede und Verſemacher zu verbinden veranlaßt. Der mythiſche Sinn des lateiniſchen

Digitized by Google

Ausdruckes bezieht ſich einzig auf den geiſtigen Bildungs-trieb, der wie jede organiſche Naturkraft, des weiſen lei-tenden Geſetzes unbewußt, ein belebtes Ganze hervor-bringt, wie es die ihrer Geſetze bewußte Vernunft, un-geachtet dieſer Kenntniß, nicht hervorzubringen vermag.

In der dritten Strophe ſtellt ſich der Sänger einem gewaltthätigen Menſchen entgegen, der von ihm die Ge-genſtände ſeiner Glückſeligkeit, als Preis des Lebens, fodert. Er trennt ſich vom Weine ohne Widerſpruch, von der Liebe mit verwundetem Herzen, aber um keinen Preis von der Dichtkunſt. Die Zumuthung des Tyrannen, die heilige Leyer zu zerbrechen und wegzuwerfen, ſteigert ſeinen Trotz. Der Schmerz verſtummt im Todeskampf, und die Accente des Geſanges miſchen ſich in den letzten Seufzer, mit dem er ſein Leben aushaucht. Das »ich werde ſterben« iſt eine Verbeſſerung mit Feinheit angebracht. Das durch die Drohung gereizte Gemüth verwirklicht die ungewiſſe Zu-kunft, und thut im Geiſte, was es zu thun willens iſt. Das iſt eine Art verbeſſernder Ueberſetzung, die Menage une belle infidèle nennt; dagegen liegt im lateiniſchen »exspirarem« eine Zartheit und ein freundliches Bild, die in dem proſaiſchen Ausdrucke »ſterben« ganz vermißt werden.

III.

Allgemeine Ueberſicht der Fahrzeuge, welche zur Schifffahrt auf dem Rheine angewendet werden.

Bei den Fahrzeugen, welche zur Schifffahrt auf dem Rheine dienen, muß man diejenigen unterſcheiden,

1) welche hauptſächlich für die Fahrten auf dem Rheine beſtimmt ſind, und

2) diejenigen, welche meiſt auf den Nebenſtrömen gebraucht werden.

Die Fahrzeuge, welche zur Schifffahrt auf dem Rheine dienen, müſſen in ihrer Bauart ſolider und ſtärker ſeyn, als die, deren man ſich auf den Nebenſtrömen bedient.

Der Bau und die übrige Beſchaffenheit der Rheinſchiffe richtet ſich größtentheils nach den Diſtanzen, wo dieſelben zum Transport der Güter gebraucht werden; anders ſind dieſelben daher auf dem Oberrhein und anders auf dem Unterrhein. Diejenigen, deren man ſich auf dem Mittelrheine bedient, kommen jenen vom Oberrheine

Digitized by Google

ziemlich nahe; doch ſind ſie meiſt etwas ſtärker in ihrer Ladungsfähigkeit. Viele von den oberrheiniſchen Schiffen werden auf der Kinzig, der Murg und dem Neckar gebaut. Auf dem Mittelrheine hingegen erſcheinen mehrere Fahrzeuge, die im Main, auf der Moſel und auf der Sieg, oder Agger ihren Bau erhalten haben.

Von den unterrheiniſchen Schiffen werden viele in den Häfen der Ruhr, der Lippe und in Holland gebaut.

Ein Schiff, welches auf der Moſel erbaut wird, iſt weit theurer, aber auch viel dauerhafter, und kann vielleicht der Zeit nach um ein Drittel und ſelbſt auch um die Hälfte länger dauern, als ein Fahrzeug, welches in den Häfen des Mains erbaut worden iſt.

Wenn ein Schiff zu 3000 Zentner Ladungsfähigkeit, ohne Geſchirr, auf dem Main 2200 bis 2500 fl. koſtet, ſo kann es auf der Moſel nicht unter 3000 bis 3400 fl. geſtellt werden.

Eben ſo werden die kleinern Fahrzeuge, deren man ſich auf dem Rheine bedient, am beſten auf der Sieg oder Agger, auf der Moſel und in den Häfen der Lippe gebaut.

Bekanntlich iſt das Holz, welches auf ſehr gutem Boden wächſt, nicht ſo dauerhaft, als dasjenige, was im Gebirge, oder auf ſteinigtem Boden ſein Wachsthum erhält; das erſtere iſt viel poröſer, es zieht daher viel mehr Waſſer an, und iſt folglich der Fäulniß viel mehr ausgeſetzt;

Digitized by Google

eben daher rührt es auch, daß die von Mainholz gebauten Schiffe nicht ſo lange dauern, als die übrigen.

In den erſten 4 oder 5 Jahren ſind gewöhnlich nur ſehr geringe Reparaturen an einem Schiffe zu machen; aber im 6ten Jahr fängt es an, ſchon mancher Ausbeſſerungen zu bedürfen; im 8ten, 9ten, oder längſtens im 10ten verlangt es meiſtens einen Unterbau, der ſehr beträchtliche Koſten verurſacht, und alsdann kann es bis ungefähr ins 15te oder 16te Jahr halten. Nach dem 18ten Jahr iſt ein ober- oder mittelrheiniſches Schiff, das auf dem Main gebaut worden iſt, meiſt zum Waaren-Transport wenig mehr tauglich.

Vormals hatte man zur Herſtellung eines Schiffes von 3000 Zentner Ladungsfähigkeit nebſt Geſchirr ungefähr 3000 fl. nöthig; nachmals ſtieg dieſer Preis auf 4000 fl.; jetzt läßt ſich ein Schiff von 3600 Zentner kaum für 5000 fl. herſtellen.

Von den Schiffen, deren man ſich auf dem Oberrhein bedient.

Aus den Gewäſſern der Schweiz herab kommen Fahrzeuge, die blos von Tannenholz erbaut und einzig mit hölzernen Pflöcken, ſtatt mit Nägeln zuſammen gefügt ſind; ſtatt Ruder werden dieſelben mit Streichen gelenkt. Ihre gewöhnliche Ladungsfähigkeit iſt von 400, 500 bis auf 800

Digitized by Google

Zentner; ſehr wenige von ihnen ſind ſo gebaut, daß dieſelben 1000 Zentner tragen könnten. Man nennt dieſe Fahrzeuge Lauertannen, und fährt mit denſelben gewöhnlich bis nach Mainz, zuweilen aber auch bis nach Holland. Sie dienen blos zur Thalfahrt, und würden nur mit vieler Gefahr zur Bergfahrt angewendet werden können, da ſie in ihrem Bau zu ſchwach ſind.

In der Diſtanz von Baſel herab bis nach Neuburg kennt man folgende Fahrzeuge.

1) Waydlinge, oder Maydlinge, welches kleine Nachen ſind, die aus der obern Markgrafſchaft Baden kommen, und blos 80 bis 100 Zentner tragen können; ſie dienen meiſt zu dem wechſelſeitigen Verkehr der Häfen, die zwiſchen Baſel und Straßburg liegen; doch fährt man auch mit denſelben herab bis nach Germersheim und Mannheim.

2) Schnieken, welches ſpitzgeformte Schiffe von Eichenholz ſind, welche die Straßburger häufig als Nebenſchiffe führen; ſie tragen gewöhnlich 300, 400 bis 800 und 1000 Zentner.

3) Illernachen, die nach Form der Schnieken gebaut ſind, und blos 200 bis 300 Zentner tragen.

4) Die größern Straßburger Schiffe, welche zum Transport der Handelswaaren nach Frankfurt und Mainz gebraucht werden, haben meiſt 2000 bis 3000 Zentner Ladungsfähigkeit. Man bedient ſich übrigens der

Digitized by Google

vorgemeldeten Schnieken zum Lichten, da bei der Bergfahrt von Schröck bis Straßburg hinauf nicht wohl mehr als 1000 bis 1200 Zentner Waaren auf einem Schiffsboden transportirt werden können.

In der Gegend von Mannheim findet man folgende Gattungen von Fahrzeugen:

1) Waidnachen, die 10, 20 bis 30 Zentner tragen können.

2) Ankernachen, von 50, 80 bis 90 Zentner Ladungsfähigkeit.

3) Sprengnachen, welche zwiſchen 150 und 250 Zentner tragen.

4) Steif- oder Holznachen zu 300 bis 500 Zentner, wovon die größeren ſchon meiſt holländiſche Ruder haben.

5) Die gewöhnliche Rheinſchiffe bei Mannheim haben 1500 bis 3000 Zentner Ladungsfähigkeit.

Von den Fahrzeugen, die aus dem Neckar kommen, und den Rhein befahren, ſind folgende bekannt:

1) Große Himpelnächen von 900 bis 1100 Zentner Ladungsfähigkeit.

2) Kleine Himpelnächen von 260 bis 500 Zentner.

3) Neckar-Steinachernächen von 200 bis 250 Zentner.

Dieſe Neckar-Fahrzeuge haben eben ſo wie die Main-Schiffe eine ihnen beſonders eigene Conſtruktion.

Digitized by Google

Bei den **Frankenſchiffen**, die aus dem Main kommen, unterſcheidet man diejenigen:

Die blos zum Transporte des Holzes dienen, deren es zweierlei Gattungen giebt, als:

a) **Schellige** von 300 bis 400 Zentner;

b) **Ruderſchellige** von 800 bis 1200 Zentner.

Die, welche zum Gütertransport gebraucht werden, wovon man folgende kennt:

a) **Himpelnächen** von 150 bis 400 Zentner;

b) **Doppelnächen** von 500 bis 600 Zentner;

c) die größern Güterſchiffe auf dem Main haben 1500 bis 1800 Zentner Ladungsfähigkeit.

Benennung derjenigen Schiffe, die auf dem Mittelrheine gebraucht werden.

Die Fahrzeuge, deren man ſich auf dem Mittelrheine bedient, haben viel ähnliches in ihrem Bau mit denen vom Oberrhein.

Die größern mittelrheiniſchen Schiffe haben meiſt 2000 bis 3000 und ſelbſt 4000 Zentner Ladungsfähigkeit. Statt der bloßen **Verdecke** findet man hier ſchon kleine Zimmer und Arten von Cajüten, welche zur Wohnung der Schiffer dienen.

Die größern Schiffe des Mittelrheins unterſcheiden ſich von den kleinern beſonders auch dadurch, daß ſie kleine Be-

Digitized by Google

ſamsmäſte haben, und darin den niederrheiniſchen Schif-ſen nachahmen.

Die zweite Gattung der mittelrheiniſchen Schiffe, die zum Gütertransport und zuweilen auch zum Lichten gebraucht werden, haben 1200 bis 1600 Zentner Ladungsfähigkeit.

Eine dritte Gattung von Schiffen auf dem Mittelrhein ſind die Jagden, welche vorzüglich zum Transport der Reiſenden bequem eingerichtet ſind, und zwiſchen 200 bis 260 Zentner Ladungsfähigkeit haben.

Sonſt giebt es ferner noch die ſogenannten Ankernachen von 130 bis 200 Zentner Ladungsfähigkeit. In der Diſtanz zwiſchen Mainz und Bingen fahren auch mehrere Fahrzeuge, die aus dem Neckar und Main kommen, und deren Benennung bereits oben iſt angezeigt worden.

Außer den kleinen Nachen von 50 bis 100 Zentner Ladungsfähigkeit, giebt es auch ſogenannte Dreiberd, die nur von drei Brettern zuſammengeſetzt ſind, und meiſt zum Fiſchen dienen.

Außerdem hat man auch noch ſogenannte Flieger von 50 bis 80 Zentner, desgleichen Rennnächen zum Beifahren der Güter von 300 bis 400 Zentner.

In der Diſtanz zwiſchen Caub und Coblenz findet man viele ſogenannte Lahnernächen, welche aus der Lahn kommen, und 300 bis 550 Zentner Ladung einnehmen können. In ihrem Bau ſind ſie vorn und hinten zugeſpitzt, haben eine Höhe von 3 bis 4 Bord, und werden mittelſt

eines ſogenannten Lappen geſteuert, der in der Spitze des Nachens liegt; da ſie aber nicht die gehörige Höhe haben, ſo ſind ſie auf dem Rheine, beſonders bei ſtarkem Wind und Sturm, nicht gut zu gebrauchen.

Unterhalb Coblenz finden ſich viele Moſelſchiffe auf dem Rheine, von denen man folgende unterſcheidet:

1) Die Bohr- und Hucknachen von 150 bis 300 Zentner Ladungsfähigkeit, welche gewöhnlich 3 Bord Höhe haben, und deren Streichen in einer eiſernen Furke liegen.

2) Die Kaine von 700 bis 1400 Zentner, welche kleine Ruder haben, die man Werner nennt.

3) Trauberte von 900 bis 1800 Zentner Ladungsfähigkeit, die den Rheinſchiffen in der Länge und Weite gleich kommen; nur iſt ein Unterſchied in der Höhe, da ſie um einige Borde niedriger ſind.

4) Die gewöhnlichen Moſelſchiffe, welche zum Gütertransport dienen, haben 800 bis 1000 auch 1400 Zentner Ladungsfähigkeit.

Von den Schiffen auf dem Unterrhein.

1) Zwiſchen Cölln und Düſſeldorf, und von da bis zur Ruhr ſind folgende Fahrzeuge bekannt:

Achen von 120 bis 300 Zentner;

Rennachen von 300 bis 400 Zentner;

Weyachen von 700 bis 1200 auch 1500 Zentner;

Digitized by Google

Kohlachen von 1500 bis 3000 Zentner;

Bönner oder Bünder von 1800 bis 3000 Zentner;

Kleine Bünder von 800 bis 1200 Zentner.

In Rückſicht der Kohlſchiffe und Kohlnächen, die von Ruhrort, Mühlheim an der Ruhr, Homberg und Orſoy die Steinkohlen und das Geriß verfahren, iſt zu bemerken, daß ſie ſo ſtark geladen werden, daß ſie außer dem Windbord kaum einige Zolle Gebörd behalten.

2) Die übrigen Fahrzeuge, welche auf dem Unterrhein bekannt ſind, haben folgende Benennungen:

Boote von 700 bis 1500 Zentner Ladungsfähigkeit;

Kleine Boote von 300 bis 400 Zentner;

Schnieken von 500 bis 600 Zentner;

Damloper von 700 Zentner;

Prahmen, die aus der Lippe kommen, vorn und hinten ſtumpf ſind und die Geſtalt einer Schaluppe mit kleinen Rudern haben; ihre Höhe iſt 4 bis 5 Bord und ihre Ladungsfähigkeit 600 bis 800 Zentner;

Lippachen von ohngefähr 800 Zentner;

Kleine Ruhr- Kohl- und Spadnachen, die von 2 Bord Höhe, hinten und vorn ſpitzig ſind, und 800 bis 1200 Zentner Ladungsfähigkeit haben;

Kleine Nachen, die zu Nebentransporten nach Mühlheim, Hittorf und Düſſeldorf gebraucht werden, von 200 bis 500 Zentner.

Digitized by Google

3) Diejenigen Schiffe, welche zum eigentlichen Güter- transport zwiſchen Cölln und den holländiſchen Häfen ge- braucht werden, ſind folgende:

Die ſogenannten Holländer von 3000 bis 10,000 Zentner Ladungsfähigkeit. Dieſer großen Holländer- ſchiffe rechnet man etliche 50; man unterſcheidet von ihnen diejenigen, welche

a) nach Amſterdam und Utrecht, und jene, welche

b) nach Dortzecht und Rotterdam fahren. Die erſten ſind etwas ſchmäler, und dürfen we- gen den Schleußen in den Kanälen nur höch- ſtens 20 Fuß Breite haben.

Lichter von 2000 bis 4000 Zentner Ladungsfähigkeit, die bei kleinem Waſſer zum Lichten an dem Caſſel- berg und an andern Stellen des Unterrheins ge- braucht werden.

Die Beurtſchiffe, welche zwiſchen Düſſeldorf, Duis- burg, Weſel und Emmerich regelmäßig die Fahrten nach den holländiſchen Häfen machen, ſind von 1500 bis 3000 Zent- ner Ladungsfähigkeit, und haben meiſt dieſelbe Konſtruktion, wie die Lichter, deren vorhin gedacht worden iſt.

Digitized by Google

Von den Ladungen und Fahrten, welche mit vorſtehenden Fahrzeugen auf dem Rhein gemacht werden.

Um mit Sicherheit die Transporte der Waaren auf dem Rhein zu bewirken, ſind für folgende Diſtanzen blos ſolche Fahrzeuge anzuwenden, welche die hier zunächſt angezeigte Ladungsfähigkeit nicht überſteigen:

Für die Diſtanz zwiſchen Baſel und Straßburg ſollten keine größere Fahrzeuge angewendet werden dürfen, als ſolche, die höchſtens 1200 bis 1500 Zentner tragen.

Für die Strecke zwiſchen Straßburg und Schröck könnten ſolche gebraucht werden, deren Ladungsfähigkeit auf 1500 bis 2000 Zentner ſteigt.

Für die Diſtanz zwiſchen Schröck und Mainz kann man ſich ſchon der Schiffe von 2500 bis 3000 Zentner bedienen.

Zwiſchen Mainz und Cölln ſind Schiffe von 3000 bis 4000 Zentner anzuwenden.

Von Cölln endlich bis nach Holland kann man ſich der größten Rheinſchiffe von 6000 bis 10,000 Zentner Ladungsfähigkeit bedienen.

Da jeder Schiffer verbunden iſt, alle diejenige Waaren in ſein Schiff aufzunehmen, die ihm zur Ladung angeboten werden, ſo kann es ſich zuweilen treffen, daß der vierte, oder auch ſelbſt der dritte Theil der ihnen dargebotenen

Digitized by Google

Collis ſogenannte Sprautgüter ſind, deren Gewicht folglich nicht im Verhältniß mit ihrem Umfang ſteht. Es ſcheint daher billig, daß bei der Befrachtung der Schiffe der Grundſatz feſtgeſetzt werde, daß von jedem Fahrzeuge nicht mehr als drei Viertheile von ſeiner Ladungsfähigkeit in Ladung geſetzt werden könne. Nach dieſem Grundſatze ſowohl, als auch um nicht die Sicherheit der Kaufmannsgüter zu kompromittiren, würde es am zweckmäßigſten ſeyn, für die vorgemerkten Diſtanzen auf einem und demſelben Schiffsboten nur folgende Ladungen zu geſtatten:

Für die von Baſel bis Straßburg 1000 Zentner;
von Straßburg bis Schröck 1200 bis 1500 Zentner;
von Schröck bis Mainz 2000 Zentner;
von Mainz bis Cölln 2200 bis 2500 Zentner;
von Cölln bis nach Holland 5000 oder auch 6000 Ztnr.

Bekanntlich kann ein Schiff fahren, wenn es nur einige Zoll Waſſer unter ſich hat; jedoch iſt dieſes nur alsdann möglich, wenn daſſelbe zu Berg gezogen wird; denn wenn es zu Thal geht, ſo muß es zur mehreren Sicherheit wenigſtens 5 bis 6 Zoll Waſſer unter ſich haben.

Um ſich keinem Unglück auszuſetzen, muß jeder Schiffer die genaue Kenntniß davon haben, wie tief derſelbe ſein Schiff laden kann; auch muß dieſe Einſenkung genau mit der Maſſe des Waſſers in Verhältniß ſtehen, welche derſelbe zu beſchiffen gedenkt. Es iſt daher ſehr nöthig, zu wiſſen, welche leere Tiefe ein jedes Fahrzeug hat, und bis zu

Digitized by Google

welcher Einſenkung daſſelbe zu dem vorhabenden Transport geladen werden kann.

In Rückſicht des Ladens der Fahrzeuge ſelbſt iſt zu bemerken: daß es zur Sicherheit der guten Transporte ſowohl, als auch zur Schonung der Fahrzeuge höchſt nöthig iſt, daß die zu ladenden Gegenſtände nach ihrer Schwere auf jedem Schiffe ſo vertheilt werden, daß daſſelbe auf allen Stellen gleich trage. Daher iſt jeder Zwiſchenraum in einem geladenen Fahrzeuge, es ſey in der Breite, oder in der Länge, dem Schiffe ſehr ſchädlich, und kann bei unvorhergeſehenen Zufällen auf der Fahrt von den widrigſten Folgen ſeyn.

Zuweilen wagen es eigennützige und betrügeriſche Schiffer, die Güter auf ihren Fahrzeugen mit Fleiß ungleich zu vertheilen, damit bei den Verifikationen nach der Aiche ungleiche, und für das Trügeriſche ihrer Deklarationen günſtige Reſultate herauskommen ſollen. Die Fahrzeuge ſinken dann in der That an den Punkten, wo die Aiche aufgenommen wird, weniger ein; allein es geſchieht immer zum höchſten Nachtheil des Fahrzeuges ſelbſt, daß man demſelben eine Art von ſchräger Richtung zu geben ſucht, und ein ſolches gleichſam gemißbrauchtes Schiff erfodert weit mehr Reparaturen, als ein anderes, das nicht ſo aus ſeinen Fugen gezwängt worden iſt.

Uebrigens iſt von der jetzigen Verwaltung der Rheinſchifffahrt die Vorſehung getroffen worden, daß der Schiffer in keinem Falle mehr, irgend ein Faß oder ſonſtiges Collis

öffnen darf, um die darin befindlichen Gegenſtände zu ſogenanntem Stauchgut zu gebrauchen, und ſo die Lücken ſeiner Ladung damit auszufüllen, da dieſes zu ſehr großen Mißbräuchen Anlaß gegeben hat, und dem Intereſſe des Handelſtandes ſehr nachtheilig geweſen iſt.

Beſondere Bemerkungen über die oberländiſchen Fahrzeuge.

Die oberländiſchen größern Schiffe gehen gewöhnlich 16, 20 bis 26 Zoll tief, wenn ſie leer ſind; ihre Breite iſt oft 12 bis 16 Schuhe und ihre Länge 80 bis 90 Fuß.

Zur genauen Ueberſicht kann man folgendes von den oberrheiniſchen Fahrzeugen bemerken:

1) Die Lauertannen ſind gewöhnlich 50—60 Fuß lang und 6 bis 12 breit.

2) Die Iller-Nachen ſind meiſt 60 Fuß lang und 8 bis 10 breit.

3) Die großen Schiffe ſind oft 80 bis 90 Fuß lang und 12 bis 16 breit.

Die leere Tiefe von dieſen letzteren iſt 40 bis 60 Centimeter oder ungefähr 2 Fuß.

Da die alten Schiffe mit der Zeit waſſerbrüchig werden, ſo dehnen ſie ſich in ihrer Breite bisweilen auf einen halben Fuß weiter aus; auch in ihrer Einſenkung vertiefen ſie ſich gleichſam von Jahr zu Jahr.

Digitized by Google

Schiffe von 1000 bis 1200 Zentner haben gewöhnlich eine leere Tiefe von 10 Zoll bis 1 Fuß; geladen gehen dieſelbe $3\frac{1}{4}$ bis $3\frac{1}{2}$ Fuß tief. Es verſteht ſich, daß immer die leere Tiefe eines Fahrzeugs mit dazu gerechnet wird, wenn man die Tiefe ſeiner Ladung angiebt.

Die Schiffe zu 3000 Zentner Ladungsfähigkeit, wenn dieſelbe 2000 Zentner geladen haben, zeigen meiſt eine Einſenkung zwiſchen 3 Fuß 10 Zoll und 4 Fuß 6 Zoll, je nachdem ſie nämlich alt ſind, oder einen weniger breiten Bau im Boden haben.

Bemerkung über die mittelrheiniſchen Fahrzeuge.

Da die mittelrheiniſchen Schiffe ſehr viel ähnliches mit den oberländiſchen haben, ſo haben dieſelben auch ungefähr dieſelben Dimenſionen und dieſelbe Einſenkung; doch ſind hier noch folgende beſondere Bemerkungen zu machen:

Digitized by Google

1) Ein Schiff von nachſtehender Ladungsfähigkeit hat gewöhnlich folgende

	Länge	Breite	Höhe	und Tiefe.
1) von 400 Zentner . .	30 Fuß.	10 Fuß.	$3^1/_2$ Fuß.	2 bis $2^1/_2$ Fuß, wenn es geladen iſt.
2) von 1000 bis 1500 Ztr.	60 —	14 —	4 —	ungefähr $3^1/_2$ Fuß, » » » »
3) von 2000 bis 2500 —	72 bis 80 —	10 im Boden 15 in der Mitte	4 bis 5 —	bei dieſen iſt die Tiefe beiläufig 4 Fuß und einige Zoll.

Man muß bemerken, daß bei kleinem Waſſer oft nur die Hälfte von dem geladen werden kann, was ſich bei mittlerm oder höherm Waſſer verſchiffen läßt.

Dieſe leztern Schiffe fahren mit einer Ladung von 1500 bis 2000 Zentner zu Berg mit 6 bis 8 Pferden.

Digitized by Google

2) Die Lahnſchiffe ſind meiſt ſehr gut gebaut, und legen ihre Fahrt von Marburg bis Coblenz in 5 bis 6 Tagen zurück; in ihrer Ladungsfähigkeit überſteigen ſie faſt nie 550 bis 600 Zentner, viele haben nur 400 Zentner Ladungsfähigkeit.

3) Die Moſelſchiffe ſind von folgender Ladungsfähigkeit:

	Länge,	Breite,	und haben in ihrer leeren Tiefe.
1) von 1000 bis 2200 Ztr.	72 bis 80 Fuß.	12 bis 15 Fuß.	25 bis 40 Centimetres, deren 29 ungefähr 1 Fuß ausmachen.
2) Kaine von 700 bis 1400 —	60 — 66 —	9 — 11 —	25 bis 35 Centimetres.
3) Bohr- und Hücknachen von 150 bis 300 Ztr.	42 — 48 —	7 — 8 —	20 — 30 » »
4) Trauberte von 900 bis 1800 Ztr.	70 — 90 —	10 — 12 —	30 — 40 » »

Von Metz bis nach Coblenz zu Thal können die Schiffe in 8 bis 10 Tagen kommen; zur Bergfahrt von Coblenz bis Metz ſind aber 16 bis 18 Tage erforderlich.

Aufwärts werden von den großen Moſeler Schiffen nur 1200 bis 1400 Zentner eingeladen, zu deren Fortbringung ſie ungefähr 6 bis 8 Pferde nöthig haben.

In Rückſicht der Beſchiffung der mittlern Diſtanz des Rheins ſelbſt iſt zu bemerken, daß

1) die gewöhnlichen Waſſerdiligencen, während dem Sommer, in 2 Tagen von Mainz nach Cölln und in 3 Tagen wiederum zurückfahren; in der ſpätern Jahrszeit aber haben ſie 2½ bis 3 Tage zur Thal- und 4 Tage zur Bergfahrt nöthig.

2) Die geladenen Fahrzeuge mit Kaufsmannsgütern fahren bei mittlerm Waſſer gewöhnlich in 4 Tagen zu Thal und in 6 Tagen zu Berg.

Beſondere Bemerkungen über die Schiffe des Unterrheins.

Ein großes holländiſches Schiff, wie ſie gewöhnlich nach Cölln kommen, iſt 120 bis 130 Fuß lang, hat 16 bis 18 Fuß Breite im Boden, und 20 bis 21 Fuß in der Mitte; ſeine Höhe beträgt meiſtens 10 Fuß, wovon bei deſſen Ladung zwiſchen 5 bis 6 Fuß im Waſſer gehen. Die gewöhnliche Einſenkung der leeren Tiefe bei dieſer Gattung von holländiſchen Fahrzeugen iſt 2 Fuß 3 bis 5 Zoll oder 65 bis 68 Centimetres, geladen geht es meiſt 6 Fuß tief. Wenn ein ſolches Schiff ſeine Ladung von Nymwegen aufwärts fährt, ſo hat es 15 bis 16 Pferde nöthig, im Fall der Wind zum Segeln nicht günſtig ſeyn ſollte.

Digitized by Google

Die Amſterdamer Schiffe, wenn ſie 6000 Zentner geladen haben, ſinken gewöhnlich 6¼ Fuß ein; die Rotterdamer hingegen bei derſelben Ladung von 6000 Zentner nur 5¾ Fuß, weil ſie etwas breiter als die erſtern ſind, da die größte Breite der Utrechter und Amſterdamer Schiffe wegen den Schleußen nicht 20 Fuß überſteigen darf.

Die ſogenannten Halbholländer, welche gewöhnlich den Rhein abwärts 3200, Rhein aufwärts aber 2400 Zentner laden, ſind im Boden 12 Fuß, in der Mitte aber 16 Fuß breit, und gehen 5 bis 6 Fuß tief.

Zur fernern Ueberſicht der leeren Tiefe der Fahrzeuge am Unterrhein mag folgendes dienen:

Digitized by Google

		Centimetre.
1) Große Holländer von	5000 bis 11,000 Ztr. Ladungsfähigk. haben eine leere Tiefe von	55 bis 80
2) Bönner » »	1800 — 3000 » » » » » » »	45 — 60
3) Lichter » »	2000 — 4000 » » » » » » »	35 — 50
4) Kohl- und Weyachen »	1500 — 3000 » » » » » » »	30 — 45
5) Kleine Ruhr- und Kohlachen »	800 — 1500 » » » » » » »	25 — 35
6) Prahmen »	600 — 800 » » » » » » »	50 — »
7) Kleine Nachen »	200 — 500 » » » » » » »	20 — 30

Was die Equipage dieser Fahrzeuge betrifft, so muß

ein Schiff von 500 Zentner . .	2 Mann am Bord haben.
eines von 1500 bis 2000 » . .	3 bis 4 » » » »
» » 3000 — 4000 » . .	5 » » » »
» » 6000 — 8000 » . .	6 bis 7 » » » »
» » 10,000 — » » . .	8 » » » »

Ein Schiffsknecht kann jährlich 60, 80 bis 120 fl. verdienen. Für eine Reiſe von Cölln nach Amſterdam oder Rotterdam bekommt derſelbe 30 bis 40 fl., ein Steuermann hingegen 75 bis 90 fl.

Von Emmerich bis nach den holländiſchen Häfen werden 15 bis 16 fl. bezahlt. Die Unterhaltung eines Schiffes mit 4 Knechten und einer Magd, mit Inbegriff der Nahrung und der Intereſſen des Kapitals, kommt jährlich auf 4000 fl. zu ſtehen; wenn alſo der Schiffer 5000 fl. verdient, ſo hat im Grunde derſelbe nicht mehr als 1000 fl. für ſein Riſico erworben.

Ein Schiff von 3000 bis 4000 Zentner Ladungsfähigkeit kommt auf 3400 fl. zu ſtehen, ohne das Geſchirr, welches ungefähr noch 1800 bis 2000 fl. koſtet. Ein großes holländiſches Schiff kann 20,000 bis 25,000 fl. koſten, ehe es vollkommen hergeſtellt wird.

Vormals konnte man ein Schiff von 120 Laſten oder 4800 Zentner für 1800 bis 2200 köllniſche Thaler herſtellen, alſo zu 2700 bis 3300 fl. Im Jahr 1808 mußte man ſchon 4200 bis 4400 köllniſche Thaler dafür bezahlen, welches ungefähr 6500 fl. ausmacht, ohne das Geſchirr, welches faſt eben ſo viel beträgt, ſo daß man immer rechnen kann, daß ein niederländiſcher Schiffer mit einem ſolchen Fahrzeug immer ein Kapital von 10,000 fl. auf dem Waſſer ſtehen hat.

Digitized by Google

Die größern holländiſchen Fahrzeuge von 6, 8 bis 10 und 11,000 Zentner Ladungsfähigkeit kommen 20, 25 bis 28,000 fl. mit ihrer ganzen Rüſtung zu ſtehen.

Ein ſolches Schiff kann ungefähr 18 bis 20 Jahre dauern, wenn es gut unterhalten wird; es iſt daher in ſelbigen ein Kapital, welches alle Jahr abnimmt, und wovon der Schiffer die hinreichenden Zinſen ziehen muß, damit derſelbe nach Umlauf jener Zeit ſich wiederum ein neues Fahrzeug anſchaffen kann.

Von den vorbemerkten Fahrzeugen finden ſich ungefähr
196 große und mittlere, ſo wie 220 kleine in den Häfen des Oberrheins,
228 » » » » » 269 » in jenen des Mittelrheins, und
236 » » » » » 145 » in denen des Unterrheins,
alſo zuſammen 1294 große und kleine Fahrzeuge, ohne diejenigen zu rechnen, die von den Nebenſtrömen den Rhein befahren, wovon in einem der nächſten Hefte umſtändlicher die Rede ſeyn wird.

Digitized by Google

IV.

Ueber den Steindruck der Elektrine Stunz in München.

(Fortſetzung.)

11.

Prometheus, von Pallas berathen, und unter ihrem Beiſtand, ſtielt Feuer vom Himmel, um ſein Thongebilde zu beleben.

Dieſes Blatt iſt ganz im Geiſte der Antike, und nur einfacher, daher auch anſprechender als die verſchiedenen Prometheus-Basreliefs, welche uns das Alterthum vermacht hat. Prometheus, ein kräftiger Mann voll geiſtreichen Ernſtes, hält mit der Rechten einen Span in den Sonnenwagen, der vierſpännig in ächtantiker Nachbildung über ihm vorüber rollt. Die Sonnenſcheibe ſtrahlt hinter dem Sonnengott in erhöhtem Weiß; die Räder des Wagens brennen in flammenden Speichen, und dahinein reicht Prometheus, der menſchenfreundliche Titane, um mit dem patriotiſchen Raube ſeinen

Thonmenſchen zu beleben, der hier fertig, in gewöhnlicher Menſchenhöhe und in einer Antinousſtellung dem Bildner und Seelenſpender zur Seite ſteht. Prometheus, in gigantesker Größe, legt die Linke weihend über das Haupt ſeiner Schöpfung, jetzt noch lebloſes Kunſtwerk, bald aber, vom Götterfunken belebt, ein Menſch. Pallas ſchwebt hinter Prometheus und leitet ſeine Hand in das himmliſche Flammenmeer. Da Prometheus das Bild belebte und nicht Pallas, ſo finde ich jenes antike Basreliefs ſehr ſonderbar, auf welchem Pallas über das Haupt des Erdgebildes einen Schmetterling (Symbol der Seele) ſetzt.

Die Scene iſt hier eine felſige Landſchaft, von den Sonnenſtrahlen golden übergoſſen. Zeichnung, Erfindung und Haltung ſind gleich ſchön.

12.

Pandora erhält von Jupiter die Büchſe der Erdenübel.

Hier ſieht man auf olympiſchen Wolkenſitzen den Verein jener Götter, welche dazu beigetragen hatten, ein mit allen Vollkommenheiten ausgeſteuertes Weib zu ſchaffen, und aus welchem Verein die reizende Pandora hervorgieng. Vulkan und Juno, beſonders erſterer, dürften wohl mangeln, weil beide in dieſer Handlung nicht mit eingeſchloſſen waren. Alle Götter ſind ſchön gruppirt, gut gezeichnet, und ſehr

zart behandelt. Das Ganze iſt durch ſanfte Umriſſe, durch ſchöne Formen, durch eine zauberiſche Verſchmelzung ein lachender Dichtertraum; reizender als alle vorhergehenden Blätter, und ein Beweis, welcher Zärte die Steindruckerei fähig iſt. Umrißſtriche ſieht man keine; alle Formen löſen ſich indeſſen klar und deutlich vom Grunde los, und Licht und Schatten bilden die vollkommenſten Abrundungen, ohne daß man durch die widrigen, unmaleriſchen Striche im Flug der Täuſchung geſtört iſt.

13.

Veſtalenopfer im Tempel.

Das Innere des Tempels der Veſta. Die Göttin ſelbſt über einem reichen Altar, davor ein zierlicher Dreifuß mit loderndem Opferfeuer, tiefer unten eine Urne mit heiligem Feuer. Rechts im Vorgrunde in kräftiger Schattenhaltung ein Kandelaber, auf welchem ſich die dampfumgebene helle Flamme maleriſch ausnimmt. Die Oberprieſterin der Göttin, in prächtigem Opferkleide, ſteht vor dem Dreifuß auf der Altarſtufe im Begriff, ein Opfergefäß zu öffnen, das ihr ein vielleicht zehnjähriges Mädchen vorhält. Junge Mädchen vom erſten und zweiten Alter, zuſammen acht, tragen Rauchgefäße, Fruchtkörbe und Blumengewinde. Die Wirkung des Ganzen iſt gut, vielleicht aber die Anordnung etwas verwirrt; die ſprechende Einheit, die konzentrirte Auf-

merkſamkeit fehlt, beſonders in den Körperſtellungen, welche nach allen Seiten gedreht ſind. Auch ſind hier die harten Umrißſtriche wieder ſehr ſichtbar, ſo daß dieſes Blatt ſehr zu ſeinem Nachtheile von dem vorhergehenden verſchieden iſt.

Noch erlaube ich mir die Bemerkung, daß dieſer Gegenſtand des artiſtiſchen Vortrags allerdings dankbar iſt, daß er aber hier den hiſtoriſchen Gang der Mythenlehre unterbricht und plötzlich in den römiſchen Kultus einführt, welcher mehr einen Theil der Geſchichte des Alterthums ausmacht, und nicht als ein mythologiſches Datum angeſehen werden kann.

14.

Das goldne Alter.

Das Bild der kindlichen Unſchuld, der reinen, menſchlichen Lebensfreude und des lachenden Erdenglücks kann nicht beſſer geſchildert werden als hier. Die Sonne ſtrahlt durch eine flache Landſchaft von einem ſilbernen Bächlein durchrieſelt, das vorn einen Teich bildet, auf deſſen rechtem Ufer Aſträa, das Emblem der natürlichen Billigkeit, des inſtinktartigen Gefühls für Recht und Unrecht, blumenbekränzt und mit dem Horne des Ueberfluſſes in der Stellung heiterer Ruhe daſitzt. Glückliche Kinder umſpielen ſie, und greifen nach ihren Spenden. In der Mitte haben ſich zwei Kinder

im reinen Waſſer gebadet; jetzt ſpielen ſie am Ufer mit Täubchen, dem Bild ihrer Seele. Vorn links liegt ein alter Mann im Schlafe. Seine Tochter ſetzt ihm lächelnd einen Blumenkranz auf, indem ſie auf ihren Geliebten hinblickt, der auf der Flöte bläſt; die beiden Kinder vor ihnen, als Enkel des Alten betrachtet, vollenden das Bild häuslichen Glückes. Die Behandlung entſpricht der Erfindung; ſie iſt ſanft und lieblich, ohne Härte der Kontourſtriche.

15.

Das ſilberne Alter.

Die Fortſetzung der ovidiſchen Dichtung. Die Menſchen bleiben nicht immer im Stande der Unſchuld und kindlicher Unbefangenheit. Böſer That zum Schaden des andern folgte böſes Bewußtſeyn. Die Klugheit erſtand und ihre Töchter folgten bald, Verſtellung und Argliſt. Die Wahrheit ward verdrängt, die Schwäche gedemüthigt; die Stärke wurde ein Recht; das Gottähnliche ſank in Gemeinheit. Da entfloh Aſträa von der entwürdigten Erde weg, und Mutter Tellus verſchloß dem undankbaren Geſchlechte ihren ernährenden Schooß. Die Menſchheit darbte. Da traten Erfindungen der Noth an den Tag: die Kunſt, das Eiſen zu ſchmelzen und zu Werkzeugen des Ackerbaues zu gebrauchen. Die Senſe entſtand, die Hacke, die Spate, end-

Digitized by Google

lich der Pflug; und was die Erde nicht gutwillig gab, entriß ihr der Troß des menſchlichen Scharfſinns und Witzes.

Hier erblicken wir Saturn, wie er dem Janus, dem alten Könige von Latium, der ſein glückliches Reich mit ihm getheilt hatte, den Pflug übergiebt. Eine Familie von Landleuten tritt mit Früchten und Blumen herbei, den guten, wohlthätigen Lehrern des Feldbaues ein herzliches Dankopfer zu bringen. Vor Saturn liegen mehrere Feldgeräthe. Janus und Saturn ſind gute Karakterköpfe. Saturn iſt hier beſonders ſchön, verſtändig drappirt, und hier iſt ſeine Senſe, aber auch hier nur allein, an rechter Stelle, als Werkzeug der Erndte. Nur die Harpe, womit er ſeinen Vater entmannte, ſollte vor dieſer Scene an ihm ſichtbar ſeyn, und dieſe eigentlich nur da, wo von dieſer ſeiner Uebelthat die Rede iſt.

Die Bauerngruppe iſt lächelnd rührend. Der Familienvater bringt an der Spitze ſeiner Familie das Opfer kniend dar. Dann folgt eine ſchöne junge Bäuerin mit ihrem Säuglinge, ein Blumengewinde tragend; ihr zur Linken die jüngere, ledige Schweſter, auch Blumenkränze an ihr Herz preſſend; ein liebes Geſichtchen. Hinter dieſer ein junger Schäfer, auf ihn angelehnt ſeine Geliebte, ihre Opfer in der Schürze. Noch zwei Kinder mit ihren Dankgaben, worunter jenes mit dem Körbchen ein allerliebſtes iſt. Das Ganze iſt von der glücklichſten Haltung, ganz Naturgemälde, wo keine Härte des Umriſſes an Griffel oder Feder mahnt.

16.

Das eiſerne Alter.

Janus, Saturn, Triptolem, und andere Wohlthäter des Menſchengeſchlechts durch nützliche Erfindungen des Feldbaues, und durch weiſe Vorſchriften des geſelligen, friedlichen Bürgerlebens waren jetzt der Erde entſchwunden; Aſträa nahm ihren Platz am Sternenhimmel ein, und die Erde hatte weder Verehrer noch Schützer. Da verſanken die Menſchen, von Selbſtſucht geleitet und von nimmerſatten Wünſchen gepeinigt, in die Laſter der Herrſchſucht, des Geizes und der Wohlluſt; von keiner Gewalt gebunden, von keinen Geſetzen gezähmt, überließen ſie ſich dem wilden Drang ihrer Leidenſchaften. Der Einzelmenſch und ſein Eigenthum hatten keinen Schutz mehr, die Sicherheit lag in der Stärke und in der Gewandheit des Laſters. Zäune, Schlöſſer und Riegel wurden erfunden; Liſt erſetzte Gewalt; Bündniſſe der Schwachen wehrten ſich gegen den feindlichen Andrang der rohen Stärke. So entſtanden Bundeshäupter, Heerführer, Fürſten; ſo vererbte ſich anvertraute Gewalt und wurde ein Recht. So aber auch gieng allmählig des Menſchen Naturſtand mit der Freiheit ſeines Willens verloren an Konvenienzverhältniſſen, und es entſtanden neue Rechte, neue Pflichten zwiſchen Gewalt und Schwäche, wie ſie vorher zwiſchen der Wohlthat geiſtiger Ueberlegenheit und dem dankbaren Vertrauen beſtanden hatten. Herrſchaft, Knechtſchaft wurden

Stände; und auf Feigheit und willenloſe Furcht baute die Anmaßung der Gewalt ihren ehernen Thron. Jetzt war der Menſch nicht mehr die Krone der Schöpfung und ihr Zweck der Verherrlichung, ſondern das Mittel fremder Abſicht, das Werkzeug erſchlichener oder ertrotzter Gewalt. Und welch ein Werkzeug? — Trotzige Heerführer traten auf mit verheerender Eroberungsſucht und bauten ihre Siegsobelisken über Berge von Menſchentrümmer. Menſchenblut floß wie Waſſer, und die Erde beweinte die entarteten Kinder.

Hier ſitzt das perſonifizirte Fauſtrecht im Vorgrund auf einem Feldſeſſel, von dem wir gerne das weiche Polſter wegwünſchten. Seine Kaske iſt ein Wolfskopf (das finſterblutige, ſchielende Stärkerecht mit dem Gähehunger der Leidenſchaften) ſeine Rechte ruht auf dem Schwerdt, an der Linken hängt der Schild. Er ſitzt da auf einem Hügel voll Waffenſtücke und blickt ſtarr hinaus in ſein Reich, in das Reich der Zerſtörung. Die Kriegswuth ſchwingt die tödtenden Waffen; Reuter und Fußgänger durchraſen die brüllende Schlacht und jagen einander unter die Schatten des Todes.

Aſträa, mit geleertem Füllhorne, wirft den ſcheuen Blick von ihrer Höhe herab; über ihr hin wölbt ſich ein Stück des Wendekreiſes, in welchem ſie ihren Sitz hat. Eine wüſte Gegend, kahle Felſenhäupter, gute Haltung und die gelbröthliche Eiſenockertinte vollenden das Ganze zu einer würdigen Erzeugniß der Kunſt.

17.

Deukaleon und Pyrrha befragen das Orakel der Themis.

Der Tempel iſt von idealiſcher Architektur, die, troz ihrer ſonderbaren Gliederverhältniſſe, durch eine reine Behandlung und durch Reichthum imponirt. Themis mit Waage und Schwerdt ſizt in dem zierlichen Seſſel einer Orakelniſche. Vorn ein Dreifußaltar. In der Mitte eine runde Fenſteröffnung. Warum rund? — Durch dieſelbe ſieht man Aeols Diener die Regenwolken vertheilen, welche auf Jupiters Geheiß eine Sündfluth über die Erde gegoſſen hatten, um die gottloſen Kinder derſelben von ihr wegzutilgen. Man ſieht ſelbſt den Berg Parnaß über den Todeswogen hervorragen. Der alte König Theſſaliens, der mit ſeiner Gemahlin, ihrer Frömmigkeit wegen, allein verſchont geblieben war, ſich aber die Kraft nicht zutraute, das Menſchengeſchlecht fortzupflanzen, liegt nun vor dem Orakel auf den Knien und erbittet ſich den Götterbeiſtand in dieſer allgemeinen Lebensverwüſtung. Seine Gemahlin ſteht brünſtig flehend ihm zur Seite; eine ganz gelungene Figur; von ihm kann man nicht gleiches ſagen. Sein rechter Schenkel iſt vom Gewande wie durchſchnitten; die linke Hand dürfte wohl ſichtbar ſeyn. Das Ganze macht einen angenehmen Eindruck, iſt aber ein Gegenſtand, welcher ſich, troz der Nothhülfe des offnen Fenſters, nicht deutlich ausſpricht. Die

Digitized by Google

Scene des Steinwerfens gewährt eine klarere Vorſtellung, darum iſt ſie auch gewöhnlich die Gewählte.

18.

Semele von Jupiters Herrlichkeit vernichtet.

Dieſer Gegenſtand iſt gewöhnlich anders vorgeſtellt als er es ſeyn ſollte.

Dieſe Fürſtentochter, welche das zweideutige Glück genoß, den König der Götter incognito durch die Hinterthüre zu empfangen und ſo die Myſterien der Ehe zu feiern, ließ ſich endlich durch ihre Amme (die verkappte, eiferſüchtige Juno) bereden, die erniedrigende Geheimbeſuche nicht mehr anzunehmen, ſondern darauf zu beſtehen, daß Jupiter in aller Herrlichkeit ſeiner Götternatur ihr beiwohnen müſſe. Jupiter ſchwur ihr das zu, er mußte Wort halten. Semele umarmte den Blitz- und Feuerſendenden Gott der Götter in dem verzehrenden Siege ſeiner Herrlichkeit. Sie empfieng; aber das Licht erblindete, die Glut verzehrte ſie, und der Pallaſt gieng in Flammen auf. Jupiter rettete den Embrio, die Frucht dieſer unglücklichen, thörigten Eitelkeit, den jungen Bachus; den jungen Weingott, in Geiſt, Feuer und Rauſch erzeugt und empfangen.

Nach dieſem Hergang mußte Semele den Gott auf ihrem Lager empfangen.

Digitized by Google

Hier ſitzt ſie auf in einer freien Vorhalle, mit einer verzierten Brüſtung umgeben, und erwartet den Herrn der Welt zu einem Toilettenbeſuch. Der Putztiſch mit Waſchbecken, Salbenbüchſe, Spiegel und Schmuckkäſtchen ſteht vor ihr; hinter ihr Erfriſchungen. Blos ein Mantel bedeckt den untern Theil ihres Körpers. Sie blickt froh überraſcht und doch mit Scheu und ſchwachgeöffnetem, geblendetem Blick in die überirrdiſche zernichtende Lichtfülle.

Jupiter auf einer Glanzwolke erſcheint als Sieger und Herrſcher, in der Rechten das Scepter der Weltregierung, in der Linken die kranzreichende Victoria. Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt gut erdacht; Mitleid mäßigt den Ernſt, Liebe die Majeſtät. Sein Körper leuchtet und verſendet Strahlen wie die Sonne; aus ſeinen Händen gehen Blitze hervor. Er ſitzt auf ſeinem Thron, ihm zur Seite mit aufgelößtem Flammenwulſte der Adler. Aus den Wolken fährt ein Heer gezackter Blitze. Oben in der Ferne der Luft, halb eingedämmert, ſitzt die ſchadenfrohe Unheilſtifterin auf ihrem Pfauenwagen und freut ſich ihres Werks. Auch noch eine Epiſode iſt angebracht. Amor ſitzt unten an der Brüſtung und trauert. Seine Hände ſind undeutlich. Das Ganze gewährt einen fremdartigen, aber reichen Anblick. Die Licht- und Blitzparthien ſind vortrefflich. Die Ausführung iſt nicht durchaus die fleißigſte. Semele's Mantel iſt untenher unglücklich gefaltet.

— —

Digitized by Google

19.

Juno und Iris.

Dieſes Blatt zeigt uns die Himmelskönigin, als Ehe-ſtifterin und Geburtshelferin mit einem Kind auf dem Schooß, in ihrer ganzen Herrlichkeit; dadurch bildet es ein Seitenſtück zu obigem. Rechts ihr zu Füßen ſitzt Iris, links ſteht ihr Pfau. Die Krone, das Scepter, der königliche Mantel, der pracht-volle Thronſitz ſtimmen zu der ſtolzen Majeſtät ihres Ant-litzes. Was dieſe Darſtellung vollkommen macht, iſt die Lichtglorie, die ſich in dreifachen Kreiſen von ihr ergießt und Strahlen durch die ſchwimmenden Wolken ſendet; und der düſtre Dunſtkreis der niederen Atmosphäre, durch welchen ſich Iris Farbenbogen hinbaut. Durch dieſen Bogen wird dieſe himmliſche Botin erkennbar, und durch die Aufmerk-ſamkeit, mit welcher ſie der Befehle ihrer Herrin entgegen harrt. Nur hie und da beleidigen kleine Kontourhärten; ſonſt iſt das Ganze ſchön geordnet und durch die kunſtreich behandelten Licht- Luft- und Wolkenparthien von wahrhaft magiſcher Wirkung.

20.

Merkur, Io und Argus.

Merkur lauert ſchlau auf die endliche Wirkung ſeiner Pfeife, welche er ſo eben vom Mund abhält. Das tödtende Eiſen iſt gefaßt, doch für ſeinen Vorſatz iſt der Götterbote

wirklich zu freundlich, da er hier blos höhern Befehl vollzieht. Seine Stellung iſt maleriſch ſchön, ſein gutgezeichneter Jünglingskörper ſanft und zart behandelt, aber auf der Lichtſeite harte Umrißſtriche.

Argus, unrecht mit einem kleinen Schäferſchaufelchen verſehn, iſt gemächlich eingeſchlafen. Er hat ein garſtiges, plumpes Wächtergeſicht, und, troß dem Zauber der Pfeife, ſcheint gleich ſein erſter Schlaf ein ſchwarzer, ſchickſalweißagender Traum zu ſeyn. Füße und Schenkel haben ſehr harte Strichumfaſſung.

Jo, — ob auch dieſe ſchlafen muß? — Hier iſt Jo eine wahre Kuh, im halben Schlafe wiederkäuend am Boden; ſie iſt nicht mehr Jnachus Tochter, die verwandelte Schöne, welche auch in der Kuhhülle die Ahnung ihrer Erlöſung haben darf. Zudem iſt ſie, als Kuh, zu klein, und nur als geiſtbegabtes, verwandeltes Mädchen groß genug; aber dann Wachheit, geſpannte Aufmerkſamkeit in Aug und Ohr, die Stellung der Erwartung, und mehr Jugend.

Luft und Landſchaft, vom Duſthauch der fernen Berge bis zum fleißigen Kräuterboden des Vorgrundes, vortrefflich.

21.

Philemon und Baucis.

Eine Darſtellung, welche leicht gefällt. Ein freundliches, häusliches Bild der Gaſtfreundſchaft. Merkur ſollte

Digitized by Google

ſein Flügelhütchen nicht aufhaben. Die alte Baucis ſollte ein wenig runzlichter und vielleicht die Gans ein wenig mehr Gans ſeyn; ſonſt iſt alles gutgedacht und angenehm ausgeführt. Die beiden Götter ſind gut gezeichnet und in ihrem Karakter; Merkur heiter, zufrieden; Jupiter ernſt, gerührt. Philemon iſt der ſorgſame, gutmüthige Hauswirth; er giebt, was er hat, und giebt es gern. Die Alte greift nach der Gans, die zwiſchen Jupiters Knien ihr Aſyl findet. Das Becken der Fußwaſchung ſteht auf der Seite. Aufgehängte Wäſche am Kamin, der Topf am Feuer, die Kunkel ſammt der Spindel, die alte Lyra an der Wand, ſelbſt die Bretterwand machen alles ländlich, häuslich und lieb. Die Kaminparthie in Licht und Schatten iſt beſonders maleriſch. Die Behandlung des Ganzen iſt weich und vollendet.

22.

Ocean und Thetis.

Ocean wird auf ſeinem Muſchelwagen von Delphinen gezogen. Ihm zur Seite Thetis, welche ſelbſt die Leitſeile hält. Oceaniden, mit Muſcheln, Perlen und Korallen, reiten auf Seepferden hinten drein; eine andere Waſſernymphe reitet auf einem der vorgeſpannten Delphine. Zwei Tritone, in die Hörner ſtoßend, voran.

Die Anordnung des Ganzen und die Figuren im Einzelnen ſind gut gelungen. Das Fleiſch iſt rund und weich,

Digitized by Google

das Waſſer gut, die Luft vortrefflich. Das Ganze eine ſchöne Blume der Einbildungskraft.

23.

Pluto entführt die Proſerpina.

Vier muthige Roſſe ſtürzen ſich eben in den flammenden Abgrund. Schwarze Roſſe und ein Wagen von Ebenholz könnten dunkler ſeyn; aber maleriſcher ſind ſie hier. Zudem ſind ſie von Flamme und Glutrauch gelichtet. Die Pferde ſind ſehr ſchön, und der Wagen ſehr reich. Die zarte Tochter der Ceres wirft jammernd den Arm in die taube Luft; Pluto hält ſie feſt mit ſeiner Linken, die Rechte führt das Zweizackſcepter. Sein ernſter Blick zeigt ſeinen Unmuth über die Sträubende. Für einen häßlichen Höllengott, den jedes Weib verſchmähte, iſt dieſer hier viel zu ſchön. Die Behandlung des Ganzen iſt vortrefflich, und von pikanter Wirkung.

24.

Ceres fleht Jupiter um die Zurückgabe ihrer Tochter an.

Dieſes Bild iſt hiſtoriſche Folge des obigen, und zugleich ſein würdiges Seitenſtück. Jupiter, auf einem Thronſeſſel, der auf vier Adlern ruht, in der Stellung der Theilnahme

und Erhörung. Ceres, vor ihm niederknien, als Wehmüthigbittende um ihre entführte Tochter, in rührender Stellung. Hinter ihr der Wagen, vor welchem ſich das Drachengeſpann ungeduldig, in ſchönen Formen, emporbäumt. Eine freie Himmelsglorie mit leichten Wölkchen, eine glänzende Wolkenſchichte über einen Felſengipfel gedehnt, trägt die Scene. Tief unten ſieht man den flammenden Krater des Veſuvs. Ein vortrefflich behandeltes Ganze von maleriſcher Wirkung.

25.

Neptun und Amphitrite.

Eine Waſſerfahrt auf dem Muſchelwagen mit Seepferden beſpannt, von welchen Neptun das eine und ein Diener das andere lenkt. Tritonen folgen, in die Ammonshörner blaſend. Luftgöttchen mit Blumengewinden weihen von oben herab ihre lachende Huldigung. Neptun ſieht ernſt gebietend auf die zu muthigen Pferde; ſein wogenebnender Blick erinnert an das eheu vos! — Sonſt hält der ernſte Waſſerkönig ſeine geliebte Gemahlin ſanft umſchlungen, welche über einem Mantel ihm nackt zur Seite ſitzt, und einen Schleier als Segel emporhält, welchen einer der Aeolsgenien mit dem Odem aufſchwellt. Luft und Waſſer, Anordnung und Ausführung können nicht beſſer ſeyn. Ein durchaus zartes, lachendes Bild.

Digitized by Google

26.

Venus, aus Meerſchaum gebildet, wird von den Horen zum Himmel empor-getragen.

Dieſes reizende Blatt erinnert an die verſchiedenen Himmelfahrtsbilder der italieniſchen Schule, und gewährt einen ſehr angenehmen Totaleindruck. Venus Geſicht iſt mißlungen, und entſpricht keineswegs dem Ideale höchſter Schönheit. Ihr Körper iſt ſchön, zartgerundet und in anſprechender Stellung. Die drei Horen ſind leichte, ſchwebende Geſtalten voll Grazie und ſchöner Lebendigkeit. Ihren Füßen wünſchte ich mehr Korrektheit. Die Gewänder der Horen ſchwimmen wohlgeordnet in der ſpielenden Luft. Alles iſt lichte Verklärung, und Luft und Meer ſtimmen harmoniſch in die liebliche Dichtung.

27.

Vulkan und die Cyklopen.

Ein Blatt von vortrefflicher Wirkung, das nichts zu wünſchen übrig läßt. Der Schmiedegott iſt unverbeſſerlich. Er ruht auf dem Ambos und hält mit der Rechten den Blitz, für Jupiter verfertigt. Ein Tuch umwindet ſein ernſtes Haupt, ein Mantel bedeckt den Unterleib; das Nackte iſt friſch, kräftig, natürlich und gut gerundet. Er blickt auf die Ge-

Digitized by Google

ſellen, die tiefer hinten ihre Werkſtätte vor der Höhle haben. Der eine ſchmiedet einen zweiten Bliß, der zweite arbeitet im Feuer, der dritte zieht den Blasbalg. Werkzeuge und Werke der Kunſt bedecken den Vorgrund. Den Hintergrund bildet ein doriſcher Tempel vor einer Felſenwand. Ausführung und Erfindung kämpfen um den Vorrang.

28.

Latona verwandelt die Bauern in Fröſche.

Eine Scene, welche rührt und Genugthuung gewährt. Die unglückliche, verfolgte Mutter kniet vor einem Sumpfe, und bittet Jupiter, die Herzloſen und Boshaften, welche ihr nicht nur einen Trunk verſagten, ſondern auch das Waſſer trübten, in Fröſche zu verwandeln. Die Bitte iſt augenblicklich erhört. Die Froſchwerdung iſt in voller, burlesker Operation. Die Göttin hat ein Niobegeſicht voll Niobeſchmerz. An der Linken hält ſie den jungen Apollo, welcher das Schweſterchen, die kleine Diana, aufmerkſam macht auf die Fröſche, die noch vor kurzem als Schilfſchneider ſo hart waren. Luft und Landſchaft ſind ſo weich wie die Figuren.

Digitized by Google

29.

Kupido, Venus und die Nymphe Periſteres.

Dieſes Blatt ſtellt eine angenehme Gruppe auf einer eben ſo angenehmen Landſchaft vor. Die bekannte Wette der Blumenleſe geht auf einer Matte vor, die an einen Bach grenzt. Der Hintergrund iſt eine Landſchaft mit Felſen, Wäldern, Waſſerfall und einer alten Stadt, über deren Mauern ein reicher Tempel hervorragt. Die Gruppe iſt zierlich geordnet, und reizend ausgeführt. Venus ſieht, die Schlauheit Amors vereitele ihre kleine Liſt; der Schalk läßt ſich nicht berücken, und verwandelt die ſchöne Nymphe in ein ſchönes Täubchen. Ein falber Abendhimmel erhebt das Angenehme dieſer anakreontiſchen Dichtung.

30.

Apollo unter den neun Muſen.

Der Muſengott hat ein ganz verfehltes Geſicht. Unter den übrigen Muſen ſind ſchöne Köpfe und angenehme Geſtalten. Das Ganze hat viele Abwechslung, ſchöne, liebliche Stellungen; wer möchte nicht gern in dieſes bedeutende Jungfrrnkränzchen Zutritt haben, hier, wo Apollo ſo eben den Silberton der Kunſtweihe anſchlägt?

Digitized by Google

31.

Diana und Endymion.

Ein dunkler Tannenwald durch Wiederſcheine des Mondes magiſch erhellt. Der ſchöne Jäger iſt ſanft eingeſchlafen, und verloren in ſüßen Traum. Vor ihm die Hunde, Jagdſpieß und Pfeilköcher. Das volle Licht der ihn bewundernden Göttin iſt über ihn ausgegoſſen. Die beiden Köpfe könnten beſſer ſeyn. Die Mondsgöttin, als ſolche, thut auf ihrem ſilbernen Duftgewölke ihre Wirkung. Daß Amor ihren mit Rehe beſpannten Wagen zurückhält, damit die Göttin nach Herzensluſt weilen könne, greift poetiſch richtig in den Fabelſinn.

32.

Minerva und Arachne.

Ich liebe dieſen Gegenſtand nicht, weil er die Göttin der Weisheit wahrhaft proſtituirt; aber er iſt hier meiſterhaft ausgeführt. Beſonders gut ſind die Draperien, die Möbel, und der große Vorhang. Der Lichtſtreif über die linke Wange Arachnens dürfte wohl zu ſtark ſeyn. Die rechte Seite iſt ein wenig leer.

Digitized by Google

33.

Mars, Venus, Amor, Bellona und die Ruhmsgöttin.

Dieſe Gottheiten ſind hier durch eine weiſe Anordnung zu einer hiſtoriſchen Einheit verbunden. Im Hintergrunde vor einer Stadt tobt eine Schlacht, deren Heldeneifer von der in die Weltpoſaune ſtoßenden Ruhmsgöttin ermuntert wird. Bellona treibt ihre ſchnaubenden Roſſe an, dem Kriegsgott entgegen, um ihn auf ihrem Donnerwagen zur tobenden Siegsfahrt aufzunehmen. Mars hat die Lanze ergriffen, er iſt mit dem Helm bedeckt, den Schild hält ſeine Linke gefaßt, das Schwerdt hängt an ſeiner Seite, ſo ſtürzt er fort aus den Armen der Liebe, die ihn umſchlingen und feſtzuhalten ſtreben. Amor iſt ſeiner Mutter behülflich, aber vergebens; die Ehre ruft, Mars ſtürzt ihr entgegen. Mars iſt ein kräftiger Krieger, in ſchöner imponirender Stellung. Venus iſt hier vergebens ſchön und reizend; der ſonſt unwiderſtehliche Liebesgott verliert dieſesmal ſein göttliches Vermögen. Hinter Venus ſteht ihr Schwänewagen. An der Seite von Mars der bedeutungsvolle Hahn. Alban, der Grazienmaler, konnte keine lieblichere Kunſtſchöpfung an den Tag fördern. Die Ausführung unterſtützt vollkommen die Erfindung.

Digitized by Google

34.
Bacchus, Ariadne, Silen, Satyre und Bachanten.

Bacchus Triumphzug, aber nicht der indiſche; denn hier iſt dieſer Freudengott nach gewöhnlicher Weiſe als bartloſer Jüngling vorgeſtellt. Mit Reblaub bekränzt hält er mit der Rechten eine Traube in die Höhe, mit der Linken hält er Ariadnen umſchlungen, welche in ſüßer Begeiſterung ihm zur linken Seite ſitzt. Ueber Ariadnens Scheitel in einer ſtrahlenwerfenden Scheibe ſchwebt Vulkans Meiſterſtück, ehmals eine goldne, nun an den Himmel verſetzt, eine Sternenkrone; hier wieder ein Meiſterwerk der Kunſt, ſo wie der ganze zarte Goldhimmel in ſeinen ſich in Duft verlierenden Lichtkreiſen. Das ſchöne Paar ſitzt auf einem reichdrapirten, mit Epheugewinden verzierten Wagen, von zwei Pantherthieren gezogen. Ein Kind lenkt ſie. Voran zwei Kinder mit der Doppelpfeife und einer Art Lyra. Um den Wagen herum, niedlich und munter gruppirt, mit Thyrsusſtäben, Crotalen und Rebengewinden tanzendhuldigende Bachanten und Bacchusdiener. Hinten Silenus Eſel von einem jungen Satyr gezogen, und dahinter Bacchus betrunkner Lehrer ſelbſt, von einem Faun unterſtützt. Schade um einige kleine Umrißhärten; das Ganze iſt ſonſt vernünftig erfunden, mit Reminiszens aus der Antike angeordnet, und vortrefflich ausgeführt, ein heiteres Bild naturkräftigen Lebensgenuſſes.

Digitized by Google

35.

Ganymed, Hebe und die Grazien.

Hier haben wir ein vorzügliches Muſterbild, welches darthut, der Steindruck ſey der höchſten Zärte, der leiſeſten Behandlung geeignet. Eine Viſion aus himmliſchem Leben; ein Rückſtrahl blendender Götterformen auf Zauberdampf! — Die drei Grazien mit Blumengewinden im Tanze. Um ſie her die Reize als geflügelte Göttchen; ſie ſpielen mit Blumen. Hebe reicht kniend dem Adler die Trinkſchale vor, in der Linken die Schenkkanne. Oberhalb wird ſie mitten im Flug des Tanzes von der Grazien einer gekrönt. Ganymed ſitzt vor Hebe, lehnt ſich über den Adler, der hier beſſer gezeichnet iſt, als alle vorhergehenden, und hält mit der Rechten zugleich mit Hebe die Trinkſchale. Wolken und Luft ſind wie gehaucht, und vollenden das Ganze zum ſüßen Einklang.

36.

Pan verfolgt die Nymphe Syrinx.

War das vorhergehende Blatt ein Muſter weicher Verdüftung und Verſchmelzung, ſo iſt gegenwärtiges ein Muſter ſchöner Modifikationen und Abſtufungen des kräftigen Vortrags. Die von Pan verfolgte Nymphe ſtürzt ſich eben durch Schilf und Rohr in die Arme des Vaters, die ſich ihr hülfreich, aber umſonſt entgegenbreiten, indem ſie der

alte Flußgott dem ungeſtümmen Liebhaber nur durch ihre Verwandlung in ein Schilfrohr entziehen kann, welcher bereits ſeine Arme über ſie hinwirft. Der Karakter der Gruppe im Einzelnen und Ganzen iſt ſehr treffend; Zeichnung und Haltung können nicht beſſer ſeyn. Die Landſchaft iſt die beſte von allen vorhergehenden und wirklich ſehr ſchön. In der Ferne weidet Rindvieh. Der Fluß Ladon, der aus der erhöhten Urne des Waſſergotts herabſtürzt, und über ein abhängiges ſteiniges Bett rollt, iſt mit ſeinen Ufern fleißig und maleriſch ausgeführt. Hinten, am Ausgang eines Haines, ſieht man einen Trupp Faunen, welche Neugierde zu dieſer Scene herbeitreibt. Man vergleiche dieſes Blatt mit dem erſten, und man wird über die Vervollkommnung erſtaunen, welche hier ſo lebhaft empfunden wird.

Hier, lieber L., haſt du meine Urtheile und kritiſche Beſchreibung des erſten Theils dieſer ſchätzbaren Sammlung, welche mir eine ſehr angenehme Ueberraſchung gewährt hat.

Lebe wohl!

Dein

N. Müller.

Digitized by Google

V.

Der Rhein, von jeher ein Fluß innerhalb der germaniſchen und oſt-fränkiſchen Grenzen, nebſt Bemerkungen über die bisherigen Grenzverhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich.

In keinem Zeitraume hat der Rhein mehr Berückſichtigung verdient, als in dem gegenwärtigen, wo derſelbe aufgehört hat, dem größten Theile ſeines Laufs nach, die Grenze zwiſchen zwei der mächtigſten Staaten des europäiſchen Kontinents zu bilden, und wo derſelbe, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, wieder eine der wichtigſten innern Handelsſtraßen für Deutſchland geworden iſt.

Wenn wir bei der Betrachtung über dieſen ſo wichtigen Fluß einen Rückblick auf die Verhältniſſe werfen, welche in Rückſicht ſeiner, von den älteſten Zeiten her, beſtanden haben, ſo ſehen wir, daß urſprünglich derſelbe keineswegs zur Grenze zwiſchen Gallien und Germanien beſtimmt

Digitized by Google

war; denn auf dem linken Ufer deſſelben wohnten eben ſo Nationen von germaniſcher Abkunft, wie auf dem rechten, und folglich muß der Rhein auch von jeher als ein deutſcher Fluß angeſehen werden.

Die Römer ſuchten zuerſt einen Grenzfluß aus dem Rhein zu bilden, und es dauerte ungefähr 400 Jahre, daß derſelbe die Beſitzungen der freien Deutſchen auf der rechten Seite von den Provinzen unterſchied, die längſt dem linken Rheinufer unter römiſcher Bothmäßigkeit waren.

Durch die Franken wurde dieſer Fluß in ſeinen beiden Ufern wieder durch Eine Herrſchaft vereinigt; zwar theilten ſchon nach Clodowigs Tode, im Jahr 511, deſſen Söhne das fränkiſche Reich in Auſtraſien und Neuſtrien; allein der Rhein wurde dadurch kein dieſe Staaten-Abtheilung begrenzender Fluß; indem deſſen älteſter Sohn Theodorich, der Auſtraſien erhielt, zwar die urſprünglich fränkiſchen Länder auf der rechten Seite zu ſeinem Antheil bekam, doch erſtreckte ſich das auſtraſiſche Reich zugleich auf der linken Rheinſeite, oben bis an die Grenze von Provence und Languedoc, ſodann unten bis an die Maas und Schelde, und Theodorich ſelbſt nahm ſeinen Sitz zu Metz. In den Antheilen von Neuſtrien hatten die drei übrigen Söhne Clodowigs ihre Reſidenzen zu Orleans, Paris und Soiſſons.

Bei der zweiten Vertheilung im Jahr 561, nach dem Tode Chlothars, der die geſammte fränkiſche Monarchie wie-

Digitized by Google

der unter ſeine Herrſchaft vereinigt hatte, war dieſes ungefähr derſelbe Fall; die beiden Ufer gehörten zu den auſtraſiſchen Staaten. Selbſt die Begrenzung, welche mittelſt des Rheins zwiſchen Lothars Reich und den oſt-fränkiſchen Landen durch den Verdun'ſchen Vertrag im Jahr 843 bewirkt werden ſollte, war unvollſtändig und dauerte nicht lange; denn ſchon 868 bemächtigte ſich Ludewig der Deutſche eines beträchtlichen Theils der links liegenden rheiniſchen Lande, die zu Lothars Reiche gehört hatten; ſo daß der Rhein abermals ganz oſt-fränkiſch oder deutſch wurde.

Obgleich Deutſchland erſt zu den Zeiten Arnulfs, welcher 887 durch die Stände auf der Reichsverſammlung zu Tribur auf den Thron erhoben worden war, ein eignes für ſich abgeſondertes Reich bildete, ſo hatte doch bereits die mittelſt des vorgemeldeten Vertrags von Verdun, unter den Söhnen Ludwigs des Frommen im Jahr 843 abgeſchloſſene Theilung den eigentlichen Grund zu dieſer Selbſtſtändigkeit des deutſchen Reichs gelegt; auch iſt es eben dieſe Theilung, welche bis auf die jüngſten Zeiten ihren Einfluß auf die Grenzverhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſo ſehr gezeigt hat, und die deswegen hier eine nähere Erörterung verdient.

Die große Ländermaſſe der fränkiſchen Monarchie wurde damals in folgende drei Theile abgetheilt:

Digitized by Google

1) Lothar, als der älteſte Sohn Ludwigs, erhielt nebſt der Kaiſerwürde, Italien und die Lombardie, ferner den ſchmalen Länderſtrich zwiſchen der Rhone, Saone, Maas und dem Rhein.

2) Ludwig, der ſogenannte Deutſche, bekam das öſtliche Franken, nämlich alle Länder dieſſeits des Rheins, nebſt dem Speyerer=, Wormſer= und Mainzergau auf der linken Rheinſeite.

3) Karl der Kahle endlich erhielt Weſt=Franken, oder denjenigen Theil der Monarchie, welcher von der Maas bis an den Ozean ſich erſtreckte, wozu Neuſtrien, Aquitanien, ein Theil von Burgund, Languedoc, und ſelbſt die ſpaniſche Mark gehörte.

Sehr zeitig, nämlich bereits im Jahr 868, wurde von dem Lothariſchen Reiche das Land zwiſchen dem Rhein, der Moſel, Maas und Schelde wieder getheilt, indem Ludwig der Deutſche und Karl der Kahle, nach dem Abſterben von Lothars zweitem Sohne, ſich deſſen Staaten bemächtigten. Die weſtliche Hälfte von Lothringen, welche an Karl den Kahlen kam, mußte von deſſen Nachfolgern ebenfalls um das Jahr 879 an Ludwig den jüngern abgetreten werden. Zwar wußte nachmals Karl der Einfältige den Herzog Raginer von Lothringen auf ſeine Seite zu ziehen, und dieſes Herzogthum, das aus dem jetzigen Elſaß, Lothringen, und den Niederlanden beſtund, wieder in Verbindung mit Frankreich zu bringen, ſo daß ſelbſt der Feldzug, wel=

chen Konrad I. im Jahr 912 dieſerwegen unternahm, nichts fruchtete; allein unter Heinrich I. wurde mittelſt eines Traktats mit dem vorgenannten Karl, welcher Hülfe in Deutſchland ſuchte, die Verbindung des lothringiſchen Herzogthums mit dem deutſchen Reiche wieder hergeſtellt, und nachmals auch, ſeit dem Treffen bei Andernach im Jahr 939, von Otto dem Großen ſo befeſtigt, daß er bald darauf dieſes Herzogthum ſeinem jüngſten Bruder, Bruno, der ſeit 952 Erzbiſchof in Cölln war, zur Verwaltung übertrug, und in demſelben zwei Herzoge ernannte, nämlich Friederich in Oberlothringen an der Moſel, und Gottfried in Niederlothringen an der Maas.

Aus den übrigen Theilen der lothariſchen Verlaſſenſchaft hatte, auf Veranlaſſung der Stände, Herzog Boſo, 879, das transjuraniſche Königreich Burgund errichtet, welches aus der Provence, Dauphiné, Lionois, und einem Theil der Franche-Comte beſtund; ſo wie 889 durch Rudolph das cisjuraniſche Königreich geſtiftet wurde, welches Savoyen, Wallis, und einen Theil der Schweiz unter ſich begriff.

Beide dieſe Burgundien wurden im Jahr 930 in der cisjuraniſchen Linie vereinigt, und kamen 1033 während der Regierung Konrads II. unter die Oberherrſchaft der deutſchen Monarchen, wodurch, ſo wie über Lothringen, bis auf unſere Tage der Unfriede zwiſchen Deutſchland und Frankreich unterhalten worden iſt.

Digitized by Google

Durch dieſe Vereinigung der Burgundiſchen Reiche mit der deutſchen Krone, die ſich auf Verwandtſchaft mit dem letzten König Rudolph III. gründete, wurden damals die Grenzen des deutſchen Reichs innerſeits über den St. Gotthardsberg und die Flüſſe Aar und Reuß; andererſeits aber bis an die Rhone und Saone erweitert; ſo daß nunmehr Provence, Dauphiné, die Grafſchaft Burgund, Lyon, Savoyen, und ein großer Theil von Helvetien zu dem deutſchen Reiche kam, und die Stände jener Gegenden mit denen des übrigen Deutſchlands gleiche Rechte genoſſen.

Von ſämmtlich dieſen Burgundiſchen und Lothariſchen Länderbeſitzungen wußten Frankreichs Thronbeſitzer nach und nach folgende Theile an ſich zu bringen:

1) Unter Philipp IV. wurde 1310 die Grafſchaft Lyon mit der franzöſiſchen Krone vereinigt.

2) Unter Philipp VI. 1349 ganz Dauphiné.

3) Im Jahr 1361 erwarb König Johann das wichtige Herzogthum Burgund. — Da er aber bereits 1360 ſeinem älteſten Prinzen Karl die Normandie, ſeinem zweiten Sohn Ludwig das Herzogthum Anjou, ſo wie dem dritten Prinzen Johann das Herzogthum Berry als Lehen ertheilt hatte, und dem vierten Sohn Philipp endlich auch 1361 das Herzogthum Burgund überließ, ſo wurden die unmittelbaren franzöſiſchen Kronbeſitzungen außerordentlich dadurch geſchwächt, ſo daß

1422 unter König Karl VII. die eigentlichen Güter der franzöſiſchen Krone nur in folgenden beſtunden:

1) Isle de France; 2) Dauphiné; 3) Auvergne; 4) Bourbonois; 5) Berry; 6) Poitou; 7) Saintonge; 8) Orleans; 9) Touraine und 10) einem Theil von Anjou.

Sehr viele wichtige Länder, wie Guienne, nebſt einem Theil von Poitou, Angoumois, Calais, Guines ꝛc. waren damals noch in der Gewalt der Engländer, denen jedoch durch die ſeit 1436 über ſie erfochtenen Siege alle dieſe Beſitzungen wieder abgenommen wurden, ſo daß ihnen 1451 nichts als Calais, nebſt den Inſeln Jerſey und Guernſey von ihren vormals ſo wichtigen Beſitzungen in Frankreich übrig blieb.

4) Unter Ludwig XI. wurde Bourgogne und Provence nebſt andern wichtigen Lehen mit den Kronlanden vereinigt.

5) Heinrich II. brachte 1555 die deutſchen Biſthümer Metz, Toul und Verdun an ſich.

6) Unter Ludwig XIV. wurden ſeit 1648 folgende Provinzen und Diſtrikte für die franzöſiſche Krone erworben:

1) Das öſtreichiſche Elſaß;

2) In den Jahren 1668 und 1678 beträchtliche Diſtrikte in den Niederlanden;

3) 1678 die Grafſchaft Burgund;

Digitized by Google

4) 1697 den Theil von Elſaß, welcher noch Reichs unmittelbar geweſen war;

5) endlich 1713 das Fürſtenthum Oranien.

7) Zur Zeit Ludwigs XV. wurde 1735 durch Austauſchung gegen Toscana, Lothringen erworben, ſo daß bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein ſehr beträchtlicher Theil der vormals jenſeits des Rheins zu Deutſchland gehörigen Lande ſich bereits in franzöſiſchen Händen befanden.

Die Friedensſchlüſſe, welche ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die politiſchen Verhältniſſe zwiſchen Deutſchland und Frankreich regulirt hatten, waren:

1)	Der Münſteriſche	vom	30. Jänner 1648.
2)	Der Nymweger	—	5. Februar 1679.
3)	Der Ryswicker	—	30. Oktober 1697.
4)	Der Badner	—	7. September 1714.
5)	Der Wiener	—	18. November 1738.
6)	Der Aachner	—	18. Oktober 1748.

So viele Mühe man ſich indeſſen, beſonders ſeit der Regierung Ludwig XIV., gegeben hatte, die Grenze des franzöſiſchen Reichs näher bis zu dem Rhein hinauszudehnen, ſo waren doch alle Verſuche geſcheitert. Nur erſt in unſern Tagen konnte dieſes bei der Uneinigkeit der Deutſchen während der den Völkern ſo verderblichen franzöſiſchen Staatsumwälzung erwirkt werden.

Digitized by Google

Mittelſt des Friedens zu Campo-Formio im Oktober 1797 und durch den Lüneviller von 1801 beſtunden nämlich die damaligen Machthaber Frankreichs darauf, daß die Grenzen des franzöſiſchen Gebiets bis an den Rhein vorgerückt werden ſollten, wodurch nun vollends alle übrigen uralten germaniſchen Beſitzungen verloren giengen, und Deutſchland durch dieſen für daſſelbe ſo unglücklichen Frieden mehr als ein Zehntheil ſeiner ganzen Oberfläche, faſt den achten Theil ſeiner Bevölkerung, und beinahe den elften Theil der Einkünfte verlor, die ſich für die Thronbeſitzer und Fürſten des deutſchen Reichs im Allgemeinen berechnen ließen. Es war indeſſen vorzuſehen, daß dieſer Zuſtand der Dinge nicht für immer dauern konnte. Mehreremal wurde auch ſeitdem die Waffenruhe wieder unterbrochen, ohne daß jedoch einiger Vortheil dadurch errungen worden wäre, bis endlich neuerlichſt der Unwille der Deutſchen über die franzöſiſchen Anmaßungen aufs höchſte ſtieg, und die durch die bisherigen getheilten Meinungen der deutſchen Regenten verurſachten Eroberungen Frankreich wieder abgenommen, auch die Verhältniſſe zwiſchen beiden großen Staaten größtentheils ſo wiederhergeſtellt wurden, wie dieſelben zu Anfangs des Jahrs 1792 geweſen waren. In dem Artikel III. des Pariſer Friedens vom 30. Mai 1814 heißt es nämlich: »Gegen Belgien, Deutſchland und Italien iſt »die alte Grenze wieder hergeſtellt, ſo wie ſie den 1. Jän»ner 1792 war, indem man von der Nordſee ausgeht, zwi-

»ſchen Dünkirchen und Nieuport, bis an das Mittel-»meer zwiſchen Cagnes und Nizza, mit folgenden Verände-»rungen, daß

1) »In dem Departement von Jemappes die Kantone Dour, Merbes-le-Chateau, Beaumont und Chimay Frankreich verbleiben.

2) »Eben ſo im Departement der Sambre und Maas die Kantone Valcourt, Florennes und Beauraing.

3) »In dem Moſeldepartement wird die neue Grenze beſtimmt, theils durch die von Perle bis Fremersdorf gezogene Linie, und theils durch jene, welche den Kanton Tholei von dem übrigen Theil des Moſeldepartements ſcheidet.

4) »In dem Saardepartement bleiben für Frankreich die Kantone Saarbrücken und Arnual, ſo wie ein Theil des Kantons Lebach.

5) »Behält Frankreich über ſeine vormaligen Grenzen hinaus einen Theil der Departemente vom Donnersberg und vom Niederrhein, um die Feſtung Landau und ihren Umriß mit dem übrigen Theil des Königreichs zu verbinden. Der neue Umkreis folgt dem Arm der Queich, der bei den Dörfern Merlenheim, Knittelsheim und Belheim (welche franzöſiſch bleiben) bis zum Rhein geht, welcher dann die Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland bilden wird.»

Digitized by Google

»Was den Rhein betrifft, ſo macht der Thalweg die »Grenze, jedoch ſo, daß die in der Folge etwa eintretenden »Veränderungen ſeines Bettes in Zukunft keine Wirkung »auf den Beſitz der in demſelben befindlichen Inſeln haben »werden. Der Beſitzſtand dieſer Inſeln wird auf die Art »wieder hergeſtellt, wie er zur Zeit der Unterzeichnung des »Lüneviller Friedens war.»

Hiernach hatte Frankreich ſchon manches beträchtliche dadurch gewonnen, daß man nicht bis auf denjenigen Stand der Grenzen zurückgegangen iſt, wie dieſelben 1789 vor dem Ausbruch der Revolution waren. Um näher zu kennen, wie die Grenzen zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſich ſeit der ſo traurigen Revolution verändert haben, müſſen wir in folgende Unterſuchungen eingehen:

1) Wie die franzöſiſche Grenzlinie um die Mitte des Jahres 1789 beſchaffen geweſen iſt.

2) Was ſich Frankreich ſeitdem bis zu Ende des Jahrs 1791 durch eigenmächtige Beſchlüſſe von deutſchen Beſitzungen zugeeignet hat.

Nach dem letzten Vertrag, der 1769 zwiſchen Oeſtreich und Frankreich abgeſchloſſen worden war, fieng die Grenzlinie, an der weſtlichſten Spitze des Burgundiſchen Kreiſes unweit dem Dorfe Andinkerke an, berührte die Grafſchaft Artois, lief längs der Lys, wovon das linke Ufer

öſtreichiſch blieb, das rechte aber unter franzöſiſche Hoheit kam, zog ſich dann öſtlich an der Herrſchaft Dornick und der Grafſchaft Hennegau hin, bis in den Ardenner Wald und dann bis zur franzöſiſchen Feſtung Charlemont, von da aber um das Herzogthum Luxemburg herum, bis zu den Kur-Trieriſchen Beſitzungen an der Moſel, die mit dem Amte Saarburg und der Pflegſchaft Merzig an Lothringen grenzten.

Dieſe Linie mit allen ihren Krümmungen mochte ungefähr gegen 60 Meilen betragen.

Zwiſchen Frankreich und Kur-Trier war 1778 ebenfalls ein beſonderer Vertrag errichtet worden, nach welchem die Saar von Merzig bis Hilſpach, in einer Strecke von ungefähr 2 Meilen, zur Grenze beſtimmt, und alles, was auf der rechten Seite dieſes Fluſſes war, der Kur-Trieriſchen Landeshoheit überlaſſen blieb.

Außerdem berührte die franzöſiſche Grenze in jener Gegend noch:

1) Die unter Kur-Cöllniſche Hoheit gehörige Oettingiſche Herrſchaft Dachſtuhl.
2) Das trieriſche Amt St. Wendel.
3) Die Saarbrückiſchen Beſitzungen.
4) Das Herzoglich-Zweibrückiſche Amt Lichtenberg.

Das untere Elſaß wurde theils von dem Zweibrückiſchen und dem Hanau-Lichtenbergiſchen, theils von dem Kur-Pfälziſchen Amt Germersheim umgeben.

Digitized by Google

Von da aus hatte der Rhein in einer Strecke von etwa 45 Stunden, nämlich von dem Ausfluß der Lauter an, beinahe über 100 Jahre die Grenzſcheidung zwiſchen Deutſchland und Frankreich bis hinauf nach Hüningen gebildet; die Länder, welche hier das rechte Rheinufer berührten, waren:

1) Die untere Markgrafſchaft Baden.

2) Die Darmſtädtiſchen Aemter Lichtenau und Wilſtädt, welche zur Grafſchaft Hanau-Lichtenberg gehörten.

3) Die unter öſtreichiſche Hoheit gehörige Badiſche Landvogtei Ortenau.

4) Das Badiſche Amt Hochberg.

5) Das öſtreichiſche Breisgau.

6) Die Badiſchen Aemter Röteln und Sauſenburg.

Von Hüningen zog ſich endlich die Grenze an der Nordſeite des Bisthums Baſel und der deutſchen Grafſchaft Mömpelgard hin, welche letztere ſüdlich und weſtlich an die Franche-Comté anſtieß.

So waren die Grenzen zwiſchen Deutſchland und Frankreich, als 1789 die ſchreckliche Revolution ausbrach, wodurch ſo vieles franzöſiſche Blut vergoſſen worden iſt, und die den Anlaß zu einem mehr als 20jährigen Krieg zwiſchen beiden Reichen gegeben hat.

Dieſe Grenzen wurden bereits zum Theil ſchon durch die Beſchlüſſe der erſten National-Verſammlung eigenmächtig verrückt, die zugleich mit Verkennung der beſtehenden Traktaten alles das zum franzöſiſchen Reich gehörig erklärte,

Digitized by Google

was von deſſen Gebiet nur einigermaßen umſchloſſen war; denn ſelbſt auch im Innern von Frankreich hatten einzelne Glieder des deutſchen Reichs noch Gerechtſame und Beſitzungen, deren ſie durch dieſe Beſchlüſſe wider alles Recht beraubt wurden.

Ohne der Metropolitan-Rechte zu gedenken, welche von der vormaligen Größe des deutſchen Gebiets den zwei Erzbiſchöfen von Mainz und Trier über franzöſiſche Bisthümer zuſtunden, gehörten beſonders noch folgende weltliche Beſitzungen den einzelnen deutſchen Fürſten:

1) Chur Trier hatte die Städte Fumay und Revin, ſo wie das Dorf Feppin im franzöſiſchen Hennegau, worüber dem Erzſtifte im Jahr 1778 die Herrenrechte vorbehalten worden waren. Eben ſo waren auch dieſe Herrenrechte von 14 Dorfſchaften, die auf dem linken Ufer der Saar lagen, vorbehalten worden.

2) Von den Churpfälziſchen Landen wurde das Oberamt Germersheim, welches aus 2 Städten, 24 Dörfern und Flecken beſtund, zu den franzöſiſchen Beſitzungen im Elſaß gezogen.

3) Dem Herzog von Zweibrücken gehörte,

a) Im Ober-Elſaß die Grafſchaft Rappoltſtein.

b) Im Unter-Elſaß die Aemter Neucaſtel, Gutenberg und Biſchweiler.

4) Dem Fürſtbiſchof von Speier die Probſtei Weiſſenburg.

Digitized by Google

5) Dem Fürſtbiſchof von Straßburg gehörten ebenfalls ſehr anſehnliche Beſitzungen, die meiſt alle unter franzöſiſcher Hoheit waren.

6) Eben ſo hatte der Fürſtbiſchof von Baſel verſchiedene Güter im Sundgau und im Ober-Elſaß.

7) Der Herzog von Würtemberg beſaß außer der Grafſchaft Mömpelgard noch die zwei Herrſchaften Horburg und Reichenweiher im Elſaß, und ſieben kleine Herrſchaften in der Franche-Comté, welche Ueberbleibſel des alten burgundiſchen Reichs waren, und zuſammen ungefähr 248,000 fl. Einkünfte gewährten.

8) Dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt gehörten 9 Aemter von der ehemaligen Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, die im Elſaß lagen, welche nebſt andern Dörfern und Gütern beiläufig 200,000 fl. eintrugen.

9) Der Markgraf von Baden hatte ebenfalls im Elſaß das Amt Beinheim und einige Güter von der Abtei Schwarzach, welche 78,000 fl. Einkünfte gewährten.

10) Die Fürſten von Naſſau-Saarbrücken und Naſſau-Weilburg hatten die Grafſchaft Saarwerden und die Vogtei Herlisheim zwiſchen Elſaß und Lothringen.

11) Der Fürſt von Salm-Salm beſaß die gefürſtete Grafſchaft Salm im Wasgau zwiſchen Elſaß und Lothringen, nebſt einigen andern Herrſchaften, deren Einkünfte auf 190,000 fl. angegeben wurden.

Digitized by Google

12) Der deutſche Orden hatte in den Balleyen Elſaß und Burgund 9 Comthureyen.

13) Eben ſo hatte der Johanniter-Orden 6 Comthureyen im Elſaß und Lothringen.

14) Die Fürſten von Hohenlohe-Bartenſtein, die Fürſten Wiedrunkel, ſo wie die Grafen von der Leyen, von Leiningen, nebſt den übrigen Wild- und Raugrafen hatten ebenfalls ſehr anſehnliche Beſitzungen, die nach den obenbenannten Beſchlüſſen der erſten National-Verſammlung eingezogen wurden.

15) Indem die unmittelbare Reichsritterſchaft im untern Elſaß noch immerfort in Verbindung mit der Reichsritterſchaft in Deutſchland geblieben war, und ſich zu dem Bezirk Ortenau in Schwaben gehalten hatte, ſo wurde dieſelbe nun auch außer alle Verbindung mit dem deutſchen Reiche geſetzt.

Dieſes iſt die allgemeine Ueberſicht deſſen, was Frankreich ſich von deutſchen Beſitzungen und Gerechtſamen bereits bis zum Jahr 1792 zugeeignet hatte; indem nach dem Inhalt der Dekrete der National-Verſammlung alle die Rechte und Einkünfte vernichtet wurden, die vormals durch Friedensſchlüſſe und Reverſe der Monarchen ihren Beſitzern geſichert worden waren, und welche von deutſcher Seite 1791 durch einen förmlichen Reichsſchluß für ungültig erklärt wurden. Von dieſen hier ſpezifizirten Beſitzungen hat jedoch zum Theil das vormalige kurpfälzi-

ſche Oberamt Germersheim an Deutſchland wieder zurückgegeben werden müſſen, und ſonach iſt nun auch die zwiſchen Deutſchland und Frankreich vormals beſtandene Differenz näher entſchieden, indem man franzöſiſcher Seits die Queich als die Grenze von dem Unterelſaß annehmen wollte, die ſich zu Germersheim in den Rhein ergießt, da man von deutſcher Seite hingegen nur die weiter ſüdlich in die Motter fallende Sur für dieſe Grenze zugeſtand.

Rechnen wir zu dem, was hier iſt angegeben worden, nun dasjenige, was oben nach der neuen Grenzbeſtimmung des Pariſer Friedens dem franzöſiſchen Reiche noch verbleibt, ſo ſehen wir, was nach einem ſo langen und blutigen Kampfe Frankreich eigentlich von deutſchen Beſitzungen ſich erworben hat, und um wie wenig, im Vergleich mit den ungeheuren franzöſiſchen Anſtrengungen, die vormaligen Grenzverhältniſſe zwiſchen beiden Staaten abgeändert worden ſind.

Wenn nun nach dem, was bereits im Jahr 1801 in der kleinen Schrift: »Ueber Deutſchlands Verluſt »und das dabei eintretende Entſchädigungs»ſyſtem« ausgeführt worden iſt, der ganze Verluſt, welchen Deutſchland durch die Abtretung des linken Rheinufers erlitten, in ohngefähr 1270 Quadratmeilen Landes mit 3,700,000 Bewohnern und 18,849,000 Fl. Einkünfte beſtanden hat; ſo leuch-

Digitized by Google

tet ein, daß im Verhältniß dieſer Verluſt jetzt nur noch ſehr wenig beträgt.

Vergleichen wir nun über dieſes weiter die Unglücksfälle, welche ſeit der ſo merkwürdigen Zuſammenkunft in Pillnitz 1791, wo die erſten Beſchlüſſe zum Krieg gegen Frankreich genommen wurden, über Deutſchland gekommen ſind, und welche Widerwärtigkeiten ſelbſt ſeit dem Lüneviller Frieden nicht allein die beiden Hauptmächte unſers Vaterlandes, ſondern auch die Fürſten deſſelben überhaupt erlitten haben; ſo ergiebt ſich, daß nach dem außerordentlichen Verluſt, welchen uns unſere Uneinigkeit verurſacht, wir durch die nähere Vereinigung unſerer Kräfte doch zuletzt triumphirend aus dem Kampfe gezogen, und daß der Pariſer Frieden, wodurch wir endlich die Ruhe für den ganzen Kontinent mit errungen haben, ebenſo ehrenvoll, als in ſeinen Reſultaten wohlthätig für uns iſt.

Außer ſo vielen andern wichtigen Vortheilen, die uns dieſer Friedensſchluß zugeſichert, wollen wir vor jetzt nur bei demjenigen ſtehen bleiben, was uns beſonders der Wiederbeſitz des Weſtrheiniſchen Deutſchlands gewährt.

Wenn wir oben geſagt haben, daß durch den Lüneviller Frieden mehr als ein Zehntel von der Oberfläche von Deutſchland verloren gegangen ſey, der uns nun wieder gegeben iſt, ſo müſſen wir bemerken, daß in Hinſicht des Ertrags wir es ſo anſehen können, als ob zum mindeſten der

Digitized by Google

achte Theil von Deutſchland uns wieder zugekommen ſey, da die dem Rhein links liegenden Länder mit zu den ergiebigſten und fruchtbarſten gehören, welche die deutſchen Grenzen umfaſſen, und außer dem von den Vogeſen auslaufenden Hartgebirge und dem Hundsrücken meiſt alles übrige Niederungen ſind, die einen außerordentlichen Ertrag gewähren, ſo daß ſie größtentheils mehr hervorbringen, als das Bedürfniß der Einwohner erheiſcht, und dadurch zu einem nicht geringen Handelsvertrieb den nächſten Anlaß geben. Außer dieſen fruchtreichen Ländern haben wir nicht allein die ſehr bedeutenden Waldungen in dem vormaligen Trieriſchen, Zweibrückiſchen und Luxemburgiſchen wieder erhalten, ſondern uns ſind auch zugleich Gegenden wieder gegeben worden, die ziemlich reich an Metall und Mineralien ſind, wie z. B.

1) die Silber- und Zinngruben im Trieriſchen;
2) die Kupfergruben im Köllniſchen und in Namur;
3) die Queckſilberbergwerke im ehemaligen Speieriſchen und Zweibrückiſchen;
4) die Bleigruben im Lüttichſchen und im Hennegau;
5) die Eiſenwerke im Luxemburgiſchen, Lüttichſchen, Köllniſchen, Hennegau, Trier- und Speieriſchen;
6) die Salzquellen bei Dürkheim und Kreuznach;
7) die Marmorbrüche im Hennegau, Lüttichſchen u. Zweibrückiſchen;
8) die Traß- und Baſaltbrüche im Trieriſchen und Köllniſchen;

Digitized by Google

9) die Steinkohlengruben im Zweibrückiſchen, Lüttichſchen und im Hennegau.

Wenn von dieſen zu Deutſchland wieder zurückgekehrten Ländern der Hundsrücken, ſo wie die vormals Trieriſchen und Lüttichſchen Gegenden eben nicht ſehr volkreich ſind, ſo ſind dagegen die Niederlande und die Pfalz deſto bevölkerter, und ſicher ſind es über Viertehalb Millionen Menſchen, die wir als Deutſche nun wieder unſere Brüder nennen können, die über dieſes zugleich größtentheils durch einen hohen Grad von Betriebſamkeit und Kunſtfleiß ſich auszeichnen; denn wer kennt nicht den vorzüglichen Grad von Induſtrie, wodurch ſich beſonders die Niederländer im Spitzenklöppeln, in ihren Tuch- und Baumwollen-Manufakturen und in andern Gewerben hervor thun? Wie viel Leinwand wird nicht in den Ländern des linken Rheinufers bereitet, wie ſtark iſt nicht die Fabrikation des Leders im Lüttichſchen, und wie viel Eiſenwerke, Schmelzhütten und Hammerwerke finden ſich nicht im Limburgiſchen, Luxemburgiſchen, ferner im Lüttichſchen, Köllniſchen, Zweibrückiſchen und in den übrigen gebirgigten Gegenden des linken Rheinufers?

Das, was aber noch als eines der vorzüglichſten Reſultate des Pariſer Friedens für Deutſchland angeſehen werden kann, iſt die Wiedererlangung einer beträchtlichen Strecke des Meerufers, nebſt dem Ausfluß der Schelde, ſo wie jener der Maas und beſonders des ſchiffbarſten Theils

des Rheins mit den verſchiedenen Nebenflüſſen, die ſich auf dem linken Ufer in denſelben ergießen.

Schon jetzt zeigt ſich ein ſehr ſtarker Zug von Waaren, die von Antwerpen nach Kölln und von da den Rhein herauf in das Innere des öſtlichen und ſüdlichen Deutſchlands gebracht werden. Von jeher war überhaupt die Rheinſchiffahrt nächſt der Elbefahrt der vornehmſte Handelsweg für Deutſchlands Bewohner, ſo daß man vormals bereits den Verkehr allein auf dem Rhein für Holland auf 100 Millionen Gulden anzuſchlagen pflegte. Die Ausfuhrartikel auf dieſem zuletzt genannten Fluß ſind meiſt Holz, Rhein- und Moſeler-Weine, Tabak, Früchte und Getraide aller Art, Mehl, Perlengerſte, Gries, Hafergrütze, Stärke, Buchwaitzen, Hirſen, Kaſtanien, getrocknetes Obſt, Wachholderbeeren, Kleeſaamen, Magſaamen, Senf, Kümmel, Annis, Krapp, Hanf, Pottaſche, Eiſenwaaren, Kupfer, Tufſteine, Traß, Wolle, Rübſaamen, Leinöl, Salz, Allaun, Vitriol, Erz, mineraliſche Waſſer, Mühlſteine, Marmor, Galmeyſteine, Lumpen, Zwilch, allerlei Thon- und Farbe-Erden, grobe Leinwand, Pech, Theer, Schmalte, Spiegel und Glaswaaren, Steinkohlen ꝛc. ꝛc.

Die vorzüglichſten Einfuhrartikel dagegen ſind Zucker, Kaffee, Cacao, Gewürz, Thee, Indigo, Cochenille, Spezerei- und Materialwaaren, Farbeholz, Reiß, Zitronen, Pomeranzen, engliſches Zinn, Blei, Baumwolle, holländiſches Papier, wollene Tücher und Seidenwaaren, engli-

Digitized by Google

ſcher Stahl und andere feine Fabrikwaaren, fremde Weine, virginiſche Tabaksblätter, Braſilianiſche Kuhhäute, Oel, Heringe, Cabliau und andere Fiſchwaaren, Fiſchbein ꝛc. ꝛc.

Für den Flor des Rheinhandels zeigt ſich ſchon jetzt eine ſehr vorzügliche Ausſicht, da der bisher beſtandene franzöſiſche Duanenzwang für die Waarentransporte nun aufgehört hat, und dagegen nach dem Artikel V. des Pariſer Friedens die Schiffahrt auf dieſem Fluß ſo frei ſeyn ſoll, daß ſie niemand unterſagt werden kann, auch über dieſes die zu erhebende Gebühren auf die allergleichſte und dem Handel aller Nationen günſtigſte Art feſtgeſetzt werden ſollen, als wozu durch die Herſtellung des Rheinſchiffahrts-Octroi auch bereits dergeſtalt der Anfang gemacht iſt, daß von der holländiſchen Grenze an bis nach Straßburg zu Berg nicht mehr als zwei Franken von dem Zentner der vorzüglichſten Güter, zu Thal aber nur ein und ein Drittel Franken bezahlt werden muß, ohne der beträchtlichen Verminderungen dieſer Gebühren zu gedenken, da ſo viele Gegenſtände nur den vierten oder gar nur den zwanzigſten Theil derſelben zu entrichten haben. Für die Zukunft muß jedoch dieſer Handel noch weit wichtiger und blühender werden, wenn die wohlthätigen Verbindungen des Rheins mit andern Flußgebieten, deren derſelbe ſo ſehr fähig iſt, und wovon wir bei einer andern Gelegenheit ſprechen werden, realiſirt ſeyn werden.

Digitized by Google

Da die Handelsverhältniſſe jederzeit auf gegenſeitiges Bedürfniß und gegenſeitigen Vortheil gegründet ſeyn müſſen, ſo hat uns die Geſchichte des letzten Jahrzehends gelehrt, welche Mißgriffe in dieſer Hinſicht von Seiten der franzöſiſchen Regierung gemacht worden ſind; auch wird es wohl nicht geläugnet werden können, daß der Manufakturen- und Handelszwang ſehr vieles mit dazu beigetragen hat, den vormals durch den Druck der Völker beſtandenen Kaiſerthron zu untergraben, und Frankreich ſeine ſo unverhältnißmäßige Eroberungen wieder mit entreißen zu helfen, da es eben dieſes unnatürlichen Zwangs wegen die öffentliche Meinung aller europäiſchen Nationen ſo ſehr gegen ſich gerichtet hatte. Möge daher dieſes Beiſpiel auch bei Regulirung der künftigen deutſchen Handelsverhältniſſe, zu denen die der rheiniſchen Gegenden vorzüglich mit gehören, zur ſteten Lehre dienen, daß der Wohlſtand der Nationen, der ſo ſehr von der Begünſtigung der Gewerbe und des Handels abhängt, nicht ungeſtraft geſtört werden könne!

Außer dem vermehrten Wohlſtand, der aus dem Wiederbeſitz des weſtrheiniſchen Deutſchlands für uns im Allgemeinen zu erwarten iſt, haben wir vorzüglich auch die größere Sicherheit unſerer Grenzen zu berückſichtigen, die für das deutſche Vaterland hieraus entſpringt.

Aber nicht für Deutſchlands Bewohner allein, ſondern auch für ſeine Grenznachbarn war es von der äußerſten Wichtigkeit, daß der Rhein in ſeine urſprünglichen Ver-

Digitized by Google

hältniſſe größtentheils ſo wieder hergeſtellt wurde, wie wir dieſelben oben bezeichnet haben; denn was würde beſonders aus Hollands kaum wieder erlangter Unabhängigkeit aufs Neue geworden ſeyn, wenn der beträchtlichſte Theil des Rheins nicht Deutſchland einverleibt geblieben wäre?

Wenn es übrigens nicht zu verkennen iſt, daß mit dem Beſitz dieſes Fluſſes immer die Herrſchaft über die ſämmtlich angrenzenden Länder verbunden ſeyn wird, und daß diejenige Macht, welche auf dem einen Ufer gebietet, nothwendig bald ſich auch die Hoheit über das ganze Strom-Gebiet anmaßen wird; ſo kann kein höheres Intereſſe für Deutſchlands erhabene Regenten ſeyn, als ſolche Maßregeln zu ergreifen, daß eine Invaſion in dieſem Theil von Deutſchland ſobald nicht wieder möglich wird.

Wir ſind während der jüngſten Zeit nur zu ſehr davon überzeugt worden, daß der Beſitz des Rheins ſich nicht wohl theilen läßt, und daß es immer auf Koſten derjenigen Macht geſchehen wird, welche eine ſolche Theilung zuläßt. Auch iſt es wohl keineswegs zu läugnen, daß immer ein Theil der Selbſtſtändigkeit unſers gemeinſamen Vaterlandes an das Schickſal dieſes Fluſſes mitgeknüpft ſeyn wird.

Unverzeihlich war es daher vormals, daß man die Vertheidigung dieſes für uns ſo höchſt wichtigen Fluſſes nicht als eine vorzüglich gemeinſame Sache des geſammten deutſchen Reichs angeſehen hat. Möge für die Zukunft nicht

der ähnliche Fehler begangen werden, und mögen wir immer bedenken: daß unſere größte Stärke nur in der Ergreifung gemeinſamer Maßregeln beruht, und daß die Deutſchen nie überwunden worden ſind, wenn ſie unter ſich einig waren!

Digitized by Google

VI.

Bemerkungen und Ergießungen in einſamen Stunden.

(Ausgezogen aus meinen Tagebüchern.)

Menſchen von dumpfem Sinne und grobem Eigennutze nehmen in Kriegen oder bei großen Staatsumwälzungen, wenn ſie nicht unmittelbar angegriffen werden, weder durch That noch Wort Parthei. Sie halten es, wie es auch gehen mag, immer nur mit ſich ſelbſt. Andere von regerem Geiſte, empfänglichem aber unſtetem Sinne, ihren Vortheil immer berechnend, laſſen ſich leicht in eine Parthei ziehen, ſpringen aber eben ſo ſchnell über, wenn das Glück wechſelt. Solche Leute ſind in den Stürmen der Zeit wahre Korkſtopfen. Wie auch alles ſich umkehren und überſtürzen mag, ſie werden immer wieder emporkommen, und oben ſchwimmen. Menſchen von überwiegendem Verſtande, hellem Sin-

ne und zartem Gefühle ſchlagen ſich dagegen nicht leicht zu einer Parthei, wenn nicht Stand und äußere Verhältniſſe ſie dazu zwingen. Sie ſind gewiſſermaßen mit allen und gegen alle, weil ſie ihr guter Sinn das Recht und Unrecht beider Partheien leicht entdecken läßt, das gewöhnlich nach langwierigen Kämpfen und mannigfaltigen Verwickelungen auf der einen und der andern Seite gleich ſteht. Zu dieſer Klaſſe gehörte Cicero, da er in dem großen Bürgerkriege zwiſchen Cäſar und Pompejus ſagte: er wiſſe, wen er zu fliehen, nicht aber, zu wem er ſich zu halten habe. Menſchen von mehr Thatkraft wählen, wenn ſie zugleich einen edlen Karakter haben, diejenige Parthei, die ihnen das meiſte Recht zu haben ſcheint; wenn ſie von Eigennutz, Leidenſchaft und Laune beherrſcht werden, die nächſte die beſte, die ihnen zuſagt. In der Klaſſe jener ragen ein Kato, Brutus, in der letzten ein Antonius hervor. Gewaltigere dagegen, die mit Thatkraft noch Genie verbinden, ſchafften ſich eine eigne Parthei. In dieſe Klaſſe gehören die Cäſare und Napoleone. Menſchen endlich von reinem Sinne, großer Thätigkeit, heiligem Willen und edler Begeiſterung ſtellen ſich allein einer ganzen verdorbenen Welt gegenüber, und kämpfen gegen ſie ohne alle Parthei. So treffen die ſchlechteſten mit den edelſten zuſammen; nur mit dem Unterſchiede, daß jene ohne Parthei ſind, weil ihre Eigenſucht ſie an die Stelle der Welt, dieſe aber, weil ein höherer Geiſt ſie über dieſelbe oder derſelben entgegen ſetzt.

Im gemeinen Leben reicht der Name eines Heuchlers, Lügners und Betrügers hin, einen Menſchen für immer um alle Achtung und Ehre zu bringen; in der großen Welt vermag Schande nichts gegen Anſehen, Ruhm und Macht; nicht weil in derſelben Lüge nicht mehr Lüge, Betrug nicht mehr Betrug wäre, ſondern weil daſelbſt beide als nothwendige Künſte gelten, und die Geſchicklichkeit in ihrer Anwendung den Blick von ihrer innern Ehrloſigkeit abzieht. Was nur immer den Menſchen als Menſchen herabwürdigen und verabſcheuungswürdig machen kann, wurde ſchon von Napoleon Buonaparte geſagt. Daß er ein Undankbarer, ein Heuchler, ein Ehrſüchtiger geweſen, überall mit Lug und Trug zu Werk gegangen ſey, ſind die gelindeſten Vorwürfe, die ihm gemacht wurden. Uſurpator, Tyran waren der Wuth und dem Witze ſeiner Feinde, beſonders in Frankreich, viel zu ſchwache und verbrauchte Ausdrücke, die moraliſche Abſcheulichkeit deſſelben zu bezeichnen. Dann erſt, nachdem ſie ihn als einen Wütherich, ärger als Nero und Kaligula, (Journal des Débats, avril 1814) als eine Geißel und Zornruthe Gottes, als einen Menſchenwürger und Blutſauger, als einen Gottloſen und Unſinnigen, der den Geſetzen der Nothwendigkeit ſich nicht habe unterwerfen, und ſogar vor den Elementen und den vereinten Völkern Europa's ſich nicht habe zurückziehen wollen, als einen hartherzigen, wilden Henker ſeines Volkes, als einen Menſchen ohne Eingeweide, als den Wam-

Digitized by Google

pir fremden Ruhms, als den perſonifizirten Calcul (Benjamin Konſtant) hingeſtellt hatten, glaubten ſie die rechten Namen für ihn gefunden, mit ſeiner Ehre auch ſein Anſehen und ſeinen Ruhm vertilgt zu haben. Aber ihre durch die letzte Kataſtrophe frei gewordene Wuth zeigte in ihren Uebertreibungen oft gerade die Größe ihres Gegenſtandes nur deſto heller; indem ſie die Schande Buonaparte's verkünden wollten, ſprachen ſie oft ſein größtes Lob aus. *) Weit feiner und mit mehr Menſchenkenntniß griffen es andere an, den Helden des 19ten Jahrhunderts ganz zu vernichten, und den Schlaf der neuen Herrſcher ſanfter zu machen. Er mußte lächerlich und verächtlich gemacht werden, um allen Einfluß auf die Gemüther zu verlieren. Dieſemnach war es alſo ganz zweckmäßig und fein berechnet, zuerſt die gemeine Herkunft Buonaparte's recht aufzudecken, um dadurch ſogleich alle Anſprüche auf Herrſchaft niederzu-

---

*) So z. B. im Journal des Débats, 29 avril 1814, wo es unter andern heißt: Il n'a conservé dans son humiliation que son caractère de comédien et d'imitateur: il joue maintenant le sang-froid et l'indifférence; il se juge lui-même; il parle de lui comme d'un autre, de sa chûte comme d'un accident arrivé à son voisin: il raisonne sur ce que les Bourbons ont à craindre ou à espérer; c'est un Sylla, un Dioclétien, comme auparavant c'étoit un Alexandre et un Charlemagne. Il veut paroitre insensible à tout, et pêut-être l'est-il en effet etc.

Digitized by Google

ſchlagen. Ein roher, wilder Erdenſohn konnte er nicht im hohen Rathe der Olympier ſitzen; dann war es ein treffender Einfall, den wohlklingenden und bedeutungsvollen Namen Napoleon für unbekannt in Korſika und angenommen zu erklären, *) und Buonaparte in einen Bohnenbart oder Guttheil zu verdeutſchen. Wie viel Namen zur Sache thun, weiß alle Welt. Weiter mußte es, beſonders unter Franzoſen, gewaltig wirken, daß man die groben, pöbelhaften Manieren des kaiſerlichen Emporkömmlings (wie der fromme Chateaubriand, und der feine Lacretelle) ſeine Ungezogenheiten bei Weibern ausſchrie; ſein linkiſches Weſen, das ihn in die Nothwendigkeit geſetzt, bei Talma Lektionen zu nehmen, um einen Kaiſer repräſentiren zu lernen, ſeine ganze Perſon durch einen Schwall von Karrikaturen, Spottliedern, Xenien mit und ohne Spitzen lächerlich machte; endlich der ganzen Welt zeigte (ein Meiſterſtück Chateaubriand's!), daß er die Kriegskunſt, ſo viel an ihm lag, rückgängig gemacht, nicht zu retiriren, nicht die Rolle eines Fabius zu ſpielen verſtanden; ſeine Kräfte, beſonders in den letzten Zeiten, durch planloſe Thätigkeit vergeudet habe, und überhaupt nur die Fähigkeiten eines ganz gemei-

*) Daß ſchon zu den Zeiten des Marſchalls Vieilleville (ſ. ſeine Denkwürdigkeiten) ein korſiſcher Kapitän dieſes Namens in Genua vorkommt, iſt eine gelehrte Notiz, die vielen Gelehrten, um ſo mehr dem großen Haufen unbekannt iſt, und alſo die Wirkung jenes Einfalls nicht aufheben kann.

nen Menſchen beſitze, *) der mit Alexander nichts als die Ehrſucht, mit Cäſar die Fallſucht, und Karl XII. die Tollkühnheit gemein habe. Wie viel dieß alles wirken mag, nicht nur Buonaparte politiſch (iſt wohl die leichtere Aufgabe!) ſondern auch moraliſch zu vernichten, hängt nun zwar noch von Umſtänden ab; ſicher aber iſt, daß diejenigen, welche mit Ueberlegung oder inſtinktmäßig auf die letzte Weiſe verfuhren, um jenen Zweck zu erreichen, den rechten Weg eingeſchlagen haben. Was man ihnen allein noch zu empfehlen nöthig finden könnte, wäre, daß ſie ſich auf die Frage, wie denn ein ſo gemeiner, linkiſcher, talent- und ahnenloſer Erdenſohn auf eine ſolche Stufe ſich habe aufſchwingen, in der Welt einen ſolchen Lärm machen, und ſeinen Feinden die Zunge ſo lange binden können, nie einlaſſen, ſondern die Löſung derſelben künftigen Geſchichtſchreibern überlaſſen.

*) Quelque jour sans doute un nouveau Sueton rassemblera ces anecdotes privées, ces détails de vie intérieure qui dépouillant le prince de son appareil usurpé de grandeur et d'éclat, mettront l'homme à nu, et feront voir à tous les yeux sa petitesse et sa difformité naturelles. Chacun alors pourra se convaincre, que le prétendu héros, le faux demi-dieu n'avait pas même en lui, hors ses vices, les facultés d'un homme ordinaire, et que la France a fléchi le genou, a tremblé devant un misérable, qui eût été le rebut de l'humanité, s'il n'en avait dû être le fléau.

Journal des Débats, 27 avril 1814.

Druckfehler im letzten Hefte.

Seite 161 Zeile 3 von unten ſtatt fräbetete, lies frähete.
Seite 166 Zeile 8 von oben ſtatt Karakter. lies Karakter eines Gedichtes.
Seite 166 Zeile 3 von unten ſtatt καδηκον, lies καθηκον.
Seite 167 Zeile 1 von unten ſtatt weniger, lies geringeres.

Digitized by Google

I.

Gedichte.

Luſt in freier Luft.

Ich treibe mich in freier Luft,
Im Sonnenſchein, in feuchtem Duft,
Den lieben langen Tag herum,
Genieße Frieden um und um.

Ich fürchte Sturm und Wetter nicht,
Ich ſinge, wenn das Rohr ſich biegt,
Wenn's in den Wäldern heult und ſauſt,
Und um die Berge flammt und brauſt.

Im Freien ſeh' ich mancherlei,
Und was ich ſehe, bleibt mir neu,
Am Ufer und am Waſſerfall,
Im Fichten-Hain, im Roſen-Thal.

Digitized by Google

Kein Künſtler hat auf reiche Wand
Gepinſelt mit geſchickter Hand,
Was frei die Sonn' in Lüfte malt,
Wann ſie am Abend-Himmel ſtralt.

Es blühet Knab' und Mädchen nur
In freier Luft auf grüner Flur;
Es ſproßt in ihr, in ihr der Mann
Zur ſchlanken Eiche früh heran.

Wann trübe ſich mein Auge ſenkt
Und Wehmuth mir den Buſen engt,
Dann find' ich Ruh auf weitem Feld,
Bei'm Anblick einer höh'ren Welt.

Als Minna eiferſüchtig war.

Warſt du es, Liebe! was ihr Geſicht mit Zorn
Entflammte, was ihr ſeitwärts gewandtes Aug'
Mit rächeriſchem Stolz entſtellte,
Was mit Verachtung ihr Herz durchglühte?

Biſt du es, Liebe! was mir im Buſen ſtürmt?
Was ſo mit Angſt, mit Schmerz mir die Bruſt zerreißt?
Was dieſe Thränen aus mir weinet?
Liebe! Biſt du es? — Biſt du es, Hölle?

Digitized by Google

So flieh'! So biſt du nicht mehr die Göttin, die
Mich einſt zu Träumen endloſer Seligkeit
Mit ihrem Hauche ſanft begeiſtert, —
Furie biſt du, und ſchreckenvoller.

O Hain! o Bäche, die ihr mich mit ihr ſah't,
Die ihr mich hörtet, wann ſich ein leiſes Ach
In unausſprechlicher Empfindung
Mir aus dem innerſten Buſen loswandt;

Ihr Zeugen meiner glühenden Zärtlichkeit!
Furcht und Entſetzen werdet des Wandrers Bruſt,
Dem euer Nachhall je die Stimme —
Dem er den Namen der Falſchen zuruft.

Die Belagerung von Cöln.

» Fahr' Leben hin, ich mag dich nicht!
» Im Mark ſitzt mir der Kummer,
» Verhaßt iſt mir des Tages Licht,
» Dahin iſt Ruh' und Schlummer!
» O kämſt du Tod, hier iſt ein Mann,
» Der nichts als ſich verfluchen kann,
» Die Quaalen nicht kann tragen,
» Die ihm am Herzen nagen!

Digitized by Google

» Die ſtolzen Cölner wieſen mich,
» Den Herrſcher, von den Thoren,
» Da hab' ich Rache fürchterlich
» Dem kecken Volk geſchworen!
» Deß lachen ſie und ſpotten mein;
» O ſänk' ich hundert Klafter ein,
» Daß mit mir in der Erde
» Die Schmach begraben werde!

» So ſchnaubet Engelbert voll Wuth
» Und wälzt ſich auf dem Lager;
» Jetzt brennt die Wang in Zornesglut,
» Sonſt iſt ſie bleich und hager.
» Was ſteht ihr ſo geduldig da,
» Ihr Mannen, komm' mir keiner nah!
» Wer Teufel kann beſchwören,
» Den wird mein Grimm auch hören! «

Die Diener beben, sieh da ſchritt
Ein Pfäfflein her verſtohlen;
Man hörte kaum den leiſen Tritt
Von ſeinen ſchweren Sohlen:
» Ich wüßt' euch eine Arzenei,
» Die macht euch Herr den Athem frei! « —
» Den Arzt, den kann ich brauchen;
» Doch muß ſein Tränklein taugen! « —

Digitized by Google

»Sorgt nicht, mein lieber Herr, und trinkt,
»Es wird euch baß behagen;
»Denn eh' die ſechſte Sonne ſinkt,
»Wird es in Cöln euch tagen.
»Doch eh' ſeht ihr ein Abendroth,
»Das kündet euch der Cölner Noth,
»Verſteht ihr Herr!« — »O eile,
»Dein Roth macht mir ſchon Weile.« —

»Verſteht ihr Herr? der Freunde ſind
»In Cöln mir wahrlich viele — «
»Geh', eile!« — »Herr, ihr wollt geſchwind,
»Ich ſicher nur zum Ziele;
»Geſchliffen iſt für Bürgerluſt
»Der Bürger Dolch!« — »Mein Schmerz wird Luſt,
»Die Zeit iſt koſtbar, eile!
»Du biſt mein Arzt, geh', heile! — «

Das Pfäfflein geht — der Biſchof wild
Beut auf die Waffenbrüder.
»Auf Cleve, auf o Mainz, es gilt,
»Jetzt legt die Stolze nieder!
»Drum rüſtet euer Heer geſchwind,
»Denn der nur, der zuletzt gewinnt,
»So lang ſich's auch geſponnen,
»Hat alles doch gewonnen!«

Digitized by Google

Da hebt ſich jeder Kriegesmann,
Man ſchleift die ſchart'gen Klingen,
Laut ruft durchs Land der Heeresbann,
Und die Drommeten klingen.
Und über Mainz hinab das Land
Nach Bonn, am Maas- und Moſelſtrand
Umgürtet ſich mit Waffen
Dir, Cöln, Verderb' zu ſchaffen.

Als wie im Wolkenbruch ein Strom,
So kommt das Heer gezogen.
Die Sonne ſinkt, da ſchaut der Dom
Hervor aus blauen Wogen.
Da hielt der Zug gemach, — es bricht
Heran des Abends röthlich Licht,
Man harrte andrer Gluthen
Bald in des Stromes Fluthen.

Man harret lang, und weit voran
Sprengt Engelbert den Haufen;
Er naht der Stadt auf ſtiller Bahn,
Doch wie in Eile laufen
Ameiſen hin und her im Bau,
Und jede kennt den Dienſt genau:
So ſieht er auf den Mauern
Die wachen Bürger lauern.

Digitized by Google

» Verfluchtes Glück, ſo kehrſt du mir
» Auf ewig dann den Rücken!
» Wohlan, ſo will ich ſterben hier,
» Auf heißt zur Schlacht ſich ſchicken
» Die Kriegeshaufen; auf zur Schlacht,
» Sobald der junge Tag erwacht!
» Dann wollen wir die Zinnen
» Im offnen Sturm gewinnen.

» Dann ſoll ſie der Elftauſend Macht
» Wohl ſicher wenig frommen;
» Ich ſpotte ſolcher Weiberwacht,
» Mag Geryon auch kommen
» Mit ſeinen Rittern, und dazu
» Die Könige aus ihrer Ruh':
» Thät' jeder tauſend Wunder,
» Die Stadt ſoll doch herunter!

» Mit Wein und Schlaf ſtärkt euren Arm,
» Daß wenn die Frühe winket,
» Euch Blut und Herz iſt völlig warm,
» Die Hand nur tödtlich ſinket! « —
Es murmelt Beifall durch die Reih'n,
Und lauter ruft's: » Zum Wein, zum Wein,
» Da läßt ſich noch was wagen!
» Zum Wein und dann zum Schlagen! « —

Digitized by Google

Die Nacht ſinkt ſtill auf Feld und Wald,
Die Bäume ſteh'n wie Rieſen;
Der Mond zeigt kaum des Doms Geſtalt,
Des Rheines Wellen fließen
Mit leiſerm Murme'n durch die Nacht,
Die Engelbert im Grimm durchwacht;
Er möcht' auf ihren Schwingen
Das Morgenroth ſich bringen.

Im Lager murmelt's dumpfer ſchon,
Wie in des Korbes Zellen;
Es ſtirbt und ſtirbt gemach der Ton,
Wie ferne Meereswellen.
Bald ſchweigt es ganz, bald iſt es ſtumm,
Nur Wacht und Geiſter ſchleichen um,
Geſpenſter, bleich und hager,
Geh'n durch das todte Lager.

Des Weines Glut geſtaltet ſich
Zu hundert tauſend Bildern;
Sie wechſeln mannigfaltiglich,
Wer will und kann ſie ſchildern?
Der eine greift nach blankem Geld,
Den andern lockt ein Weibchen hold,
Der dritte greift zum Schwerdte;
Der ſitzt daheim am Heerde.

Digitized by Google

Doch Engelbert wirft ſich herum,
Von eigner Gluth verzehret,
Iſt alles, iſt ſein Grimm nicht ſtumm,
Der Ruh' und Raſt ihm wehret.
Der Mainzer Biſchof aber liegt,
Vom Eiſenarm des Schlafs beſiegt:
Auch Dietrich ſchnarcht daneben,
Und weiß nichts mehr vom Leben.

Doch dich nicht feſſelte der Schlaf,
(Ihn wehrt ein ſtilles Grauen),
Du wachteſt, Clevens frommer Graf,
Und ſpracheſt mit Vertrauen
Zu Stephan Bluylen, Bruder ſprich,
Was denkſt du: klang's nicht läſterlich,
Was Engelbert geſprochen,
Bleibt ſo was ungerochen?

Der kann ſich freu'n, wer Weib und Kind
Heimkehrend wieder ſiehet;
Denn Gottes Arm der iſt geſchwind,
Daß keiner ihm entfliehet.
Wer Gottes Kämpfer ruft zum Streit,
Der findet ſie gewiß bereit;
Die ſchlagen ſolche Wunden,
Wie nie ein Arzt verbunden. —

Digitized by Google

» So dacht' auch ich — allein ich ſchwieg,
Spricht Stephan; « denn ſein Schelten
» Scheut ich — das endet nicht mit Sieg!
» Doch morgen Freund, es melden
» Die Lebensgeiſter ſich zur Ruh',
» Schon nickt mein müdes Auge zu.
» Horch, eben geht die Runde,
» Und zwölfe ſummt die Stunde. «

Sie geh'n zur Ruh', doch in der Stadt
Beginnt ein Zug zu wallen,
Zum heil'gen Chor: es flimmern matt,
Vom Schein die düſtern Hallen;
Und zarte Jungfrau'n ſchlagen laut
Die Bruſt: » Ihr ewig Reinen ſchaut
» Auf uns, ſeyd Schild und Wehre,
» Schützt Unſchuld uns und Ehre. « —

Die Greiſe mit dem Silberhaar:
» Erbarmt euch, laßt zum Grabe
» Uns ruhig wallen, ruft die Schaar;
» Des Lebens letzte Gabe,
» Ein ruhig Grab, das flehen wir,
» Seht unſre kleinen Enkel hier! « —
So fleht der Chor, die Grüfte
Enthauchen Himmelsdüfte.

Digitized by Google

Die Hallen ſtrahlen milden Schein,
Und alles fällt zur Erde,
» Wir wollen, wollen gnädig ſeyn! «
So tönt's. Nun geht zum Heerde
Nur ruhig heim — denn ſieh' es ſchwebt
Der Chor von ew'gem Licht umwebt;
Schon über euern Mauern
Laßt tauſend Feinde lauern!

Doch nicht verborgen bleibt der Zug
Dem Blick des frommen Grafen
Von Cleve, der ſich raſtlos trug
Mit Ahnung ſchwerer Strafen.
Er ſieht, obwohl er ſchlummert, klar
Der heil'gen Jungfrau'n lichte Schaar,
Erſchrickt und ſtaunt und ſinnet,
Als ſchon der Tag beginnet.

Da ſpricht er zu dem Freund mit Trug:
» Das heiß' ich doch geſchlafen,
» Du ſchnarchteſt tief! « — » Es iſt genug,
» Soll ich dich Lügen ſtrafen? «
Entgegnet Stephan. » Kriegsgenoß,
» Wer war's, der Blicke auf uns ſchoß,
» Wer reckte denn die Hände,
» Daß Gott die Strafen wende? « —

Digitized by Google

Cleve. » Gott ſey uns gnädig, Kind und Weib,
» Wir ſeh'n ſie niemals wieder;
» Heimkehrend mit geſundem Leib,
» Hier leget Gott uns nieder!
» Komm warnen wir das ganze Heer,
» Denn das wird gut wohl nimmermehr!
» Sieh' Engelbert, wie bäumet
» Sein Roß ſich wild und ſchäumet. «

Der Biſchof ſprengt die Reih'n hinauf,
Und ſprengt die Reih'n hinunter;
Er ſammelt Haufe ſich zu Hauf',
Und immer wimmelt's bunter;
Da tritt der Graf hervor und kühn
Beginnt er: » Mag zum Streite zieh'n,
» Wer ſolchen Streit will wagen,
» Und Gottes Arm ertragen.

Denn hört; ich ſeh' der Tauſend Chor,
(Fleht daß der Herr uns ſchone!)
» Hoch glänzt ihm eine Jungfrau vor,
» Auf ihrem Haupt die Krone;
» Von lichtem Blau wallt ihr Gewand,
» Umſchlungen mit dem goldnen Band,
» Es ſchwebt um ihre Hüfte
» Weit in die Himmelslüfte.

Digitized by Google

» Sie ſchreitet hoch den Zug voran,
» Mit aufgehobnen Händen;
» Licht quillt auf ihrer Ferſen Bahn,
» Wohin ſie ſich nur wenden.
» Ihr folgt die Schaar und hebt die Hand,
» Umwandelt rings der Mauerrand;
» Noch ſeh' ich ſie den Segen
» Auf jede Zinne legen.

» Dann wendet ſich der Zug zurück,
» Und ſchaut auf uns herüber,
» Der Jungfrau'n engelſchöner Blick
» Wird düſtrer ſtets und trüber;
» So ſchön er war, ich trug ihn nicht,
» Sank betend hin aufs Angeſicht;
» Und ſprach: O Heilge wende
» Zu uns auch Segenshände!

» Gieb unſern Waffen Sieg und Heil,
» Sey mit uns bald im Streite! « —
» Da hebt die hohe einen Pfeil,
» Daß ſie das Heer bedräute;
» Doch mehr noch droht ihr Flammenblick
» Ein unnennbares Graungeſchick:
» Was kann ein Heer auch ſchaffen
» Wohl gegen Himmelswaffen? «

» Dann kehrt der Zug zum Weyerthor
» Zurück, die Flügel krachen;
» Und düſtre Nacht verſchlingt den Chor;
» Ich bebe beim Erwachen.
» Und ehe noch das Morgenroth
» Der Welt den Gruß des Lichtes bot,
» Beſchloß ich heimzukehren,
» Um Gottes Grimm zu wehren. « —

» Am beſten iſt's vom Streite fern,
» O lernteſt du doch ſchweigen,
» Und zögeſt ſtill davon; nicht gern
» Theil ich den Kampf mit Feigen!
Rief Engelbert. » Zum Zeitvertreib
» Geh' heim, erzähle deinem Weib
» Dein Weibermährchen, räume
» Das Feld, geh' heim — und träume! «

Doch Stephan eifernd ſagte drauf:
» Ich ſchwör's bei Ritterehre;
» Hier iſt mein Handſchuh, hebt ihn auf,
» Zeigt's Nachtmahl mir, ich ſchwöre:
» Was Cleve ſprach, iſt wahr und rein,
» Und ich mag ſelbſt verdammet ſeyn,
» Vor Gott ob meiner Sünde,
» Wenn ich euch Trug verkünde.

Digitized by Google

» Ich ſah daſſelbe Traumgeſicht. « —
» Du ſahſt es! Ha der Feige
» Macht alle feig; ich ſah es nicht.
» Wer's ferner ſah' der weiche,
» Der weich' aus unſerm tapfern Kreis.
» Sieh da, der Mainzer Biſchof weiß
» Auch nichts von eurer Mähre;
» Er kennt, wie ich, nur — Ehre!

» Thut wie ihr wollt, wir beiden gehn! «
Spricht Cleve, heißt Drommeten
Zum Abzug! — Als die Fahnen weh'n
Schaut rings das Heer betreten.
» Laßt zieh'n, ruft Engelbert, den Troß,
Er ruft's und tummelt wild ſein Roß;
» Steht Mainz mir nur zur Seite,
» So geh' ich kühn zum Streite. « —

Der Mainzer Biſchof, tief bewegt,
Verſinket in Gedanken;
Daß ſich die Wimper nicht mehr regt,
Sein Sinn beginnt zu wanken;
Des Himmels Macht dringt auf ihn ein:
» Ich kann im Bund nicht ferner ſeyn,
» Mir graut's in allen Sinnen,
» Gott ſelbſt ruft mich von hinnen! « —

Digitized by Google

» An dich, mein Bruder Dietrich, kommt
» Nun auch zu geh'n die Reihe! «
Doch Dietrich ſchweigt. — » Sprich was mir frommt,
» Mein Sinn verwirrt ſich, leihe
» Den deinen mir, du biſt bewährt
» Als wie mein ſchartenvolles Schwert. «
» Sprich, darf ich mich erkühnen
» Zum Sturm? « — » O, nein zum Sühnen! « —

Man bietet Sühne, doch voll Trutz
Auf Herz und feſte Zinnen,
Und ihrer Heil'gen treuen Schutz
Läßt Cöln ſich nicht gewinnen.
Die Bürger fühlen ihre Kraft,
Die einzig wahre Freiheit ſchafft.
Der Biſchof geht, im Herzen
Beſtraften Hochmuths Schmerzen.

Digitized by Google

II.

Archimed, oder die Liebe zur Wiſſenſchaft.

» Verwirre mir meine Kreiſe nicht, » ſagte Archimed zu dem römiſchen Soldaten, der ihn nach Befehl des Marcellus um ſeinen Namen fragte. Der gelehrte Bürger von Syrakus antwortete mehr, als er gefragt und verſtanden wurde. Er gab mehr als ſeinen zufälligen Namen; er bezeichnete ſeine Individualität, den Karakter ſeiner Perſon; aber der Schluß, daß dieſes gerade der Mann ſeyn dürfte, der das Schickſal ſeiner unglücklichen Stadt nicht theilen ſollte, weil er dabei ſo gleichgültig ſchien, lag ſeinem eilfertigen Mörder zu weit aus dem Wege.

Hat aber Archimed nicht eben wegen dieſer untheilnehmenden Gleichmüthigkeit den Tod verdient? Verdient das Soloniſche Geſetz, das den Athenienſern bei Bürgerkriegen unter Todesſtrafe die Neutralität verbietet, nicht die Anwendung auf den Fall, wo der Staat gegen den äußern Feind um ſeine letzte Rettung kämpft? War es nicht eine

Art von unnatürlicher Affektation? Wie kann der Staatsbürger bei dem Angſtgeſchrei der Seinigen, bei dem wilden Gelärm der ſiegestrunkenen Feinde ſich ſo ſehr in dem weltbürgerlichen Gelehrten vergeſſen? Endlich zu welchem Zwecke konnte der Geometer ſo eifrig an der Löſung eines mathematiſchen Problemes in ſeiner Todesſtunde arbeiten?

Ich weiß nicht, ob dieſe Anekdote erſonnen iſt; auch das glaube ich, daß ich und alle die, welche an ihrer Wahrheit zweifeln, die Martyrerkrone ſchwerlich verdient hätten. Da indeſſen auch ich an mir erfahren habe, daß in Fällen groſser Gefahr mein Geiſt feſter ſtund als meine Knie, ſo glaube ich auch an Menſchen, denen im Angeſichte des Todes weder der Geiſt noch die Knie wanken.

Iſt die Anekdote erfunden, ſo gereicht ſie beiden, dem Erfinder und ihrem Helden, zur Ehre. Jener mußte eine Idee von dem überſchwenglichen Gute der Wiſſenſchaft haben, und dieſer ſich anderwärts wirklich in einer Haltung gezeigt haben, die dieſe Erzählung von ſeiner unbezwinglichen Liebe zu ihr wahrſcheinlich machte.

Dieſem Blutzeugen der Wiſſenſchaft ſtellt die neueſte Geſchichte einen ähnlichen Heiligen zur Seite. Lavoiſier, des Verrathes gegen das Vaterland von den Verräthern ſelbſt beſchuldigt und verdammt, bat um noch ein paar Tage Lebensfriſt, einige chemiſche Verſuche zu vollenden, von denen er eine dem Vaterlande und der Menſchheit nützliche Entdeckung erwartete; aber ſie, die ſich für Spar-

taner hielten, weil ſie eine lakoniſche Antwort zu geben wußten, ſagten ihm ſpottend, das Vaterland brauche nichts als Brod und Eiſen. Ich weiß nicht, wobei einem edlen Gemüthe ſchwerer wird, ſich zuſammen zu halten, in der Stunde eines gemeinſchaftlichen Unterganges nach der Strenge eines üblichen Kriegsrechtes, oder bei dem Anblicke einer Zerrüttung des Vaterlandes durch die Ausgelaſſenheit einer übermächtig gewordenen Willkühr. Wer in beiden Lagen noch alles zu beſitzen glaubt, weil ihm die Wiſſenſchaft und ihre Liebe blieb, der kennt an ihr eine Schönheit und Würde, gegen welche die irrdiſche Schönheit und der Werth des Lebens kein Maaß iſt.

Ich verdanke der Wiſſenſchaft mehr Freuden, als dem guten Glücke, dem ich doch auch, wenn es mich ſo fort bis zum Grabe geleitet, meinen Hahn ſchuldig bin. Ich habe auch erfahren, was Cicero von ihr, ohne Zweifel an ſich, empfunden hat, da er ſchrieb: Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium et solatium praebent. Und ſo mag dieſe aufrichtige Huldigung zugleich ein Ausdruck meines wärmſten Dankes ſeyn.

Wir bemerken an der Natur nichts als den ewigen Wechſel, ein ſtetes Werden, (wie es auch der Name »Natur« ausſagt). Dinge, »die immer werden, und niemals ſind« aber vermöge einem uns angebornen Denkgeſetze, für deſſen Gültigkeit wir Dem vertrauen, der es

uns gab, legen wir dieſem Werden ein Seyn, dieſen Veränderungen einen Grund und eine Kraft unter. Blind heißen wir die Kraft, wenn das Prinzip ihrer Richtung und ihrer Stärke nicht in ihr ſelbſt liegt; verſtändig, wenn ſie ſelbſtbeſtimmend iſt, und das Maaß ihrer Thätigkeit und ihrer Richtung aus dem Begriffe der Veränderung, die darum ihr Zweck heißt, hervorgeht.

Die einzige Kraft, die wir unter den Naturerſcheinungen als ſelbſtthätig und verſtändig finden, ſind wir, der menſchliche Geiſt. Er ſelbſt erſcheint in mannigfaltigen Formen, bald den blinden Kräften unterthänig, bald mit ihnen kämpfend, zuweilen über ſie ſiegend und gebietend. In den zwei erſten Verhältniſſen iſt die Natur im ſtrengen Sinne ſein Gegenſtand; in den zwei letzten Verhältniſſen hat er ſie praktiſch idealiſirt, weil er durch den Begriff ihr Herr und Meiſter wurde. Dieſes zu bewirken, iſt für ihn, als ſelbſtſtändigen Geiſt, eine zwar nie ganz zu löſende Aufgabe, und die Bedingung dazu iſt die Wiſſenſchaft.

Die Mechanik zeigt uns aus ihrem Standpunkte die Natur als eine Maſſe von Springfedern, die ſich gegenſeitig ſpannen und loslaſſen. Sie entdeckt uns ferner, daß in ihr ein Prinzip der Kraftanwendung liegt, das nicht analytiſch aus dem Begriffe der Maſſe allein erkannt wird. Die Kenntniß dieſes mannigfaltig modificirbaren Princips bringt nun die Natur unter die Botmäßigkeit des Geiſtes;

und die Archimediſche Aufforderung: »Gebe mir einen feſten Stand, und ich will die Erde bewegen« iſt ſo wenig eine prahleriſche Anmaßung in Beziehung der chemiſchen Wiſſenſchaften, als ſie es in Beziehung auf die Mechanik und Statik iſt. Der objektive Zweck der geſammten Naturkunde iſt: Durch das Minimum unſrer körperlichen Kraft die Kräfte der Natur vermittelſt eines vollſtändigen Begriffs ihrer Wirkungsart ſo zu beherrſchen, daß wir damit einen beliebigen Zweck erreichen.

Das Geheimniß unſerer phyſiſchen Kraftäußerung iſt das Geheimniß unſeres ſinnlichen Lebens; und es iſt um nichts begreiflicher, daß die bewegende Kraft unſeres Willens keine Veränderung im Monde bewirkt, als wie ſie nicht bis zu den Fingerſpitzen reicht, wenn der Nerve unterbunden iſt. Wir mögen den Geiſt noch ſo ſehr verkörpern, und die körperlichen Organe noch ſo ſehr vergeiſtigen; die Verbindung des flüchtigen Gedankens mit dem äußerſt flüſſigen Nervenſafte iſt noch weit ungleichartiger, als der Einfluß dieſes Fluidums auf die ſtarre Materie, woraus die Muskelfäden beſtehen. Wenn vielleicht auch das künftige Jahrhundert es dahin bringt, mit dem Lichte des Galvanismus die innere Oekonomie unſerer äußern Empfindungen aufzuklären, ſo fehlten uns doch bis jetzt noch gänzlich die Elemente jener Wiſſenſchaft, die uns die phyſikaliſche Kraft des Gedankens erklärt und verſtändigt.

Digitized by Google

Da es in der Natur überall nichts Abſolutes giebt, und Relativität ihr angeborner Karakter iſt, ſo finden wir ebenfalls in der blos relativen Muskelkraft unſeres Körpers ein lebendiges Maaß für alle Wirkungen der Natur. Es ſcheint, als ſeyen wir nicht geneigt, die Geiſtesfähigkeiten im geraden Verhältniſſe mit der Muskelkraft beſtehen zu laſſen. Die alte Sage macht das untergegangene Rieſengeſchlecht zu einem rohen und dummen Volke, und der Glaube philoſophiſcher Viſionäre leihet unſerem Geiſte bei ſeinem künftigen Zuſtande nur einen Schattenkörper aus den feinſten Theilen ſeines jetzigen Gefährten.

Die Gränze unſerer Wirkungskraft auf die Natur iſt nicht die Schwäche unſeres Leibes, ſondern die Schwäche unſeres Geiſtes, ſeine Unwiſſenheit. Die Unwiſſenheit iſt eigentlich die träge Laſt, die in der Natur als eine Maſſe unſerem Willen widerſtrebender Kräfte erſcheint. Unſer Können erweitert ſich mit unſerm Wiſſen. Die Allmacht beſteht durch die Allwiſſenheit.

Die Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens ſind entweder die Erſcheinungen in ihrer Beziehung auf unſer thieriſches Daſeyn, oder die nothwendigen und göttlichen Geſetze des Seyns und der Erſcheinungen. Die Wiſſenſchaft erſter Art hat einen großen Werth, indem ſie die Emancipation des Menſchen aus der Vormundſchaft der Natur beabſichtigt; aber die Wiſſenſchaft der zweiten Art hat eine Würde, und der freie Geiſt huldigt ihr um ihrer ſelbſt willen; ſey

Digitized by Google

es, daß ſie uns die Tiefen des Himmels und Weltalls, oder die Tiefen des menſchlichen Geiſtes öffnet. Die göttliche Aſtronomie nimmt keinen Antheil an den aſtrologiſchen Betrügereien, oder metereologiſchen Muthmaßungen, und die erhabene Mathematik iſt unbekümmert, wie viel von den nothwendigen Raum- und Zeitverhältniſſen, die ſie in das Unendliche hinaus entwickelt, für die Haushaltung des thieriſchen Lebens benutzt werden kann. *)

---

*) Es iſt eine wahre Freude, den Eifer der alten Geometer anzuſehen, mit dem ſie den Eigenſchaften der Linien, z. B. bei Kegelſchnitten nachforſchten, ohne ſich durch die Frage eingeſchränkter Köpfe irre machen zu laſſen, wozu denn dieſe Kenntniß nützen ſollte; z. B. die der Parabel, ohne das Geſetz der Schwere auf der Erde zu kennen, welches ihnen die Anwendung derſelben auf die Wurfslinie ſchwerer Körper würde an die Hand gegeben haben; oder der Ellipſe, ohne zu ahnden, daß auch eine Schwere an Himmelskörpern zu finden ſey; und ohne ihr Geſetz in verſchiedenen Entfernungen vom Anziehungspunkte zu kennen, welches macht, daß ſie dieſe Linie in freier Bewegung beſchreiben. Während deſſen daß ſie hierin, ihnen ſelbſt unbewußt, für die Nachkommenſchaft arbeiteten, ergötzten ſie ſich an einer Zweckmäßigkeit in dem Weſen der Dinge, die ſie doch völlig a priori in ihrer Nothwendigkeit darſtellen konnten. Kant, Kritik der Urtheilskraft, S. 268.

Solche treue und uneigennützige Verehrer hat jede Wiſſenſchaft aufzuweiſen. Mit welchem Eifer ſucht der eine das zweifelhafte Jahr einer hiſtoriſchen Begebenheit zu berichtigen, der andere aus verſchiedenen Va-

Obſchon wir bei dem ſo langſamen Fortſchreiten der Naturkunde noch, ſo zu ſagen, an ihrem Vorhofe ſtehen, ſo iſt uns doch ſo viel ſchon offenbar geworden, daß es nicht nur noch im Schooße der Natur ſchlummernde Kräfte giebt, die warten bis ſie der Menſch nach einem freithätigen Zweckbegriff erweckt, ſondern auch, daß es in ſeinem Vermögen ſteht, neue Kräfte zu erzeugen, deren Keime nicht ſowohl im Schooße der Natur, als im Schooße des menſchlichen Geiſtes liegen; in ſeinem freien Combinations-Vermögen. Die Erfindung des Pulvers, des Knallgoldes, des Galvanismus berechtigen zu großen Erwartungen von der Nachwelt.

Die reinen Formen unſerer Sinnlichkeit geben das Objekt einer ins Unendliche zu erweiternden Wiſſenſchaft der Mathematik. Dieſe angewandt auf die Schwere der Weltkörper giebt den Stoff der Aſtronomie, und beide geben uns eine klare Vorſtellung von der Höhe und Tiefe des menſchlichen Geiſtes, deſſen Centrum für die reflektirende Vernunft überall, und deſſen Umkreis für den contemplativen Verſtand nirgends iſt.

---

rianten die rechte Lesart eines Satzes oder Wortes auszuklauben, eine genealogiſche Lücke zu ergänzen, eine Hieroglyphe zu entziffern u. ſ. w.? An äußern Vortheil wird nicht gedacht, ſondern dem Triebe gefolgt, jedem das Seinige zu geben, eine litterariſche Gerechtigkeitspflicht zu üben, im Reiche der Litteratur auch in Kleinigkeiten der Wahrheit zu huldigen.

Jene Formen ſind zwar unendlich reich in ihren ſo mannigfaltigen und nothwendigen Verhältniſſen; aber doch darf man fragen, ob ſie der ganze Zehrpfennig ſind, den der allgemeine Weltgeiſt ſeinen Ausflüſſen auf die Rückreiſe zu ihm durch die Ewigkeit mitgegeben hat? Dieſe Frage iſt darum nicht müßig und eitel, weil ſie unauflöslich iſt; es hat mehr ſchlechte Menſchen auf dieſer Welt unter denen gegeben, die nach keiner andern gefragt haben, als unter denen, die um eine andere zu ſehr beſorgt waren.

Das ſinnliche Daſeyn als ſolches kömmt nur in die Rechnung als Bedingung der Erſcheinung des geiſtigen Lebens. Jenes erhält einen wirklichen Werth durch die Tugend und die Wiſſenſchaft. Die Tugend, vorgeſtellt als Kampf, muß ſich in der Idee ihrer Vervollkommnung immer mehr mit dem Wiſſen vereinigen, das, ſeinen Kreis erweiternd, immer kräftiger wird, die Hinderniſſe zu überwinden. Darum ſetzt auch die chriſtliche Religion die endliche Seligkeit der Geiſter, dies vollſtändige Objekt ihrer geſammten Thätigkeit, in die Anſchauung Gottes, in die unmittelbare Erkenntniß des Schöpfers aller Dinge und aller ihre Coexiſtenz und Folge beſtimmenden Geſetze.

Da es nun unwiderſprechlich iſt, daß die wiſſenſchaftliche Bildung des Geiſtes als Selbſtzweck geachtet und gepflegt werden ſoll, was kann man von dem Beginnen des Obſkurantismus ſagen, die Menſchheit in dem Menſchen zu verrathen und zu morden, damit in dieſem nur das Thier

bleibe, das ein Tyrann nach Luſt und Laune vor ſich her- treiben könne? Der Freund der Vernunft tröſtet ſich damit, daß der Zeitgeiſt ſtärker iſt, als der Geiſt der Unvernunft, daß jeder Frevel an der Menſchheit ſich ſelbſt beſtraft, und daß es zu viele aufgeklärte Fürſten giebt, die ihr Glück und ihren Ruhm in einer liberalen und gerechten Regierung freier Menſchen ſuchen.

Digitized by Google

III.

Der Tod Sauls;

ein Trauerſpiel.

Vierter Aufzug.

(Waldgegend bei Endor. Eine Hütte mit vorſpringendem Laubendach. Der Himmel iſt ausgeſtirnt, der Vollmond leuchtet, es iſt gleich Mitternacht. Aus der Hütte tritt)

Erſter Auftritt.

Iduma.

Sie naht heran, die leiſe Schattenſtunde,
Die ſo bedeutend ſich dem Leben zeigt —
Die, mit der Lieb' und mit dem Wahn im Bunde,
Die heitern und die finſtern Kinder zeugt.
Die Geiſter ruft ſie aus dem Grabesſchlunde,
Wenn neue Wonnen ſie der Liebe reicht.
Das kalte Herz nur, das empfindungsloſe,
Entſchlummert weich auf ihrem weichen Schooße.

Digitized by Google

Doch beider Opfer fühl' ich mich erkohren,
Des heitern Lichtes und der finſtern Nacht.
Zu Leiden hat die Liebe mich geboren,
Mich übergebend an des Wahnes Macht;
Was ich beſeſſen, hab' ich ſchnell verloren,
Mich arm zu ſehn, hat ſie mich reich gemacht.
Drum will ich ihre Sklavenfeſſel brechen,
Und an der Liebe ſoll der Wahn mich rächen.

Ich lebt' ein frommes und beglücktes Leben,
Dem eignen Wunſch genug, zu klein dem Neid.
Die Flur, die meine Hütte traut umgeben,
Sie war die Grenze meiner Seligkeit.
Nicht in die Ferne ſehnte ſich mein Streben,
Ich kannte nicht der fremden Wünſche Streit;
Und keine Ahnung ungefühlter Leiden
Stahl in den Kreis ſich meiner ſtillen Freuden.

Da war es, als mir dieſer Saul erſchienen,
Geſtaltet, wie vor ihm noch keiner war.
So heldengroß, ſo ſchüchtern doch von Mienen,
Schien er beſiegt, indem er Sieger war.
Aufblickt' ich da mit bebendem Erkühnen
Zu ſeiner Augen holdem Sternenpaar;
Und ſchnell, als hätte mich ein Gott bezwungen,
Fühlt' ich von ſeinen Armen mich umſchlungen.

Digitized by Google

Nun war ein **neues** Glück mir aufgegangen,
Zurück ließ ich die alte Heimathwelt.
Ein andrer Schauplatz hielt mich rings umfangen,
Von einer andern Sonne aufgehellt.
Mein Leben ward ein brennendes Verlangen,
Zu thun, zu wollen das, was ihm gefällt;
Und ſüß erwiedernd meine ſüßen Triebe,
Ward mir der Heldenſohn ein Gott der Liebe.

Da wurd' er König — Wie aus Wolken fiel
Ihm eine Kron', ein Reich, ein Zepter zu.
Wie aus dem Chaos, aus dem Nichts entſprungen,
Lag eine neue Schöpfung glänzend da,
Mit neuen ungewohnten Huldigungen
Dem ſtolzen, ruhmbegier'gen Herzen ſchmeichelnd.
Und ſieh, es fuhr ein neuer Geiſt in ihn,
Ein unglückſelig ſchrecklich waltender,
Der, finſter um ſich ſchaudernd, nur auf Sieg
Und blutig ſchwere Heldenthaten ſann.
Mit allen Fürſten rings, mit allen Völkern,
Ward Fehde angeknüpft; und jeglichem
Den Frieden ſtörend, ſtört' er ihn ſich ſelbſt.
Dahin auf einmal war aus ſeiner Seele
Die milde Kraft, die ſegenbringende,
Die an den Menſchen mächtig zieht den Menſch;
In engem Freundſchaftsbund die Weſen bindet,

Erfüllung jedem ſchönen Wunſche bringend;
Die in der Welt uns einen Himmel, uns
Zur milden Gottheit dieſem Himmel giebt.
Verſchwunden war aus ihm dies alles, und
Der Liebe Fackel ſelbſt, ſie loderte
In ſeiner Hand zu Kriegsflammen auf.

Da war es, als er auch von mir ſich wandte
Die Treue, zärtlich Liebende verſtieß.
Die Flamme, welche alles rings verbrannte,
Ergriff auch meiner Liebe Paradies.
Was ich das Höchſte mir im Leben nannte,
Was mich nichts wünſchen, alles hoffen ließ —
Von ihm zertreten ſah' ich es im Staube,
Der rohen, kalten Politik zum Raube.

Zu klein war ihm mein unberühmtes Leben,
Mich zeichnete nicht hohe Abkunft aus,
Und einer Fremden ward ich hingegeben,
Entſtammt aus Juda's altem Fürſtenhaus.
Des Thrones ſtolze Sicherheit zu heben,
Zertrümmert' er der Liebe ſelig Haus;
Und, opfernd ſeinem Götzenwahn der Ehre,
Schleift' er des Glücks, der Zärtlichkeit Altäre.

Verführte mich der Schimmer einer Krone?
Umſtrickte mich der Hoheit Zauberband?

Digitized by Google

Ergeben hatt' ich mich dem Hirtenſohne,
Von niederm Haus, vom Ruhm noch nicht genannt.
Der edeln Neigung gab ich mich zum Lohne,
Von reinen Wünſchen war mein Herz entbrannt;
Und wollt' er auch als Fürſtin mich nicht lieben,
Ich wär' um ihn als niedre Magd geblieben.

Allein vergebens war mein heißes Sehnen,
Glanzlos zu folgen ſeines Glanzes Pfad.
Abwandt' er ſich von meinen ſtillen Thränen,
Und floh mich mehr, je mehr ich näher trat.
Zu hören ſcheut' er, meiner Klage Tönen,
(Der Frevler haßt das Denkmal ſeiner That)
Und grauſam, meinem wilden Schmerz zur Beute,
Stieß er hinaus mich in des Lebens Weite.

Ich floh. In eines Thales enger Krümme,
Vom Schauplatz meines Elends weit entfernt,
Vergrub ich mich und mein zerſtörtes Glück.
Doch mit mir in die Einſamkeit nahm ich
Des Zorns, der Rache brennenden Gedanken.
Wie ich ihn liebte, haßt ich ihn jetzo.
Denn nicht erträgt das aufgeregte Herz,
In dem die Liebe heißerfüllend wohnte,
Des kalten Nichtes fürchterliche Leere.
Umfaſſen muß es ſeinen Gegenſtand,

Allmächtig, mit des Zornes Rieſenarmen;
Und wo der engelvolle Himmel ſchied,
Da ſchlagen Teufel ihre Hölle auf. —
Auf Plagen, nie erhörte Qualen Sinnen,
War meiner Muße einziges Geſchäft,
Der glüh'nden Wunde balſamreiche Kühlung.
Und ſieh', verirrt in mein entlegen Thal,
Erſchien mir plötzlich dieſer Miſael.
Entbrannte Wünſche für die Unglückſelige,
Und eigne, tief erlittne Kränkung, machten
Den kühnen Jüngling ſchnell mir zum Vertrauten,
Und ſchnell entworfen war der Rache Plan.
Denn wie an mir und an der ganzen Menſchheit
Er zum Verräther ward, ſo wurd' er's auch
An ſeinem Gott. Verbrechen, ungeheure,
Die keine Buße, keine Opfer tilgen,
Hat er mit leichter Frevelhand verübt,
Jedweder Warnung des Propheten ſpottend.
Nun rennt er mit berauſchtem Taumelſinn,
Ein aufgegebner Mann, dem Abgrund zu,
Der ſeinen Schlund ihm weit entgegen öffnet.
So iſt es über ihn von Gott verhängt. —

Ein Treffen muß er liefern den Philiſtern,
Und weil ihm vor dem nahen Ausgang bangt,
Und des Orakels Weiſung ihm verſtummt,

Digitized by Google

Will er an eine Todtenbannerin,
Der Gottverhaßten eine, ſich nun wenden,
Die er, er ſelber ehmals ausgerottet.
Von ihrer Lügenkunſt will er erzwingen,
Was ihm die freie Gunſt des Himmels weigert,
Und häuft dadurch das Maaß nur ſeiner Schuld.
Doch ich, i ch will ihm das Orakel ſeyn;
Den Schatten ihm herauf beſchwören, der
Mit ſeinen Worten ihn zerſchmettern ſoll.
Verſcheuchen ſoll es aus der ſchwachen Bruſt
Den letzten Funken Muthes und Vertrauens.
Erblaſſend, mit des Fiebers Angſt und Zittern,
Erſchein' er auf dem Schlachtgefild', und ſink',
Ein ſchwacher Graseshalm, von Feindesſchwerdt gemäht.

(Pauſe, in welcher ſie in tiefe Wehmuth verſinkt.)

Und ſo, ſo ſähen wir noch einmal denn
Uns wieder, Saul — ſo müßteſt du noch einmal
Beſuchen Die, die du ſo lang geflohn,
Die dir vielleicht ſchon im Gedächtniß ausgeſtorben!
Einſt war's der Liebe Genius, der an
Den Ort dir, der Geliebten, vorgeleuchtet,
Wo Luſt und Wonne deiner warteten.
Jetzt iſt's der finſtere Verhängnißgeiſt,
Der deinen Todesgang dich finſter führt.

(aufhorchend.)

Sie nah'n. Schon hör' ich ihrer Tritte Schall.
Hinein denn, bis mich ſeine Stunde ruft.
(in die Hütte ab.)

Zweiter Auftritt.

Saul, Miſael.

Miſael.

Hier, König, ſind wir an der Stelle. Hier
Bezeichnete man ihre Wohnung. Laß
Uns klopfen.

Saul.

Nicht ſo raſch, o Miſael.
Mir iſt's, als pocht' ich an die Höllenpforte.

Miſael.

Die Hölle wird zum Himmel, giebt ſie uns,
Was uns der harte Himmel ſtreng verſagt.
(er pocht. Iduma von innen:)
Wer ſtört ſo ſpät noch einer Armen Schlummer?

Miſael.

Ein Reicher, der noch deines Raths bedarf,
Und ſchleunigſt dich zu ſprechen wünſcht.
(Iduma von innen:)
Ich komme.
(Beide bleiben einige Augenblicke, in Nachdenken verloren, ſtehen; es tritt heraus)

Digitized by Google

Dritter Auftritt.

Iduma. Vorige.

Iduma

(bei Sauls Anblick ſichtbar bewegt, mit verſtellter Stimme.)

Was ſtünde nun zu Dienſt, ihr werthen Herren?

Saul.

Man ſagt, daß du die hohe Kunſt verſteheſt,
Aus ihrem Todesſchlaf die Geiſter aufzuwecken.
Ich ſpreche dich um eine Probe an.

Iduma.

Ey, ey! Du willſt mich in Verſuchung führen!
Denn ſicherlich iſt dir bekannt, was Saul,
Der fromme Gottesmann, an allen Hexen
Verübt — daß er mit Rumpf und Stiel ſie ausgerottet ....

Saul.

Das ſcheint er wohl nun eben nicht;
Auch ſoll er es an dir gewiß nicht thun.

Iduma.

Wie kannſt du mir ſo ſicher das verſprechen?

Saul.

Ich kann's, ich bin . . . genug, du haſt mein Wort
Und meine Ehre.

Iduma (zögernd)

Nun, wenn dem ſo iſt,
Und du mir dafür ſtehſt . . .

Digitized by Google

S a u l (auffahrend)

Zufrieden, Weib!

J d u m a.

Ey, ey! Der Herr muß fein gelaſſen bleiben.
Wenn man die Todten haben will, darf man's
Nicht mit den Lebenden verderben. — Wen
Wünſcht denn der Herr, daß ich herauf beſchwöre?

S a u l.

Samuel, den Propheten.

J d u m a (nach ſcheinbarem Bedenken)

Soll geſchehen.
Gefall' es dir nur eine Weile zu
Verziehen. (Sie geht hinein.)

S a u l.

Gehe, Miſael, und laß
Mich dieſe Weile mit mir ſelbſt allein.

(Miſael in ein Seitengebüſch ab.)

V i e r t e r A u f t r i t t.

S a u l (allein.)

Die Brücke iſt nun aufgezogen, die
Von meinem Gotte mich und Himmel trennt.
Noch einen Schritt, noch einen einzigen,
Und mich umklirrt der Hölle Eiſenriegel,
Und hemmt auf ewig mir der Rückkehr Pfad.
Doch kann ich dieſen Schritt, den vielgewagten,

Digitized by Google

Wie ich mich wenden möge, nicht vermeiden.
Es kann mir Gott, er will mir nicht verzeihn;
Und mich verdammend, mich verwerfend, ſtößt
Er ſelbſt dem böſen Feind mich in den Arm. (Pauſe.)
Geſunken iſt von meinem Lebensbild
Der Schleier, den der Schranzen Schmeichelei,
Ich ſelbſt, mir trügeriſch davor gewebt;
Und hell, wie vor dem Lichtblick eines Sterbenden,
Blitzt eine Flamme vor mir auf, die mir's
In ſeiner gräßlichen Entſtaltung zeigt.
Gefrevelt hab' ich ſchwer, an Gott und Menſchen,
Hab' wo ich Beſſeres zu ſtiften wähnte,
Mich dem Verſtande klügelnd überlaſſen,
Des Herren Wort, und des Propheten höhnend.
Der zügelloſen Willkühr hab' ich mich,
Der wildempörten Leidenſchaft, ergeben;
Den edeln Freund, der Gutes mir gethan,
Verfolgt — und viel unſchuldig Blut vergoſſen.
Ja ſelbſt, was vom Barbaren hochgeachtet,
Von der Unmenſchlichkeit verſchonet bleibt,
Der Liebe Heiligthum hab' ich zerſtört,
Die ſegenreiche Gottheit draus vertreibend.
Iduma, jenes holdgeſinnte Weib,
Die, wie vom Himmel mir herabgeſendet,
An meiner Jugend Roſenpforten ſtand,
Hinauf, in ihren Himmel, mich entzückend —

Der Ehrſucht hab' ich ſie, dem Wahn geopfert,
Der jede Handlung meines Lebens ſchändet.
Verſtoßen hab' ich ſie von dieſem Herzen,
An welchem ſie mit Kindesglauben hieng;
Und ausgeſtorben iſt vor meinem Ohr
Die Kunde ſelbſt, von ihres Lebens Spur.

Und was hätt' ich für dieſen hohen Preis,
Für dieſe ſchweren Opfer mir erkauft?
Ein Sklavenloos, im Purpurmantel prangend;
Ein Allmachtwort, das mancher Heuchler Glück
Und vieler Edeln Unglück hat geſchaffen.
Nie hab' ich ſelbſt des Lebens mich erfreut.
Denn wo der Seele des Bewußtſeyns Adel
Aus der entehrten Menſchenbruſt gewichen,
Da kehren Furcht und feiges Mißtraun ein.
Hinweggeworfen haben wir den innern,
Den ſichern Maaßſtab unſrer Würdigkeit —
Und an dem Schattenmaaß der *äußern* Ehre,
Das jegliche Bewegung ändert, mißt
Der *innere* Gehalt ſich ängſtlich ab.
Den Abgrund auszufüllen, den geſchäftig
Er um ſich grub, iſt der Tyrann bemüht,
Und ſchaudert tief an ſeiner Tiefe Rand.
Dies iſt der Schwindelpfad, auf dem ich gieng,
Und der mich ſchwindelnd immer weiter führt.

Digitized by Google

Und welches iſt dein Streben nun, o Saul?
Jehova willſt du, den allmächtigen,
Der ſeine Lebensſtimme dir verſagt,
Zu einer Antwort durch den Todten zwingen?
Den Geiſt willſt du aus ſeinem Grabe fodern,
Der, ſchon im Leben deiner Sünde Feind,
Stets feindliche Orakel dir verkündigt?
Mit welchem Antlitz wirſt du treten vor
Den Heiligen, wie ihn vernehmen, der,
Durch Höllenruf aus ſeiner Ruh' geſchreckt,
Der Hölle Schrecken dir verkünden wird?
Und doch — nicht grauſenvoller können ſie,
Als dieſes Zweifels Furchterſcheinung ſeyn,
In welcher ſich das Ungewiſſe zeigt.
Das Schreckbild, das vor meinen Augen weilt,
Ich kann es anſchaun, ſtätig, unverwandt;
Kann Blick und Herz an die Gefahr gewöhnen,
Kann muthig ihr entgegenkämpfen, oder,
Gefaßten Sinnes doch ihr unterliegen.
Was aber heimlich, mir unſichtbar, auf
Mich lauert — bald von hinten, bald von vorn
Mich überraſchend anzufallen droht —
Das jagt in jede Nerve mir ein Leben,
Und ſträubet mit Entſetzen jedes Haar.
Nicht der Philiſter Spieß' und Lanzen ſind's,
Nicht ihrer Pfeile Spitzen, die ich fürchte;

Digitized by Google

Schon manches Treffen, dieſem gleich gefährlich,
Hab' ich gefochten, und mir Sieg erfochten.
Ein innrer Feind iſt's, der in meinem Buſen
Sich wider mich erhebt; vor Unbekannten
Mich zittern läßt, das, undurchdringlich, ſich
Ins Dunkel dieſes Schlachtenſchickſals hüllt.

(Miſael hat ſich bei Sauls letzten Worten genähert, und ſteht nun dicht neben ihm. In dieſem Augenblick verwandelt ſich die Scene unter Donnerskrachen, worauf Saul zuſammenfährt und ſich gegen dieſelbe umdreht. Man erblickt ein ſchwarz ausgeſchlagenes Zimmer, mit Schädeln und Todtenknochen verziert; Skelete ſtehen umher).

Fünfter Auftritt.

Vorige, Iduma.

(ſchwarz gekleidet, beſchreibt mit einem gleichfalls ſchwarzen Stäbchen, und unter unverſtändlichen Worten, in der Mitte des Zimmers einen Kreis, welchen ſie einigemal umgeht. Sie winkt beide, bis auf eine kleine Entfernung, zu ſich heran, und ſpricht dann feierlich und beſchwörend:)

Ihr Worte, die mit Zauberkraft
Ihr aller Wunder Höchſtes ſchafft
Die Todten in das Leben ruft:
Geflügelt eilt von hinnen fort,
Und weckt mir den Propheten dort,
Aus ſeiner fernen Schlummergruft.

Du, den die Welt als heilig preiſt,
Herauf, herauf, du hoher Geiſt,
Herauf aus deinem Schattenland.

Den Blicken ſtell' dich ſichtbar dar,
Antworte hell, antworte klar,
Dem Ohre faßlich und Verſtand.

(Eine Glorie erfüllt das Zimmer.)

Iduma (ſcheinbar erſchrocken, zu Saul).

Verrath, Verrath! Du biſt der König! Biſt Saul!

Saul.

Sey unbeſorgt. Woran erkennſt du das?

Iduma.

An dieſem Glanz, der ſich nur Fürſten zeigt.

(der Geiſt zeigt ſich.)

Ha ſieh, da iſt er ſelbſt, ein Greis und Prieſterrock!

Saul (beugt ein Knie, das Geſicht zur Erde.)

Der Geiſt.

Warum, o König, ſchreckſt und forderſt du
Herauf mich, aus der ſtillen Grabesruh'?

Saul (ſich aufrichtend).

Vergieb! Mich trieb mein ſchwer geängſtigt Herz.
In Krieg iſt Iſrael mit den Philiſtern.
Mein Loos ſteht, meines Volkes, auf dem Spiel.
Verlaſſen hat mich Gott, und ſpricht mit mir
Nicht durch Propheten, nicht durch Träume mehr.
Drum habe Mitleid, und verſage mir
Nicht deines Troſtes, deines Rathes Stimme.

Digitized by Google

Der Geiſt.

Wozu, o König, dieſe eitle Frage?
Der Sinn liegt offenbaret in der Klage.
Jehova, gegen den du frech gehandelt,
Er hat ſich dir in einen Feind verwandelt.
Nicht haſt du an Amaleck ihn gerochen;
Drum thut er dir, wie er durch mich geſprochen.
Mit dir zu Grabe gehet deine Krone,
Und folgen wird dir David auf dem Throne.
Erliegen ſiehſt du Iſrael dem Feind;
Dich, mit den Prinzen, morgen mir vereint.

(Der Geiſt verſchwindet. Saul ſinkt kraftlos zuſammen; Iduma und Miſael faſſen ihn auf).

Iduma (erſchüttert).

O Gott! er ſtirbt uns in den Armen.

Miſael (giebt ihr Zeichen des Stillſchweigens, und bringt ihn nach mancherlei Verſuchen zu ſich ſelbſt).

Saul.

Wo bin ich? Und wo iſt die Schreckgeſtalt?

Iduma.

Vergieb, o Saul! Es war dein Wille. Ich . . .

Saul (ſich faſſend).

Sey ruhig, Weib. Du thateſt, was ich befahl.
Mich hat nur Ueberraſchung ſo ergriffen.

Digitized by Google

Die Stimme wollt' ich hören, meines Schickſals —
Ich habe ſie gehört, und bin gefaßt
Wie ich den Schlag vermeiden könne, war
Ich bis heran bedacht; nun iſt er unvermeidlich,
Und ſpart das Denken und das Handeln mir.
(indem er einen Beutel zieht, und ihr denſelben überreicht)
Nimm hin, was du verdienſt.

Iduma.

Beſchäme nicht,
O König, deine Magd. Verdient hätt' ich!

Miſael (giebt ihr einen Wink, den Beutel hinzunehmen. Zum König:)

Noch haſt du heute nichts gegeſſen, König,
Und biſt entkräftet. Nimm ein Abendbrod,
Denn weit zurück noch führt uns unſer Weg.

Iduma.

Ach ja, laß mich dir etwas zubereiten.

Saul.

Laßt mich. Nicht Hunger fühl' ich und nicht Durſt.

Iduma.

Ich flehe dich, um deiner Kräfte willen.

Saul.

Nun denn, auch das. Dort ſah' ich eine Laube . . .

Digitized by Google

Iduma.

Ja, Fremdling, dorthin führe deinen König.
Gleich werd' ich mit der kleinen Mahlzeit folgen.

(Miſael ergreift eines der Lichter, und leuchtet dem König vor.)

Sechster Auftritt.

Iduma (allein).

Er geht dahin — Nicht ahnet ihm, daß es
Iduma, die verſtoßene Geliebte,
Die Feindin ſey, die dieſen Liebesdienſt,
Den letzten, ihm erweiſet. O wie oft
War dieſer Dienſt mein ſeligſtes Geſchäft!
Wie oft hab' ich die Labeſpeiſe ihm,
Den Labetrunk, mit leichter Hand bereitet,
Und mich, genoß er ſie mit Luſt, daran ergötzt.
Jetzt iſt es eine Todesmahlzeit, die
Ich ihm bereit', und ihr Genuß Verderben.

Bald hätt' er aus der Faſſung mich gebracht.
Die Züge ſchaut' ich wieder, die mir theuer waren,
Und fühlte von der Weiblichkeit mich überraſcht.
Sein Schrecken rührte mich und ſeine Angſt.
Doch kehrte ſchnell, mit ſeinem Muthe, auch
Der meinige zurück, und rettete
Mich ſelbſt und mein Geheimniß.

Zwar iſt ſein Muth
Nicht Stärke, nicht erwachte Männlichkeit;
Iſt nur unthätige Verzweiflungskraft,
Zu leiden, was nicht abzuwenden ſteht —
Doch dieſe iſt's ja eben, die ich wünſchte;
Das Ziel, nachdem ich Jahre lang geſtrebt.

Nun kehr' ich in mein ſtilles Thal zurück,
Zu meinen Leiden allen, meinen Qualen.
Verzichtet hab' ich auf das ird'ſche Glück,
Die Trauer fliehet ſeine hellen Strahlen.
Entgegen geht er ſeinem Mißgeſchick;
Was er verbrochen, wird er ſchwer bezahlen.
Der Tod wird ſeine Todesſchuld verſöhnen,
Und meine Rache ſchmilzt in Wehmuthsthränen.

(Der Vorhang fällt).

Digitized by Google

IV.

An meinen ſchönen Lindenbaum.

Gelb färben ſich deine Blätter und meine Haare grau. — Ach! ſie ſollten noch nicht grauen im Mittage meines Lebens. Aber Leiden der Seele trübet dem Blick die Sonne und decket den Morgen mit Farbe der Mitternacht. — Dich durchflattert der Herbſtwind, und bald wirſt du im Sturme des Winters erſterben. Mich umwehet der ſchauernde Winter meines Lebens. Nur wenige Blicke noch ſchlag' ich auf zu deinen Blättern, dann ſink' ich hin in den Schlummer des Todes. — Bald wieder erweckt dich zum Leben dein Lenz, du blüheſt von neuem, und herrlich ſingen dann auf der Spitze deiner Aeſte und im Schatten deiner Zweige am Morgen und Abend liebliche Vögel. — Mir blühet kein Lenz. Nur wenige Blicke noch ſchlag' ich auf zu deinen Blättern, dann ſink' ich hin in den Schlummer des Todes. Ach! dann ſchlummer' ich in des Todes langer kalter Nacht, und kein Lenz erweckt mich zum Geſange der Vögel unter

deinen ſchönen beſchattenden Blättern. Dank dir, geliebter Baum! für den Schatten, mit dem du mich ſo oft erquickteſt; Dank dir für das liebliche Säuſeln deiner Blätter im Abendwinde, und für den Geſang der Nachtigallen, die du freundlich im Dunkel deines Laubes bewirtheteſt, wann ich gedankenvoll unter deinem grünen Dache ſaß. — Oft erſchien mir dann aus den Tagen der Vorzeit das liebliche meiner Jugend. Sie war ſchön wie ein Garten voll duftender Blumen, wann die Morgenſonne ihre goldenen Flügel über ihn breitet. In meiner Seele wohnte Fröhlichkeit, wie ſanftes Mondenlicht in der ſtillen Frühlingsnacht. — Auch die lange kalte Todesnacht will ich unter deinem Schatten, o holder Baum! verſchlummern. Bracht' ich dir meine geliebten Kinder, dann labteſt du uns mit deinem Kühl und mit deiner wohlriechenden Blüthe, da liebkoſeten ſich Vater und Kinder und fühlten Himmelswonne, wie keine Menſchenzunge ſie ausſpricht. Bald werden ſie ſich verſammeln um deinen Stamm und da an ihres Vaters Grabmal weinen. O lieber Baum! beſchatte die Kindlein gütig, wie ihren Vater, wann ſie in unſchuldigem Spiele bei dir verweilen, und liſpeln ſanft im Wehen des Abendwindes, wann ſie beim bangen Halle der frommen Abendglocke an meinem Grabmale weinen und beten und ſchluchzend rufen: lieber Vater! — Kinder! o ich kehre dann nicht mehr zu euch zurück. Dann bin ich über den Sternen, wo ich in unausſprechlich ſeligen Gefilden euer harre. Dort wollen wir uns

Digitized by Google

wieder finden, und im Genuſſe der Unſterblichkeit Freuden ſchmecken, die das Raupenleben der Erde nicht giebt. — O Weſen aller Weſen über den Sternen! nimm mich gnädig auf, wann ich dort vor deinem heiligen Lichtthron erſcheine, und laß es wohl gehen im Dunkel der Erde den geliebten Sprößlingen meiner Lenden. Erhalte die Unſchuld ihrer Seelen, daß ſie einſt mit mir im Gewande der Engel niederknien an den Stufen deines heiligen Thrones.

Digitized by Google

V.

Blicke über die Verhältniſſe der Schifffahrt des Rheins in den älteſten Zeiten.

Noch ſind wenige Schriften bekannt, die eine genaue Auskunft über die vormaligen Verhältniſſe der Schifffahrt des Rheins gegeben hätten; es wird daher nicht unwichtig ſeyn, dieſen Gegenſtand, der beſonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt ein ſo vielſeitiges Intereſſe hat, näher zu beleuchten.

Zwar finden ſich der Nachrichten wenige, welche beſonders von ältern Zeiten her, uns die Geſchichte in dieſer Hinſicht aufbewahrt hat; da indeß bei Gelegenheit von einigen andern Unterſuchungen der Verfaſſer bemüht geweſen iſt, zugleich alles das zu ſammeln, was auf die Schifffahrt des Rheins, und deren vormalige Verhältniſſe einigen genauern Bezug hat, ſo wird derſelbe die intereſſanteſten Notizen davon hier nach und nach mittheilen. Für jetzt beſchränkt

derſelbe ſich blos auf das, was von den früheſten Zeiten her uns über dieſelbe bekannt worden iſt.

I.

Aelteſte Nachrichten von der Schifffahrt auf dem Rhein.

Auf keinem deutſchen Fluſſe hat die Schifffahrt ſo mancherlei ſonderbare Schickſale erfahren, als auf dem Rhein; die Urſachen davon liegen theils in der Natur ſeines Bettes und in der Richtung ſeines Laufes; theils aber rühren auch dieſelben von den höchſtwichtigen Veränderungen her, welche über die angrenzenden Länderſtriche ſeit ſo vielen Jahrhunderten gekommen ſind.

In den allerfrüheſten Zeiten beſtunden die Fahrzeuge auf dem Rhein blos aus unbehauenen Bäumen, die mit Weiden und andern ſchmeidigen Holzgattungen unter ſich verbunden waren; dieſe Art von Flößen gebrauchte man jedoch meiſt blos zum Ueberſetzen von dem einen Ufer auf das andere; denn Auf- und Abfahrten damit zu unternehmen, würde wegen der wenigen Feſtigkeit ihrer Verbindung gefährlich geweſen ſeyn. Erſt, nachdem man Eichbäume auszuhöhlen anfieng, und Kähne daraus formirte, war es möglich, längs dem Strome Fahrten damit vorzunehmen.

Daß übrigens ſelbſt ſchon vor den Römern eine Art von Schifffahrt auf dem Rhein geweſen ſey, beweiſen nicht nur

Digitized by Google

die Beſchreibungen, welche mehrere Schriftſteller, wie Strabo Lib. 3., Liv. 21. 26. u. Plin. hist. nat. 16. 41. von den älteſten Schiffen der Deutſchen machen, ſondern auch die nicht abzuläugnende Exiſtenz der alten Schifferſtadt Asciburgium, welche ihren Namen von dem Worte Ask, womit zu jener Zeit die Schiffe bezeichnet wurden, ableitete, und die auf dem ſogenannten Hochfelde bei Meurs, da, wo jetzt noch Asberg befindlich iſt, gelegen hat. Dieſer Ort wurde damals von dem Rhein in zwei Armen umſtrömt, wie die Spuren des Eſſenberger Bruchs es noch deutlich zeigen. In der Folge benutzten die Römer die feſte Lage dieſer Stadt, um mehrere der deutſchen Völkerſtämme im Zaum zu halten, und ſich gegen ihre Ueberfälle zu ſichern.

Als nachmals die Deutſchen ihren Schiffen andere Formen gaben, ſo zeichneten ſich dieſelben vor den römiſchen dadurch aus, daß ſie keine Ruderbänke hatten; auch kannten ſie in den frühern Zeiten den Gebrauch der Segel nicht; dahingegen hatten ſie ſchon ein bewegliches Ruder, welches mit bloßer Hand geführt wurde, und deſſen man ſich, je nachdem es nöthig war, bald auf dieſer, bald auf jener Seite bedienen konnte. Von einigen deutſchen Völkerſchaften hatte der Bau der Fahrzeuge das eigene, daß der hintere Theil eben ſo, wie der vordere beſchaffen war, um mit beiden Theilen landen zu können. Eine ziemliche Anzahl von Schiffen auf dem Rhein ſcheinen beſonders ſehr zeitig

die Ubier gehabt zu haben, wie wir in der Folge hören werden.

Auf den Armen des Rheins, in den jetzigen Niederlanden, hatten die Bataver von den älteſten Zeiten her eine nicht unbeträchtliche Schifffahrt; der Bau ihrer Fahrzeuge wurde aber erſt dadurch vervollkommnet, nachdem ſie ſich mehrerer römiſchen Schiffe bemächtigt hatten, die ihnen, beſonders rückſichtlich der Vergrößerung, zum Muſter dienten.

Dieſes ſind die wenigen Nachrichten, welche uns von der Schifffahrt des Rheins, wie dieſelbe vor der Zeit der Römer betrieben wurde, bekannt worden ſind; ſo wie übrigens überall die Deutſchen die Schifffahrt nicht des Handels, ſondern blos der kriegeriſchen Unternehmungen wegen trieben, ſo war es auch hier, und ſehr zeitig ſcheinen beſonders in den Gegenden des Unterrheins Fahrzeuge zu dieſem Behuf ausgerüſtet worden zu ſeyn.

II.

Von der Schifffahrt des Rheins, und den Schickſalen dieſes Fluſſes, zu den Zeiten der Römer.

Als Cäſar mit ſeinen Legionen an die Ufer des Rheins kam, und denſelben zur Grenze der römiſchen Republik zu machen ſuchte, wollte er zugleich den jenſeits wohnenden Germanern durch ſeinen Uebergang des Fluſſes eine ſolche

Furcht einflößen, daß ſie es nie wagten, über denſelben herüber zu gehen, um die römiſchen Provinzen anzufallen. Die Ubier, um ſich dieſen, durch ſeine Thaten ausgezeichneten Feldherrn verbindlich zu machen, erboten ſich, eine ſolche Anzahl von Schiffen zu ſtellen, mittelſt welchen dieſer Uebergang bewerkſtelligt werden könnte; allein er ſchlug dieſes aus, und ließ die bekannte Brücke errichten, die er ſelbſt in ſeinen Memoiren Liv. IV. 19. ſo genau beſchreibt.

Die Deutſchen von ihrer Seite bedienten ſich bei ihren Uebergängen des Rheins größtentheils der Flöße; ſo geſchah es zu eben dieſes Cäſars Zeiten, als die Sigambrer, Uſipeter und Tenchterer unterhalb der Brücke, welche Cäſar über den Rhein ſchlagen ließ, überſetzten, um in dem Gebiete der von ihm vogelfrei erklärten Eburonen zu plündern.

Nach Cäſars Rückzug vom Rhein war es Agrippa, der zuerſt wieder das rechte Rheinufer betrat, und von dort die Ubier auf die linke Seite überführte, wo ſie ſich in der Gegend der Stadt Cöln niederließen, welche man damals die Stadt der Ubier nannte.

Seit der Ankunft des Druſus in den Gegenden des Rheins erhielten die Schiffe in ihrem Bau eine ganz andere Geſtalt; denn, ob es gleich bei Todesſtrafe unterſagt war, den Barbaren, wie man die Deutſchen damals nannte, Unterricht im Schiffbau zu geben, ſo machte doch die von jeher bekannte Gelehrigkeit der Deutſchen ſie bald auch hierin zu Nachahmern der Römer; denn ſchon zu Taci-

Digitized by Google

tus Zeiten kamen Schiffe vor; die man bald darauf mit den deutſchen Namen Scipa und Scheff bezeichnete. Die Römer, welche ihre Schiffe nach den Muſtern von Carthaginenſiſchen und Rhodiſchen Fahrzeugen vervollkommnet hatten, brachten die Formen davon auf den Rhein, und rüſteten bekanntlich hier ganze Flotten aus, womit ſie den nördlichen Theil von Germanien zu bezwingen ſuchten.

Die Brücken, welche zu der Zeit des Druſus ſowohl unterhalb Weſel, als auch bei Bonn und zu Gelduba in der Gegend von dem jetzigen Kaiſerswerth über den Rhein geſchlagen wurden, ſcheinen Schiffbrücken geweſen zu ſeyn.

Durch die klugen Veranſtaltungen dieſes Feldherrn wurde das Bett des Rheins weit ſchiffbarer gemacht, als es bis auf jene Zeit geweſen war; doch iſt es unbeſtimmt, ob die Felſenbank bei Bingen auf ſeinen Befehl ſchon einen Durchzug für die Thalfahrt erhalten habe. Auch wurden durch ihn überhaupt die Kommunikationen längs dem Rhein, durch Lichtung der Wälder, weit beſſer hergeſtellt, als dieſelben zuvor waren.

Die ungeheuern Waldungen, womit damals der germaniſche Boden bedeckt war, und die ſeinen vorhabenden Zügen nach der Weſer und Elbe ſo viele Hinderniſſe entgegenſetzten, brachten ihn auf den Entſchluß, ganze Flotten von Fahrzeugen zu bauen, und dieſelben zur Hinabfahrt des Rheins anzuwenden.

Digitized by Google

Um deſto ſicherer zu ſeinem Zweck zu gelangen, hatte Druſus durch einen Kanal, den die Truppen ſeiner Legionen graben mußten, die alte Yſſel mit der neuen verbinden laſſen, und nachdem er den Winter hindurch ſeine Flotten in den verſchiedenen Häfen des Rheins ausgerüſtet hatte, ſchiffte er durch den öſtlichen Arm dieſes Fluſſes nach der Zuiderſee, und von da in den Ozean, wo er zwar die Mündung der Ems glücklich erreichte, aber durch die unbekannte Küſte betrogen wurde, und mit der Fluth in den Dollart einlief, der damals noch nicht ſeine jetzige Ausdehnung hatte. Bei der eintretenden Ebbe blieben die Schiffe auf dem Grunde ſitzen, die nur durch die Frieſen, welche mitgezogen waren, wieder flott gemacht werden konnten. Unverrichteter Sachen mußte er ſich nach dieſem erſten fehlgeſchlagenen Verſuch zurückziehen. Erſt bei ſeinen folgenden Zügen in den Jahren 744 und 745, nach Erbauung der Stadt Rom, konnte er bis zur Elbe vordringen. Bei dem Rückzuge des letzten dieſer Feldzüge ſtürzte er mit dem Pferd, und hatte das Unglück, ein Bein zu brechen, woran er auf dem Wege nach Mainz, wohin er gebracht wurde, ſtarb.

Der vorerwähnte ſogenannte Druſusgraben gieng bei Yſſelort aus dem Rhein in die Yſſel und hielt eine Länge von ungefähr 8000 Schritten. Es ſcheint, daß ſelbſt auf Befehl des Druſus dieſer öſtliche Arm des Rheins bis in die Zuiderſee tiefer und breiter gemacht worden iſt. Auf ſeine Veranſtaltungen wurden, wie wir ſchon geſagt haben, die

Wälder ausgehauen, welche die Ufer des Rheins umgaben, indem man Straßendämme baute, und Flotten zimmerte, mit denen er in bisher unbekannte Gewäſſer einzudringen ſuchte.

Sein Sohn Germanicus, der im Jahr 14 nach Chriſti Geburt gegen die Deutſchen zu Felde zog, befolgte zum Theil dieſelben Pläne, wie ſein Vater, und ſchiffte mehrere Legionen ein, um damit in die Mündungen der nördlichen Flüſſe Germaniens einzulaufen; aber auch er war in dieſen Kriegen nicht immer glücklich. Bei einem ſeiner Rückzüge ſchiffte er auf der Ems ſogar vier Legionen auf einmal ein, um dieſelben nach dem Rhein zurück zu führen, von welchen zwei, die er zur Erleichterung der Flotte, hatte ans Land ſetzen laſſen, in große Gefahr umzukommen kamen, weil ſie längs der Küſte fortzogen, und in einer niedern Gegend von der Fluth übereilt wurden.

Bei ſeinem letzten Feldzuge im Jahr 17 nach Chriſti Geburt rüſtete Germanicus ſowohl in den Häfen des Unterrheins, als in jenen des Landes der Bataver, wo er vorzüglich gute Seeleute fand, eine Flotte von 1000 Fahrzeugen aus, welche ſeine ganze Armee faſſen konnten, und ſchiffte damit aus dem öſtlichen Arm des Rheins nach der Ems, von wo er, jedoch nicht ohne Schwierigkeit, bis zur Weſer gelangte, über die er endlich hinüber ſetzte, um den Deutſchen ein Treffen zu liefern, in welchem die Römer zwar das Schlachtfeld behaupteten, wodurch aber im übrigen nichts

entſchieden wurde, ſo daß bei dem Herannahen des Winters er wieder auf den Rückzug denken mußte; indem der größte Theil des Heeres an der Ems wieder zur See zurückkehrte, und nur einige Legionen den Weg zu Land vollendeten. Durch ein Sturm, der ihn hier überfiel, wurde ein beträchtlicher Theil ſeiner Flotte vernichtet, ſo daß einige Tauſende von ſeinen Truppen umkamen; er ſelbſt erreichte mit Mühe das Land bei den Chauken, wo er ſeine Schiffe ausbeſſern, und die übrige zerſtreute Mannſchaft aufſuchen ließ. Der Ueberreſt der Flotte nahm in der Folge wieder in den Häfen des Unterrheins die angewieſenen Stationen ein.

Das, was Druſus für Mainz geweſen war, deſſen erſtes Aufkommen ihm vorzüglich zu danken iſt, wurde deſſen Enkelin Agrippina, die Tochter des Germanicus, und Gemahlin des Kaiſers Claudius, für Cöln, indem ſie an dieſem ihrem Geburtsort eine Kolonie von edlen Römern und verdienten Soldaten errichtete, woher auch dieſe Stadt den Namen Colonia Agrippina erhalten hat.

Während der Regierung des Domitius Nero, des Sohns der Agrippina, waren Paulinus Pompejus und L. Vetus Oberbefehlshaber am Rhein. Um die Soldaten zu beſchäftigen, ließ der erſte den Damm, welchen Druſus vor einigen 60 Jahren angefangen hatte, um den Ueberſchwemmungen des Rheins Grenzen zu ſetzen, vollends zu Stande bringen.

Digitized by Google

L. Vetus hingegen traf Anſtalten, um den ſehr ſanft fließenden Arar oder die jetzige Saone in die Moſel zu leiten, wodurch die Kommunikation der Rhone mit dem Rhein hergeſtellt worden wäre. Allein Aelius Gracilis, der Unterfeldherr in der belgiſchen Provinz, welcher ihm die Ehre, ein ſolches Werk zu Stande zu bringen, mißgönnte, wußte es durch Vorſtellung von allerhand Schwierigkeiten zu hindern.

Bei dem Aufſtand der Bataver unter Claudius Civilis im Jahr 69 wußte dieſer der römiſchen Flotte ſich zu bemächtigen, welche zum Theil mit Batavern bemannt war, die übrigens damals nur aus 24 Schiffen beſtund. Civilis wurde in ſeinem kühnen Unternehmen ſehr bald von Seiten der auf dem rechten Rheinufer wohnenden Germaner als der Vertheidiger der allgemeinen Freiheit angeſehen; nur die Gallier konnte er nicht ſo leicht zum Abfall bewegen. Er belagerte indeß die Caſtra Vetera, oder das heutige Xanten; und nachdem auch ein Theil der Gallier endlich losgebrochen war, wurde im Einverſtändniß mit dem Julius Claſſicus und Julius Tutor, welche beide Trevirer waren, und Truppen befehligten, die in römiſchen Dienſte ſtunden, es dahin gebracht, daß die ſämmtlichen römiſchen Garniſonen von Mainz bis nach Cöln herab ſich für die allgemeine Sache der Verbündeten erklärten, und den gleichen Eid ablegten, daß ſie nur für dieſe fechten wollten.

Digitized by Google

Bei der großen Verheerung, die damals am Rhein erfolgte, wo alle Caſtelle und Feſtungen, woran die Römer ſo lange gearbeitet hatten, niedergeriſſen wurden, blieb Mainz allein verſchont.

Die Stadt Cöln war zu jener Zeit ſchon zu einem ziemlichen Wohlſtande gelangt, welches die Eiferſucht der Tenchterer und anderer Germanen erregte; die daher darauf beſtunden, daß die Mauern dieſer Kolonie geſchleift, und alle darinnen befindliche Römer umgebracht werden ſollten. Durch die ebenſo beſcheidenen als gegründeten Vorſtellungen der Einwohner, wobei ſie unter andern verſprachen, den Zoll abzuſchaffen, wurde jedoch dieſes abgewendet, und die ſeit kurzem immermehr aufblühende Stadt in den allgemeinen Bund des Civilis aufgenommen. Durch den römiſchen Oberbefehlshaber Petilius Cerealis erhielten jedoch in der Folge die römiſchen Angelegenheiten am Rhein wieder eine vortheilhaftere Wendung; denn nicht allein wurde Trier erobert, ſondern er nahm auch Cöln wiederum ein, wo die Einwohner, um ihre Ergebenheit gegen die Römer zu bewähren, alle Germanier ermordeten, die ſich in der Stadt befanden; auch ſchlug er den Civilis bei dem heutigen Xanten, der zu ſeiner Vertheidigung dort einen Damm in dem Rhein hatte aufwerfen laſſen, um alle benachbarte Ländereien unter Waſſer zu ſetzen. Der römiſche Feldherr würde damals das geſammte Heer ſeiner Gegner haben aufreiben können, wenn die in den Häfen des Mittelrheins hergeſtellte Flotte zeitig

genug da geweſen wäre, um den Batavern den Rückzug über dieſen Fluß abzuſchneiden. Bei einem Ueberfalle, den die Deutſchen in der Folge machten, wäre Cerealis beinahe gefangen genommen worden; wirklich eroberten ſie das prätoriſche Schiff, welches ſich durch ſeine Flagge auszeichnete, und glaubten, ihn da zu finden; allein er hatte die Nacht bei der Claudia Sacrata, einer Ubiſchen Dame, zugebracht, und war ſo der Gefahr entgangen. Das genommene prätoriſche Schiff wurde übrigens der bekannten Velleda zum Geſchenk gewidmet, und nach der Lippe abgeführt.

Civilis verſuchte endlich noch das letzte Mittel, ſich zu retten, durch eine Schlacht zu Waſſer am Ausfluß der Maas; als aber auch dieſe unglücklich ablief, indem die Römer ihm zwar nicht an Zahl, aber an erfahrnen Steuerleuten überlegen waren, mußte er ſich endlich zur Nachgiebigkeit bequemen. Er ſuchte es daher zu einer Unterredung mit den Cerealis einzuleiten, und indem die Brücke über den weſtlichen Arm des Rheins, die Vahal genannt, abgebrochen wurde, traten beide Feldherrn zuſammen, worauf es endlich zum Frieden kam.

Zu der Zeit Trajans, der im Jahr 98 als Befehlshaber der Legionen im untern Germanien zu Cölln den kaiſerlichen Purpur erhielt, rechnete man gegen 40 Handelsſtädte am Rhein; und zu den Zeiten der Antonine (138 — 161) ſtieg die Zahl derſelben ſchon auf 50, worunter Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Bingen, Coblenz, Trier, Andernach,

Digitized by Google

Remagen, Bonn, Cölln, Dormagen, Neus, Ascisburgium, Xanten und Cellen, eigentlich Colonia Trajana, welche zwiſchen Xanten und Cranenburg lag, die vorzüglichſten waren.

Unter Trajan wurden die Kaſtelle, Feſtungen, Dämme und Kanäle am Rhein vorzüglich ausgebeſſert. Auch Hadrian (117 — 138) begab ſich nach den rheiniſchen Provinzen, und hielt ſich eine Zeitlang dort auf, indem er die da befindlichen Feſtungen verſtärken, und die Städte verſchönern ließ. Durch ihn wurde der Rhein zur beſtimmten Grenze des Reichs erklärt. Er erlaubte den deutſchen Nationen, ſich unmittelbar an dem rechten Ufer dieſes Fluſſes niederzulaſſen, und glaubte ſie dadurch zu beehren, daß er ihnen den Namen als Alliirte der Römer gab.

Mainz war damals der Hauptort des obern Germaniens und Cölln der des untern, ſo wie Trier als die Hauptſtadt von Belgien angeſehen wurde. Unter ihm und den Antoninen dauerte die Ruhe und der Friede über ein halbes Jahrhundert an den Ufern des Rheins.

Schon zu jener Zeit waren die Städte am Rhein durch Landſtraßen, und zum Theil ſelbſt durch Kanäle untereinander verbunden; von Leyden führte eine Straße längs dem Rhein bis nach Helvetien und von da bis nach Rom.

Blühend war ſelbſt in dieſem Zeitraum die Schifffahrt auf dem Rhein; außer der Kriegsflotte ſcheint auch eine Flotte von Transportſchiffen beſtanden zu haben, welche dazu

diente, Getraide aus Brittanien und andern fruchtbaren Gegenden den Rhein herauf zu bringen. Eine Flottille von leichten Schiffen (lusoriae naves) hatte die Beſtimmung, den Rhein auf- und abzufahren, um alles zu beobachten, was auf dieſem Fluß vorgieng.

Auf dem Rhein ſcheint die Verordnung, daß die Deutſchen denſelben nicht mit ihren eigenen Schiffen befahren durften, nicht ſo beſtanden zu haben, wie dieſelbe unter dem Kaiſer Marc-Aurel (161 — 180) auf der Donau gegen die Jazygen geltend gemacht wurde.

Von den römiſchen Fahrzeugen, die ſeit Druſus den Rhein befuhren, unterſchied man:

1) die Naves longae, oder Kriegsſchiffe, welche von ihrer langen Bauart ſo genannt wurden. Dieſe Kriegsfahrzeuge wurden nach den Reihen der Ruderbänke in Biremis, Triremis, Quinqueremis abgetheilt. Es gab deren ſogar, wo die Zahl dieſer Ruderbänke auf 6 und 8 ſtieg, auf welche letztere aber wegen ihrer Schwerfälligkeit nicht viel gehalten wurde.

Ein Triremis hatte 3 Reihen von Rudern, jede zu 5, alſo zu beiden Seiten in allem 30 Ruder; ein Quinqueremis 5 Reihen auf jeder Seite, und ſo ſtieg die Zahl bis zu 8 Reihen, dieſe letztere Gattung wurde jedoch blos auf der See gebraucht.

Auf jede Quinqueremis ſollen nach Plinius hist. nat. 32, 1. — 400 Matroſen gerechnet worden ſeyn.

Digitized by Google

2) Eine zweite Gattung von Schiffen waren die Naves corbitiae (Fest. hist. 3, 1, 4.) welche zum Transport des Proviants bei den Kriegsſchiffen gebraucht wurden.

3) Endlich hatten ſie die Naves onerariae, oder die Laſt- und Kauffahrteiſchiffe.

Als Schaluppen bediente man ſich der Moneres oder der Schiffe mit einer Ruderbank; auch hatten ſie Naves speculatoriae, oder Obſervationsſchiffe.

Die Kauffahrteiſchiffe wurden mehr durch Segel, die Kriegsfahrzeuge hingegen mit Rudern und Segeln zugleich getrieben.

In Rückſicht der einzelnen Theile dieſer Schiffe unterſchied man: 1) den Kiel; 2) die Rippen (coxae), welche das Gebäude formirten; 3) die Planken zu den Wänden; 4) das Steuerruder, deren manches Schiff mehr als eines hatte; 5) den Maſt, der mit Tauen befeſtigt war; 6) die Segel, welche von grober dichter Leinwand waren, die ihre Quer- und Segelſtangen hatten, die man mit Seilen befeſtigte; 7) die übrigen Ruder, welche durch Löcher geſteckt wurden und zwiſchen eingeſchlagenen ſtarken Nägeln giengen; 8) die Ruderbänke ꝛc. Das Kalfatern der Schiffe geſchah mit Wachs, Pech und den Kolben von Rohr. Zu ihrem Schiffsbau wählten die Römer ſehr ausgetrocknetes Holz, welches ſie, was ſonderbar ſcheint, in den heißeſten Monaten des Jahres, im Julius und Auguſt, fällten.

Digitized by Google

Nächſt den nach dem Rhodiſchen Modell gebauten Schiffen, wurden die Liburniſchen für die leichteſten gehalten.

Zu den Angriffsmaſchinen der Kriegsſchiffe rechnete man:

1) die ſtarken mit Eiſen beſchlagenen Balken (rostra), welche am Vordertheil des Schiffes angebracht waren, und womit man die feindlichen Schiffe in Grund zu bohren ſuchte;

2) die Ferreae manus, oder ſchwere eiſerne Hacken, die man an die feindlichen Schiffe warf, um ſie anzuziehen und zu entern;

3) die Corvi, welche eine Art von Fallbrücken waren, über die man auf die feindlichen Schiffe drang;

4) die Turres oder Streitthürme, die im Vorder- und Hintertheil des Schiffes befeſtigt waren. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit denen, welche man zu Land bei Belagerungen brauchte, waren aber weniger hoch.

Auf dieſen Thürmen ſtanden Soldaten mit Wurfwaffen und Feuerkränzen, die man auf die Feinde hinab ſchleuderte.

Außer den Ruderknechten, welche ebenfalls bewaffnet waren, befanden ſich auf jedem Schiffe eine gewiſſe Anzahl Seeſoldaten. Ferner waren Bootsleute auf denſelben, welche die Aufſicht über die Taue, Ruder, Maſten, Segel, ſo wie endlich über den Proviant hatten.

Digitized by Google

Die Steuerleute und Magistri navium mußten Beweiſe ihrer Erfahrung und Geſchicklichkeit abgelegt haben, ehe ſie angenommen wurden.

Ueber alle hatte der Seekapitän (navarchus) die Oberaufſicht und die Oberſten der Seeſoldaten waren die Praefecti navis, welche eine ſehr ausgedehnte Gewalt hatten.

So war im Allgemeinen die Beſchaffenheit und Bemannung der römiſchen Flotte auf dem Rhein. Mit rothen Fahnen wurde meiſt das Zeichen zum Angriff gegeben, die Flotte bildete alsdann 2 Linien, und der Angriff geſchah bald in der Geſtalt eines halben Mondes. Außer der Corona navalis erhielten die Sieger blaue Fahnen.

Sowohl auf dem Oberrhein, als auf dem Unterrhein hatten in beſtimmten Häfen dergleichen Kriegsfahrzeuge ihre Stationen, die übrigens ſchwerlich ſich wechſelſeitig Hülfe leiſten konnten, da die Felſenbank bei Bingen, wenn dieſelbe auch, wie einige glauben, bereits zur Zeit des Druſus geſprengt worden wäre, doch höchſtens nur zur Abfahrt diente, wo aber zur damaligen Zeit ohnmöglich Schiffe zu Berg gebracht werden konnten, indem ſelbſt noch im Mittelalter in der Gegend von Lorch und Asmannshauſen ausgeladen werden mußte, weil die Fahrt zu Berg geſperrt war.

Auch nachdem zur Zeit der Antonine die Ruhe längs dem Rhein hergeſtellt war, unterhielten die Römer ſtets eine verhältnißmäßige Anzahl von bewaffneten Fahrzeugen

Digitized by Google

in den dortigen Häfen, und obgleich bereits ſeit der Regie, rung Hadrians (117) die Unterhaltung der Flotten zur See und auf den Strömen ſehr vernachläſſigt wurde, ſo mußten dieſelben doch ſowohl auf der Donau als auf dem Rhein vorzüglich im bereiten Stande erhalten werden, um die Grenzen gegen die Anfälle der Deutſchen und anderer feindlichen Nationen zu ſichern.

Pertinax, welcher 193 nach des Commodus Tode, Kaiſer wurde, war zuvor Befehlshaber der rheiniſchen Flotte geweſen.

Unter Septimius Severus (193 — 211), der das Reich militäriſch regierte, wurde auch am Rhein alles in dem gehörigen Vertheidigungsſtande unterhalten. Er ſelbſt war bereits ſeit 187 Oberfeldherr in den rheiniſchen Provinzen geweſen, und war von Mainz aus mit ſeinen Legionen nach Rom gezogen, um dort den Thron zu beſteigen.

Unter Caracalla 211 — 217 mußten die Legionen auf Fahrzeugen und Flößen von dem linken auf das rechte Ufer überſetzen, um die Allemannen zu bekriegen.

Nachdem ſowohl im Jahr 218 Macrin nebſt ſeinem Sohne Diadumenus und 222 Elagabal ermordet worden waren, wurde Alexander Severus Kaiſer. Von ihm hätte Rom noch manche ausgezeichnete That und manches Gute erwarten können, wenn er nicht eben zu der Zeit, wo er Anſtalten gemacht hatte, unterhalb Budenheim bei Mainz auf einer Schiffbrücke über den Rhein zu gehen, nebſt ſeiner

Digitized by Google

Mutter, der Julia Mammea, 235 ermordet worden wäre, indem die Armee wegen den mit den Allemannen eingegangenen Friedensbedingniſſen aufgebracht war.

Nach ſeinem Tode wurde Maximinus Thrax zu Mainz als Kaiſer ausgerufen, der die Allemannen bekriegte, und ihr ganzes Land verwüſtete. Er ſowohl, als ſein Sohn Maximus wurden 238 ermordet, und ſo ſtarben mehrere ihrer Nachfolger eines unnatürlichen Todes, wodurch das römiſche Reich in Gefahr kam, in mehrere Staaten zu zerfallen, da oft an mehreren Orten zugleich Kaiſer ausgerufen wurden.

Im Jahr 260 fiel Valerian in die Hände der Perſer. Sein Sohn Gallienus, dem er den weſtlichen Theil des Reichs übergeben hatte, nahm ſeine Reſidenz zu Trier. Schon zu jener Zeit war Poſthumus Statthalter in Gallien und ſeit 265 wurde er unumſchränkter Gebieter am Rhein, indem er zu Cölln als Kaiſer ausgerufen wurde. Dieſer letzte gieng mehrmals über dieſen Fluß, und legte zur größern Sicherheit mehrere Feſtungen auf dem rechten Ufer an. Da er den Truppen die Plünderung nicht erlauben wollte, ward er ermordet. Ebenſo wurde auch Gallienus 268 zu Cölln erſtochen, und Claudius II. als Kaiſer ausgerufen. Unglücklicher Weiſe ſtarb dieſer letztere ſchon 270 an der Peſt, da er ſonſt wahrſcheinlich der Wiederherſteller der Ruhe im römiſchen Reiche geworden wäre.

Digitized by Google

Aurelian, dem man den Namen Restitutor Orbis beilegte, wußte während einiger Zeit dem Reich die ſo nöthige Einheit wieder zu verſchaffen. Ehe er den Thron beſtieg, war er Tribun der 6ten galliſchen Legion geweſen, die in Mainz in Beſatzung lag; ſchon hier hatte er ſich durch ſeine Thaten ausgezeichnet, und als Kaiſer wußte er die Provinzen des Rheins gegen alle Anfälle zu ſichern. Er beſiegte die, welche von den ſogenannten 19 Tyrannen, deren Zahl man unrichtig auf 30 hat angeben wollen, noch übrig geblieben waren; auch er wurde 275 ermordet.

Während dem 8monatlichen Interregno, welches nach dem Tode dieſes Kaiſers erfolgte, waren die Allemannen und Franken über den Rhein gegangen, und hatten ſich ſowohl des obern als niedern Germaniens größtentheils bemächtigt, und gegen 70 Städte geplündert. Durch Probus wurden ihnen ihre Eroberungen wieder abgenommen. Er führte ſeine ſehr beträchtliche Armee ſogar über den Rhein und verbreitete die römiſchen Waffen bis an die Ufer der Elbe und des Neckars, wo er die bekannte Mauer vom Rhein durch Schwaben bis an die Donau hinzog, die aber wenige Jahre nachher wieder von den Allemannen durchbrochen wurde.

Durch ihn würde ein Theil der überwundenen Franken nach Thracien an die Ufer des ſchwarzen Meers verſetzt, von wo ſie zur See die ſo kühne Rückfahrt machten, indem ſie an der Küſte Griechenlandes und Afrika's mehrmals ans

Digitized by Google

Land ſtiegen, dort die reichſten Städte plünderten, und mit ihrem Raub ganz Spanien und Gallien umſchifften, bis ſie endlich an der Küſte der Frieſen und Batavet ausſtiegen, und ſo zum Theil zu den Ufern des Rheins zurückkehrten. Dieſer Zug giebt uns den Beweis, das dieſe Nation in der Schifffahrtskunde ſchon zuvor mehrere Kenntniſſe mußte erlangt haben.

Indem Probus eine ſtrenge Disziplin unter ſeinen Truppen herſtellen wollte, und ſeine Soldaten mit Ausgraben von Kanälen und andern Arbeiten am Rhein und in Gallien beſchäftigte, wurde er 282 ermordet.

Der Rhein war bisher in ſeinen Umgebungen gleichſam der doppelte Schauplatz ſowohl der innern bürgerlichen Kriege, als der Feldzüge gegen die immer mächtiger werdenden deutſchen Nationen geweſen; es konnte daher nicht fehlen, daß dieſes einen großen Einfluß auf die Schifffahrtsverhältniſſe dieſes Fluſſes haben mußte; doch waren dieſelben größtentheils im Allgemeinen ſo geblieben, wie wir ſie oben haben kennen lernen, indem es meiſt Kriegsfahrzeuge und Transportſchiffe waren, welche die nöthigen Früchte und den übrigen Proviant für die längs dem Rhein ſtationirten Legionen herbeiführten. Seitdem jedoch mehrere Kaiſer eine Zeitlang ihre Reſidenzen in der Nähe des Ufers des Rheins nahmen, wurde auch die Zufuhr aller Art von Produkten auf dieſem Fluſſe häufiger, ſo daß beſonders nach der Mitte des 3ten

Digitized by Google

Jahrhunderts ſich Handelsverhältniſſe hier bildeten, wie dieſelben zuvor nicht beſtanden hatten.

Nachdem Diocletian 284 — 305 den tapfern aber grauſamen Maximian zum Mitregenten angenommen hatte, nahm dieſer ſeinen kaiſerlichen Sitz zu Trier, drängte die Allemannen, Burgunder und andere deutſche Völker zurück und verfolgte ſie 287 bis über den Rhein.

Da ſeit dem kühnen Rückzuge der aus dem ſchwarzen Meer wieder angekommenen Franken, die Bewohner der Niederlande eine Menge leichter Fahrzeuge gebaut hatten, womit ſie die benachbarten Küſten verwüſteten, ſo mußten ſowohl die See- als die Stromflotten auf dieſer Seite des Reichs verſtärkt werden; das Kommando darüber erhielt der menapiſche Bürger Carauſius, der ſich durch ſeinen Muth auszeichnete. Da er aber in der Folge eben ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften wegen verdächtig wurde, ſo ſollte er umgebracht werden; allein er kam dieſem dadurch zuvor, daß er ſich der Flotte bemächtigte und damit nach Brittannien ſegelte, und dort den Purpur anlegte; indem er hierauf in ein Bündniß mit den Franken trat, beherrſchte er eine Zeitlang den Ocean und war Meiſter der Mündungen der Maas und aller übrigen belgiſchen und galliſchen Flüſſe. Nach vielem Bemühen wurde von Maximian eine neue Flotte auf dem Rhein und in den übrigen Gewäſſern zuſammen gebracht; allein ſie vermochten nichts gegen die, welche Carauſius unter ſeinen Befehlen hatte, ſo,

Digitized by Google

daß dieſer in ſeiner Würde ſich behauptete. Erſt einige Zeit hernach ward Brittannien von Conſtantius Chlorus, welcher ebenfalls zu Trier reſidirte, und ſich der Schiffe des Carauſius in Boulogne, und in den übrigen galliſchen Häfen bemächtigte, wieder erobert. Nach Conſtantius Tode 306 wurde das römiſche Reich ſeit 308 von 6 Kaiſer zugleich regiert.

Sein Sohn Conſtantin der Große hatte von 306 bis 12 ſeine Reſidenz ebenfalls zu Trier, und ſchützte die rheiniſchen Provinzen gegen die Einfälle der vom rechten Ufer herüber dringenden Franken und Allemannen. Mittelſt der rheiniſchen Flotte vertrieb er die erſtern aus der Bataviſchen Inſel. Von ihm wurden die Feſtungen längs dem Rhein ausgebeſſert, und er veranſtaltete überhaupt alles, was von dieſer Seite zum Schutz der Grenzen des Rheins dienen konnte.

Zum Andenken der wiederholten Siege, welche er über die Franken in den Jahren 309 und 313 davon trug, ſetzte er die fränkiſchen Spiele ein, die alljährig vom 14. bis 20. Juli gefeiert wurden.

Als beſondere Denkmäler der Regierung dieſes Kaiſers für die Gegenden des Rheins, konnte man die zwei Brücken anſehen, welche er über dieſen Fluß ſchlagen ließ, die eine nämlich bei Cölln, wovon man die Ueberbleibſel noch ſieht, und welche bis zur Zeit des deutſchen Kaiſers Otto I.,

folglich über 600 Jahre, geſtanden haben ſoll; die zweite an dem Ort, wo ſich der Rhein in zwei Theile theilt.

Er hinterließ 337 das Reich, und beſonders die abendländiſchen Provinzen, in einem ſehr guten Zuſtande; allein durch die Uneinigkeit ſeiner Nachkommen, und wegen ſo vielen andern Kriegen, wurde dieſer Theil der Grenze des Reichs gleichſam vergeſſen, ſo daß die gegenüber wohnenden Deutſchen in ihren Unternehmungen immer kühner wurden.

Im Jahr 341 entſtund ein neuer Krieg mit den Franken, welcher durch einen Vergleich mit Conſtans beigelegt wurde. Der Friede dauerte jedoch nicht lange, denn ſchon 350 drangen ſie auf Einladung des Magnentius in Gallien ein und zerſtörten über 50 blühende Städte, worunter ſich Cölln, Xanten, Cleve, Trier, Mainz, Worms, Speier und Straßburg befanden. Die Allemannen waren dagegen 352 von Conſtantius aufgefodert, den Magnentius anzugreifen; nachdem aber die Expedition geſchehen war, konnte er ſie nicht wieder zum Rückzug bewegen, ſo daß, indem auf einer Seite die Franken die Inſel der Bataver und die belgiſchen Provinzen eingenommen hatten, ſich auf der andern die Allemannen in dem heutigen Elſaß und Lothringen ausbreiteten. Gegen dieſe Nationen zog Julian zu Felde, der dieſe letztern 356 bei Autun antraf, und dort ſchlug. Eben ſo drang derſelbe auch gegen die Franken bis Cölln vor, welche Stadt derſelbe aus ihren Ruinen wiederum herzuſtellen ſuchte. Im folgenden Jahr 357 zog Julian

aufs neue ins Feld, um in die Sitze der Germanen ſelbſt einzudringen. Ein anderer römiſcher Anführer ſollte bei Baſel über den Rhein gehen, um die Feinde ſo zwiſchen zwei Armeen zu bringen; allein dieſer handelte pflichtwidrig, und ließ einen Trupp dieſer letztern vor ſeinem Lager ungeſtört vorüber ziehen, welche die Schiffe und den Proviant der Galliſchen Arme verbrannten. In demſelben Jahre vertrieb er die Germanen von den Rheininſeln, nachdem er ſie bei Straßburg geſchlagen, und ihren Heerführer gefangen hatte. In der Folge ſetzte er den Krieg in ihrem eignen Lande fort, gieng über den Rhein und drang vor bis zum Speſſart, indem er den Proviant der Armee auf dem Main in Schiffen nachbringen ließ. Mit äußerſter Thätigkeit wandte ſich Julian bald gegen die Allemannen am Oberrhein, und bald gegen die Franken am Unterrhein, wo er von Cölln aus wieder bis zu dem Ocean vordrang. Endlich nöthigte er beide zum Frieden.

Mehrmals war Julian während dieſen Feldzügen über den Rhein gegangen, wo bei dem erſten Uebergang beſonders die ſehr fruchtbaren Gegenden der beiden Ufer des Mains verwüſtet wurden; und indem bei dem dritten die Germanen alles aufboten, um die Brücken zu zerſtören, die er über den Rhein geſchlagen hatte, ſo vereitelte er ihren Plan dadurch, daß er 300 leicht bewaffnete Soldaten in 40 kleinen Fahrzeugen ſtill den Fluß hinauf fahren ließ, welche nahe an den Poſten der Feinde landeten, und ihn ſo in Verwirrung ſetzten, daß

die übrige Armee folgen konnte. Bei ſeinem Rückzug ſoll er 20,000 Gefangene, die er befreit hatte, auf das linke Ufer übergeſetzt haben.

Von Julian wurden beſonders Bingen, Andernach, Bonn, und Neuß aufs neue befeſtigt, auch noch drei andere Kaſtelle, die nicht mehr exiſtiren, hergeſtellt. Aus Brittannien ließ er mehrere mit Korn beladene Schiffe kommen und vertheilte ſie unter die Bewohner der Städte, die am meiſten gelitten. Ueberhaupt wurde durch ſeine Siege der Schifffahrt des Rheins wieder diejenige Sicherheit verſchafft, die Conſtans zuerſt, ſogar mit einer Art von Tribut hatte erkaufen wollen, und wodurch ſich der Beweis ergiebt, daß der Rhein nicht blos mit bewaffneten Fahrzeugen bedeckt war.

Unter Valentinian I. 364 — 375 entſtund mit den Allemannen ein neuer Krieg; 368 wurde Mainz überfallen, der Kaiſer gieng endlich über dem Rhein, ſtellte am Necker eine alte römiſche Feſtung wiederum her, und drang 371 in die Gegend zwiſchen den Main und der Lahn, wo endlich 372 mit dem dort regierenden Könige Friede geſchloſſen wurde.

Gratian, der Nachfolger Valentinians, hielt ſich von 375 bis 78 zu Mainz auf; zwiſchen Straßburg und Colmar trug er einen wichtigen Sieg über die Allemannen davon, die über den Rhein gekommen waren, um nach ihrer Gewohnheit in den galliſchen Provinzen Beute zu machen.

Digitized by Google

Auch die Franken giengen 388 wieder über den Rhein, und drangen in Gallien ein; ſie wurden aber von Arbogaſt, der ihr Landsmann war, und den Oberbefehl der römiſchen Truppen hatte, zurückgeſchlagen. Im Jahr 395 ſchloß Stilicho, der Miniſter des Honorius (395—423), Friedensbündniſſe mit den Franken und Allemannen, in welchen der Rhein noch als Grenze des römiſchen Gebiets anerkannt wurde; aber dieſes war auch das leztemal, denn 10 Jahre ſpäter wurde durch den Zug der Schwaben, Vandalen, Burgunder und Allemannen über den Rhein, die Scheidewand auf immer zernichtet, welche die ziviliſirten Nationen von den wilden Völkern bisher getrennt hatte. Mainz wurde damal zuerſt eingenommen und geſchleift. Im folgenden Jahre geſchah eben dies mit Worms, Speier und Straßburg. Seitdem ſuchten die römiſchen Statthalter zwar noch die galliſchen Provinzen zu vertheidigen; aber den Rhein als Grenzſtrom konnten ſie nun nicht mehr behaupten; wodurch alſo auch die bisherige römiſche Schifffahrt auf dieſem Fluſſe eine große Veränderung erlitt. Die lezten Flotten, welche den Rhein gewöhnlich beſchüzten, beſtunden ſeit Conſtantin dem Großen ohngefähr aus 100 Fahrzeugen von verſchiedener Größe; nur bei beſonderen Anläſſen, wie zum Beiſpiel bei den Feldzügen Julians, wurde dieſe Zahl vermehrt.

Nachdem wir bemüht geweſen ſind, hier unter Berückſichtigung der Schickſale, die den Rhein und ſeine Ufer-Bewohner in dem Laufe von mehr als 400 Jahren betroffen

Digitized by Google

haben, alles das anzuführen, was uns von den älteſten Nachrichten über die Schiffahrt dieſes Fluſſes bekannt worden iſt, ſo ergiebt ſich als Reſultat, daß:

1) In den frühern Zeiten dieſer Periode es größtentheils bewaffnete Fahrzeuge waren, die auf dem Rhein angetroffen wurden, und daß außer dieſen blos die zu dem Dienſt der römiſchen Garniſonen nöthigen Proviantſchiffe dieſen Fluß befuhren. Es läßt ſich daher nicht wohl begreifen, wie einige Schriftſteller haben behaupten können, daß ſchon Auguſt auf dem Rhein, Zölle angelegt habe, um durch das eingekommene Geld die Legionen an der Grenze erhalten zu können, ohne dem römiſchen Senat beſchwerlich zu fallen; denn woven hätten dieſe Zölle zu jener Zeit, wo noch ſo wenig Handelsverkehr auf dieſem Fluſſe war, erhoben werden ſollen? Es müſſen nothwendig daher unter jenen Rheinzöllen diejenigen Abgaben verſtanden werden, welche unter Auguſtus Regierung in den römiſchen Provinzen überhaupt erhoben worden ſind.

2) Sowohl auf dem Oberrhein als auf dem Mittel- und Niederrhein treffen wir bewaffnete Fahrzeuge an, die zu der auf dieſem Strom unterhaltenen Flotte gehörten, ohne daß jedoch beſtimmt wird, welche nähere Kommunikation unter denſelben Statt gefunden habe. Denn ſicher würde hierdurch ſich vieles auf das ſchließen laſſen, in welchem Zuſtande die vormals ſo ſchwierige Fahrt über die bekannte Felſenbank bei Bingen geweſen ſey, von der einige glauben,

Digitized by Google

daß dieſelbe bereits auf Veranſtaltung des Druſus zur Hin- abfahrt geöffnet worden wäre. Daß übrigens keine gewöhn- liche Bergfahrt hier habe ſtatt finden können, davon laſſen ſich die Beweiſe noch aus der ſpätern Geſchichte beibringen.

3) Während dieſer ganzen Periode ſcheinen die Uferbe- wohner des Rheins durch die Schifffahrt einen vorzüglichen Verkehr mit den Batavern, ſo wie mit den belgiſchen und galliſchen Häfen unterhalten zu haben. Bis nach Spanien dürften ſchwerlich die Fahrten aus dem Rhein gegangen ſeyn. Deſto häufiger aber wurde nach Brittannien übergeſchifft, woher eine Zeitlang der Proviant für die längs dieſem Fluſſe ſtationirten Garniſonen geholt wurde.

4) Daß außer der römiſchen Stromflotte und den Pro- viantſchiffen auch germaniſche Fahrzeuge auf dem Rhein angetroffen wurden, läßt ſich wohl nicht leugnen, wenn wir zumal erwägen, daß Conſtans (338—350) ſogar die Abſicht hatte, von den Deutſchen die Freiheit der Rheinſchiff- fahrt durch eine Art von Tribut zu erkaufen, die ſpäterhin durch die Siege Julians wieder hergeſtellt wurde.

5) Eben hieraus wird ſich auch der Beweis entnehmen laſſen, daß in der letzten Hälfte dieſer Periode die Handels- verhältniſſe auf dem Rhein nicht ganz unbedeutend geweſen ſeyn müſſen, da den Römern ſo ſehr daran gelegen war, die freie Kommunikation für die häufigen Transporte zu erhalten, die auf dem Rhein gemacht wurden. Denn ihre bewaffne- ten Fahrzeuge, ſo wie die Proviantſchiffe, welche mit mili-

Digitized by Google

täriſchen Wachen verſehen waren, hatten wohl nichts von den Angriffen der Germanen zu fürchten, denen ſie in allem, was die Schifffahrt betraf, ſo ſehr überlegen waren; es müſſen daher Laſt- und Handelsſchiffe geweſen ſeyn, für die Conſtans die Freiheit der Fahrt zu erhalten ſuchte.

Daß übrigens ſchon damals, nachdem ein wirklicher Handelsverkehr auf dem Rhein ſtatt hatte, gewiſſe Abgaben für eben dieſe Freiheit der Fahrt, ſo wie für die Aus- und Einfuhr der Waaren entrichtet werden mußte, davon finden ſich mehrere Beweiſe, wie wir dieſes in der Folge bei einer andern Gelegenheit auseinander ſetzen werden.

Digitized by Google

VI.

Der Hundsrücken.

(Eine etymologiſche Kleinigkeit.)

Der Rhein ſchließt, von Bingen bis Koblenz, mit der Moſel und der Nah, eine Berggegend ein, deren Höhen unter dem Namen Hundsrücken allgemein bekannt ſind. Mancherlei Erklärungen dieſer Benennung ſind ſchon verſucht worden.

Der Abt Trithemius griff dieſelbe ganz derb nach der Idee des gemeinen Mannes, ſeiner und der jetzigen Zeit, welcher zufolge ſogar eine die Mündung der Moſel quer durchziehende Untiefe, welche bei niedrigem Waſſer völlig trocken zum Vorſchein kommt, den Namen Hundsſchwanz erhalten hat und noch führt. Er überſetzt ſie Cynonotus (Hunds-Rücken, Dorsum canis) ins Griechiſch-Lateiniſche. *) — Dieſe Etymologie wird ſchwerlich

*) *Trithemius* Histor. belli Bavar. in *Freber* scriptor. Rer. Germ. Tom. II. p. 327 (edit. Struvii). »Fridericus »primogenitus, qui dictus est Cynonotus, id est

die Stimmen der Geſchichtsforſcher für ſich erhalten. — Eine bedeutende Strecke hohen Landes, welche von keinem Punkte aus, ſelbſt in der Ferne nicht, ganz ins Auge gefaßt werden kann, und für ſich ſchon von bedeutenden Thälern durchſchnitten iſt, wird nie dem Rücken eines Hundes gleich ſehen. Ihre Form kann daher nicht zu einem ſolchen Namen die Veranlaſſung gegeben haben. Eben ſo wenig konnte, bei der Nachbarſchaft der Eifel und des Weſterwaldes (erſtere gleich jenſeits der Moſel, letzterer gleich jenſeits des Rheines), die Beſchwerlichkeit der Gebürge an ſich ſo außerordentlich ſcheinen, um daher, ohne nähere Aehnlichkeiten, den ſchreckenden Namen zu erſinnen.

Der Hundsſchwanz bei Koblenz iſt der Abſatz von Kieß, durch den ſchwachen Fall der Moſel gegen den ſtärkern des Rheins veranlaßt, und wohl ſpäteren Urſprungs, als der Name des Bergrückens.

Früh hatte man daher ſchon an eine andere Ableitung gedacht; und es gab ihrer, welche ihn von den Hunnen entſprungen behaupteten; woher auch das Städtchen Kaſtellaun durch Castellum Hunnorum ins Lateiniſche übertragen wurde. Schwerlich aber hatten die Hunnen daſelbſt Kaſtelle erbaut.

» Huntzrucker, propterea quod partem comitatuum » in Spanheim et in Starkenberg consecutus mora» batur in Simern, oppido in pagaxis, qui Huntz» rucker dicuntur, situato. »

Mechtel wagte eine neue Etymologie. Nach ihm ſoll Hundsrück, oder Hunsrück, von Hagen (Hecke, Wald) herkommen, und der alſo genannte Strich Landes urſprünglich Hagensrick geheißen haben. *)

Waren auch die Wälder dieſer Berghöhen ehemals etwas nichts ſo beſonders, um nach ihnen das Land zu benennen, ſo waren ſie doch die einzigen durch zwei bedeutende Flüſſe eingeſchloſſenen Bergrücken. Dieſe Betrachtung ſtritt für Mechtel. Allein die Veränderung des Wortes Hagensrick in Hunsrück hat zu wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich. Im Munde des Volkes der Gegend, und weiter hinab, wird aus A wohl ein E oder O, nie aber ein U; auch hat ſich längs dem Rhein, und in dem Binnenlande, Hage oder Hain gewöhnlich in Ham oder

*) *J. Mechtelii Pagus Logenahe.* In Rubr. *Archiepiscopi Trevir. Domini in Lintburg, M. S. pag. m.* 35. »Robura »convexa indaginem dicimus, lingua vero vulgari »diversimode. Eburonibus Menapiisque nonnun»quam est indago ein Hage, oder Hege: unde *Gra»venhage,* oppidum Hollandiae aggere ex cespite ag»gesto et spineto communitum: Item *Hagensrick;* est »ditio inter Rhenum et Musellam, qua robure con»vexo munitis viis et fluminibus per ardua juga mon»tiumque anfractus itur in Palatinum. Sic accura»tius, quam si ab Hunnis et Hymno ementiri veli»mus.» — Mechtel war im ſiebenzehnten Jahrhundert Pfarrer zu Brechen bei Limburg, und ſuchte in ſeinem Lahngau die Geſchichte ſeiner Gegend aufzuhellen.

Hamm verändert; z. B. bei Boppard, bei Limburg an der Lahn ꝛc.

Die Erklärung, welcher Brower den Vorzug giebt, ſcheint wirklich ſonderbar. Nach ihm ſoll man Hundesrucher-Gau ſchreiben, gleichſam Hinterrücker-Gau, Gau der Nachrücker, Nachfolger, Nachkommen der eingewanderten Franken *). Sollen denn die ſtärkern Einwanderer den ſchlechtern Theil des Landes auf der Höhe den mildern und mehr angebauten Ebenen vorgezogen haben, ſo, daß ihrem Sitze vorzugsweiſe der Name von ihnen beigelegt worden? Und wenn auch; warum von den Nachkommen der Einwanderer? warum nicht von dieſen ſelbſt?

Dieſe zu gezwungene Erklärung ſtand ſchon Reiffenberg nicht an, welcher, in ſeinen Anmerkungen zu dieſer Stelle Browers, zwiſchen zwei Ableitungen ſchwankt. Hun, ſagt er, iſt das alte Wort für groß; daher Hunnfeld im Windiſchen und Hunsangen auf dem Weſterwalde; auch hießen die Vorſteher eines Diſtrikts Hunen. Nun bedeutet Hunsrück entweder großes Reich, gro-

*) Ea regione locorum, quam nonnulli, ceu ab Hunnis et Sarmatis olim insessam, Hunnorum praesidium cupiunt; alii ceu a canis tergo Cynonotorum dorsa; meliores ab advenarum Francorum posteris, Hundesruchi pagum, volunt appellari. *Broweri Annal. Trevir. Proparose Cap. XXVI. n. 5. pag. 72.*

Digitized by Google

ßer Gau, oder großer Bergrücken *). Schade nur, daß die Vorausſetzung wohl nicht zu erweiſen iſt! — Indeſſen werde ich doch auf dieſe Anſicht zurückkommen.

Hontheim wurde wahrſcheinlich durch Reiffenberg auf ſeine Etymologie gebracht. Er leitet den Namen Hunsrücken von Hundert, Hundertrichter (ein Ausdruck, der, nach Dufresne und Freher, oft ſtatt Gau gebraucht worden) her, und nimmt ihn mit der anderwärts übrig gebliebenen Benennung Centgericht (Hundertgericht), mit Gau oder Gaugericht, für gleichbedeutend **). Dieſe Etymologie hat zwar viel für ſich; vorzüglich, wenn man vorausſetzt, daß der Namen in der fränki-

*) *Hun* in antiqua lingua majoribus nostris id fuit quod *magnum*. Sic in Comitatu Vidano *Hunefeld*, in Satrapia Montaborina *Hunsangen*, à spatiosis agris et planitie appellati. Die Hunen, sive Majores, vocantur, qui praesunt certo villarum numero, et limitato terrae spatio, quod eine Hundſchaft nominant. Et hinc mihi videtur, pagum *Hundsrück* olim dictum fuisse *Hundsrick*, ad destinctionem minoris dominii, quod adhuc hodie das Grewensrich vel reich vocatur. Vel Hundsrück est ingens montis dorsum, quia regio est montana. *Reiffenberg Notae et Additiones ad Broweri Annales. Trevir. Cap. XXV. n. 24. M. S.* — Von dieſen Noten und Zuſätzen hatte Herr von Hontheim eine Abſchrift beſeſſen, welche durch ſein Vermächtniß an die Univerſitätsbibliothek zu Trier gekommen iſt.

**) *Hontheim* Hiſtor. Trevir. Diplomat. Prodrom. Orig. Trevir. polit. sub Francis §. 3. pag. 267.

ſchen Epoche entſtanden ſeye. Allein zu geſchweigen, daß der Strich für ein Centgericht zu groß ſcheint, mögte die Verwandlung von Hundertgericht in Hundsrück etwas ſchwer zu verfolgen ſeyn.

Ich ziehe jederzeit die einfachſte und natürlichſte Erklärung allen andern vor; und wage daher eine achte, deren Idee derſelbe Reiffenberg in mir erweckt hat, durch welchen Hontheim auf ſeine gelehrte Etymologie gebracht worden iſt.

Reiffenberg war, meines Erachtens, auf dem beſten Wege. Es wundert mich wirklich, daß er, in der Nachbarſchaft geboren, mit der Sprache des Volkes bekannt, eine ſinnreiche Erklärung der ſich von ſelbſt darbietenden vorzog, oder daß er in einem Worte lieber eine demſelben fremde Bedeutung fand, als dem Genius der Nationalſprache nachgieng.

Zwar nicht immer, aber doch ſehr häufig, wird in der gemeinen Sprache der Gegend weit umher aus O ein U. Hoch heißt, und hieß wohl auch ſchon ehmals huh; Hohen heißt und hieß Huhen. Ein hoher Berg klingt in dem Munde des Volkes en huher Berg. Wie? wenn wir Hunsrück, ſtatt mit Reiffenberg von groß (hun), von hoch (huh), oder noch beſſer von Hohen (Huhen) herleiteten? Die von ihm angeführten Dörfer,

Hunefeld und Hunſangen, liegen beide gleichfalls auf der Höhe.

Es iſt nicht eine rohe Vermuthung, die ich hier äußere: ich begründe ſie durch Analogie, und verfolge die Geſchichte der Verwandlung des Namens.

Auf dem Mayenfelde, nicht weit von dem Landſtädtchen Mayen (vier Stunden von Koblenz), ragt über die an ſich hohe Gegend, und die andern kleinern Berge, ein einzelner Kopf unterſcheidend hervor, und dieſer heißt in der Provinzialſprache der Hommerich. Wem fiele eine andere Erklärung dieſes Namens ein, als Hoher Berg? Hohenberg? beim gemeinen Manne Hohenberig, und der weichern gemächlichern Ausſprache wegen Hohemberig? ſpäter, oder auch zu gleicher Zeit, Homberig? Hommwerig, Hommerich? Hier ſpricht wohl die Sache für ſich ſelbſt, wenn man die Sprache des Landes kennt.

Sollte es zuviel gewagt ſeyn, wenn ich auf dieſelbe Art die Geſchichte des Namens Hunsrücken ſo darſtelle:

Statt Hohen- (oder Höhen-) Rücken, Huhen-Rücken, Huhn-Rücken, Hunrücken, Hunsrücken. Von einer nicht ſehr gebildeten Zunge geſprochen lautet Hunsrücken ohnehin wie Hundsrücken. Wie leicht entſtand nun, bei der ehemals wohl noch auffallendern Rauhigkeit des Landſtriches, in den Bewohnern der beſſern Gegenden am Rheine und im Gaue der Nebenbegriff

von einer Hunds-Gegend *)? Anfangs ſprach und dachte man nur im Scherze Hundsrücken, bis dieſer Ausdruck in den allgemeinen Gebrauch übergieng, und endlich die Idee ſo fixirte, daß mehrere Leute jetzt ſcherzweiſe Hunds-Buckel ſagen, und früher ſchon dem Hundesrücken ein Hundeſchwanz gegeben wurde.

*) In der Gegend von Koblenz ſagt man noch heutzutage häufig: Das iſt eine Hundsarbeit, ein Hundsweg ꝛc.

Nachricht

an das litteräriſche Publikum.

Von dieſer beliebten Zeitſchrift, welche aus verſchiedenen Gründen mit dem Jahre 1815 nicht mehr fortgeſetzt wird, ſind von den fünf davon erſchienenen Jahrgängen, nämlich von 1810 — 1814, noch vollſtändige Exemplare um den auf die Hälfte herabgeſetzten Ladenpreis, den Jahrgang zu 2 Thlr. 12 Ggr. ſächſ. oder fl. 4. 30 kr. rhein. bei den unterzeichneten Verlegern zu haben.

Florian Kupferberg in Mainz.
L. Schellenberg in Wiesbaden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google